4/
2(2)



Pf 41090-2(2)



Geschenk von Erika Rau

Deutsche Kulturbilder

von

Konrad von Bolanden.

Zweiter Band.

3. Es wird Licht.

Regensburg, Rom und New York.
Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1901.

Es wird Licht.

Deutsches Kulturbild

aus

dem achten Jahrhundert

von

Konrad von Bolanden.

Zweite, unveränderte Auflage.

Regensburg, Rom und New York.
Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1901.

Pf 4/1090-2(2)

Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen behält sich die Verlagshandlung vor.

EX
BIBLIOTHECA BIPONTINA
ZWEIBRÜCKEN

2603 G 1321

III.

Es wird Licht.

1. Die Zauberfrau.

Der Sieg bei Soissons über die Neustrier oder Westfranken, im Jahre 719, hatte Karl Martell zum Beherrscher des ganzen Frankenreiches gemacht. Neben den Schattenkönigen, aus dem Geschlechte der Merowinger, besaß und behauptete er die unumschränkte Herrschaft in dem ungeheueren Reiche. Karl ruhte jedoch keinen Augenblick auf den errungenen Lorbeeren. Seine gewaltige Kraft und sein kühner Thatendrang stachelten ihn, Macht und Ansehen des Frankenreiches auszudehnen, jene deutschen Stämme wieder zu unterwerfen, welche die Kriege zwischen Neustrien und Austrien benützt hatten, um die Oberherrschaft der Franken abzuschütteln. Nach dem Siege bei Soissons ging Karl Martell über den Rhein, trieb die Sachsen aus Hessen, überzog die Schwaben und Bayern und zwang sie unter seine Botmäßigkeit. Die Grenznachbarn der Sachsen, die Chatten, auch Hatten, Hetten und Hessen genannt, ein kriegerisches, wildes Volk, waren den Franken längst tributpflichtig, leisteten sogar Karl Martell Heeresfolge in seinen Kriegen.

Diese Waffengenossenschaft mit den Franken, zur Bekämpfung deutscher Stämme, warf keinen Schatten auf den guten Leumund der Hessen; denn der Zusammenschluß aller deutschen Stämme zu einem einzigen Volke ist eine christliche Idee, zur Zeit des Heidentums völlig unbekannt. Es war vielmehr urdeutscher Brauch, sich zu befehden und zu berauben, in Stammeskriegen und Familienzwisten sich gegenseitig die Schädel einzuschlagen. Je mehr die Deutschen untereinander sich mordeten und zerfleischten, desto mehr gefielen sie ihrem Gott Wodan, desto zahlreicher stiegen die gefallenen Helden empor nach Walhalla, um dort ihre Kämpfe fortsetzen, und ihren Gelüsten nach Bier, Met und Jagd maßlos fröhnen zu können. Bei solchen barbarischen Vorstellungen und Strebungen des deutschen Heidentums konnte die Idee der Verbrüderung aller deutschen Stämme zu einem Volke oder einheitlichen Staatskörper nicht aufdämmern. Aber schon nahte das Licht, welches die Nacht des Heidentums verscheuchte, die Häßlichkeit und Verworfenheit greulicher Sitten und Gebräuche enthüllte und auch den Hessen den Weg zeigte, der sie aus der Barbarei emporführte zur Gesittung, Wahrheit und Freiheit.

Nach dem Plane der göttlichen Weltleitung sollte Karl Martells Heereszug durch Hessen den christlichen Glaubensboten den Weg bereiten. Gleich nach ihm erschien daselbst der heilige Bonifatius, der Apostel der

Deutschen. Predigend zog er durch das Land und taufte viele Heiden. Allein die getauften Barbaren stiegen keineswegs als gesittete Menschen und thatkräftige, selbstbewußte Christen aus dem Taufbrunnen. Sie hatten zwar den Götzen abgeschworen, nicht aber den alten Menschen ausgezogen, welcher in der Finsternis des Heidentums geboren, aufgewachsen, mit tausend Fäden an dasselbe gebunden war. Und weil die Unterweisung in christlichen Glaubens- und Sittenlehren nur eine flüchtige, auf das Notwendigste beschränkte sein konnte, so empfingen die Neugetauften sehr dürftige Kenntnisse, unklare Begriffe vom Wesen der Christusreligion. Hiezu kam der Umstand, daß Bonifatius den neuen Weinberg des Herrn in Oberhessen keinem dort ansässigen Priester zur Pflege und weiteren Bebauung übergeben konnte. Kaum hatte er das Land verlassen, um in Thüringen das Evangelium zu predigen, als die getauften Hessen wieder in die Sitten, Anschauungen und Gebräuche der angestammten Walhallareligion zurückfielen. Manche von ihnen machten den kindischen Versuch, das Christliche mit dem Heidnischen zu verbinden. Wenn sie nach Herkommen den alten Göttern opferten, so schlossen sie den neuen Christengott von den Opfergaben nicht aus und waren bemüht, nach heidnischen Begriffen dessen Gunst zu bewahren. Führten sie den Göttern zu Ehren in deren Götzenhäusern ihre üblichen Tänze auf, so fügten sie bereit-

willig für den Christengott noch einige Tänze mehr hinzu. Feierten sie nach Herkommen die Begräbnisse freier, angesehener Männer durch Trinkgelage, sowie Götterfeste durch ausschweifende Götzenmahle, so tranken sie gern einige Hörner mehr zu Ehren des Christengottes. So entstand ein wunderliches Gemisch von christlichen und heidnischen Vorstellungen, und als Bonifatius einige Jahre später wieder nach Oberhessen kam, fand er den angelegten Weinberg überwuchert von Unkraut und das ausgestreute Samenkorn fast gänzlich erstickt im Dorngestrüpp des Heidentums. Nun aber konnte er sein Missionswerk mit bedeutender Unterstützung und in Verbindung mit einigen Ordensbrüdern wieder aufnehmen.

Bonifatius war nämlich zum zweiten Male nach Rom gereist, um dem Oberhaupte der Kirche, dem Papste Gregor II., über seine Wirksamkeit in Deutschland Rechenschaft abzulegen. Gregor II. erkannte in dem Heiligen Gottes erwähltes Rüstzeug zur Christianisierung Germaniens, weihte ihn zum Bischof und gab ihm Empfehlungsschreiben an die Häuptlinge deutscher Stämme, sowie an Karl Martell. Bonifatius begab sich an den fränkischen Fürstenhof, wo ihn Karl Martell freundlich empfing und der Bitte des Papstes, um Schutz für den Heidenapostel, bereitwillig entsprach. Demzufolge stellte er Bonifatius einen Schirmbrief aus, dessen entschiedene Fassung Karls strengen Ernst und

festen Willen für die Sicherheit des Apostels der Deutschen bewies. Der Brief hat folgenden Wortlaut:

„Kund sei euch, wie der apostolische Mann und Vater in Christus, der Bischof Bonifatius, zu Uns gekommen ist und Uns vorgestellt hat, daß Wir ihn unter Unseren Schutz und Schirm nehmen möchten, und ihr sollt wissen, daß Wir dies mit bereitwilligem Gemüthe gethan haben. Es hat Uns also demgemäß gut geschienen, ihm Unsere kraftvolle Hand in solcher Weise zu reichen, daß er allenthalben, wo es ihm gut dünkt, zu wandeln, mit Unserem Wohlgefallen und unter Unserem Schutz und Schirm ruhig und unversehrt sein soll, dergestalt, daß er Gerechtigkeit übe und Gerechtigkeit empfange. Es soll sich niemand begehen lassen, ihn mit einer Widerwärtigkeit oder Verurteilung zu beläftigen, er soll vielmehr zu jeder Zeit unter Unserem Schutz und Schirm ruhig und unversehrt bleiben, und zur größeren Glaubwürdigkeit haben Wir dies unten mit eigener Hand bestätigt und mit Unserem Ringe besiegelt.“ [1])

Im Geleite dieses Schutzbriefes und von einigen aus England herübergekommenen Benediktinermönchen kehrte Bonifatius mit Beginn des Jahres 724 nach Hessen zurück.[2]) Zunächst besuchte er das Gebiet seiner früheren Thätigkeit im Süden des Hessenlandes. Dort errichtete er auf geschenktem Boden zu Hamanaburg (Amöneburg) ein bescheidenes Gotteshaus und Kloster.

Von hier wollte er das Licht der göttlichen Wahrheit nordwärts tragen, wo bei Gäsmera (Geismar) das Nationalheiligtum der Hessen, Donars Rieseneiche, von höchster Bergspitze weithin das Land beherrschte. Von dort, seinem hohen Göttersitze, fuhr der mächtig waltende Donar auf Wetterwolken aus, Regen zu spenden bei guter Laune, oder bei Ungunst und Grimm seinen flammenden Donnerkeil niederzuschleudern, daß starke Eichen zerkrachten, Felsgestein zersplitterte und die Hütten zagender Menschen in Flammen aufgingen. In der Gefolgschaft dieses Obergottes befand sich ein ganzes Heer kleiner Götter und Halbgötter, von dem mächtigen Asen Freir angefangen, bis herab zu den Zwergen, die in Klüften und Felsenspalten hausten und Donars Hammer Mjölnir schmiedeten. Von hier verbreitete sich über das ganze Hessenland die Herrschaft der Götter. So lange Donars Heiligtum stolz und gebietend auf der Höhe emporstieg, lag alles Denken, Wollen und Thun der Menschen im Bann seiner Macht, und mit tausend Fäden waren die Hessen an den Götzenwahn gebunden. Dazu besaß das Heidentum viele Diener und Kräfte, die Finsternis zu erhalten und zu pflegen. Abgesehen vom regelmäßigen Götterdienste durch Opfer, Anbetung und Götzenmahle, gab es auch Zauberinnen, die in engem Verkehr mit den Göttern standen und im Besitze großer Macht. Durch ihre Zaubersprüche konnten sie Hagelwetter und Stürme hervorrufen, Men-

schen in Tiere verwandeln und Tiere sprechen lassen. Die Leiber der Krieger konnten sie feien oder festigen, so daß keine Waffen dieselben zu verletzen vermochten. Ihre Zauberkünste riefen weit entfernte Menschen augenblicklich zur Stelle, und verscheuchten die Schmerzen vieler Krankheiten. Auch Ungunst und Abneigung der Jungfrauen konnten sie in Gunst und Liebe wandeln. Ihre Freundschaft mit der Mondgöttin war so innig, daß sie mit derselben nächtlicherweile auf geflügelten Tieren durch die Lüfte dahinfuhren, wobei sie ihnen verhaßte Menschen gräulich verwandelten, ihnen das Herz aus dem Leibe nahmen, und an dessen Stelle Stroh oder Stein setzten.[3])

Menschen, die nach heidnischem Wahn solche Macht besaßen, waren nicht allein gefürchtet, sondern auch gesucht von jenen, die ihrer Hilfe bedurften.

Zu den gewaltigsten Zauberinnen des Hessenlandes gehörte Wanna, die einige Stunden von Gäsmera hauste. Ihr Wohnsitz und dessen Umgebung entsprachen dem geheimnisvollen Charakter ihres abschreckenden Waltens. Unweit des Edderflusses, dessen klare Gewässer durch endlose Wälder dahinzogen, öffnete sich zwischen zwei Bergen ein enges Thal. Ein schmaler, viel betretener Pfad führte in diese schluchtartige Thalenge, deren jäh aufsteigende Wände fast gänzlich hinter Ästen mächtiger Tannen verschwanden. Das dicht verschlungene Astwerk verbreitete selbst bei Sonnenschein

starke Dämmerung, und dieses unheimliche Dunkel, verbunden mit der Grabesstille der Schlucht und dem Bewußtsein, dem Sitze der Zauberin nicht fern zu sein, vermehrte noch die Empfindungen des Zagens und der Bangigkeit jener, die hilfesuchend der Trägerin übernatürlicher Kräfte nahten.

Von solchen Empfindungen war augenscheinlich die jugendliche Maid beherrscht, welche aus einem Seitenthal hervorkam und raschen Schrittes dem Laufe des Flusses folgte, bis sie am Eingang zur Schlucht zögernd stehen blieb. Zagen und Furcht stimmten jedoch nicht zur Erscheinung dieser urdeutschen Jungfrau; denn sie war von riesigem Wuchse und entsprechend starkem Gliederbau. Ihr frei am Rücken hinabwallendes Goldhaar, ihre Kleidung und goldenen Armspangen verrieten, daß sie eine Freie, wohl gar die Tochter eines Adelings oder Fürsten sei. Über dem eng anliegenden Unterkleid trug sie einen Überwurf von Wollenstoff, an der rechten Schulter durch silberne Spange zusammengehalten und am Saum mit Pelzwerk verbrämt. Ihr Angesicht war jugendlich schön, und ihre Hautfarbe von jener durchsichtigen Feinheit und lichten Weiße, die längst den Neid römischer Frauen erregten. Allein der Ausdruck dieses Gesichtes war rauh, und in den fast wild blickenden Augen lag es wie stolzer Trotz und kurz angebundene Derbheit. Die ganze Erscheinung, von weiblicher Anmut und Grazie weit entfernt, trug

das Gepräge der Kraft und Urwüchsigkeit; denn nach den Berichten der Geschichtschreiber Tacitus und Diodor teilten die germanischen Frauen mit den Männern den riesigen Wuchs und die gewaltige Körperstärke. Unter dem Mantel hielt sie irgend einen Gegenstand verborgen, wie das aufgebauschte Gewand bewies.

Als nun die germanische Jungfrau stehen blieb und in das geheimnisvolle Dunkel der Schlucht hineinspähte, da entwich von ihr das Gefühl entschlossener Kraft, und trotz ihrer männerbezwingenden Stärke war sie jetzt doch ein furchtsames Weib. Kalten Blutes in den Bannkreis der Zauberfrau hineinzutreten, dazu gehörte mehr, als jungfräulicher Mut. Bald glaubte die Spähende, im Düster unter den Tannen Erdzwerge, mit langen Bärten und Nebelkappen, geschäftig zu sehen. Sie blieben jedoch nicht lange sichtbar, und an ihrer Stelle erschienen Nachtelfen, schwärzer als Pech, — eine böse Sippschaft. Gewöhnlich steigen sie zur Nachtzeit aus der Erde empor, weil sie die Sonne fürchten, deren Strahl sie in Stein wandelt. Aber in die Schlucht dringt kein Sonnenstrahl, und offenbar zwingt Wannas Macht die mißgestalteten, aller Zauberkräfte kundigen Zwerge, zu jeder Zeit im Dienste der Gebieterin ihre Künste zu üben. Wären Lichtelfen ihr begegnet, dann würde sie nicht erschrocken sein und furchtlos die Schlucht betreten haben; denn die weißen Elfen sind heitere Wesen, den Menschen freundlich gesinnt. Wo sie in

heller Mondnacht ihre Ringeltänze aufführten, da ist am Morgen ein trockener Ring in den Matten sichtbar, und dort wächst frischer, grüner und üppiger das Gras.

Während so die jugendliche Einbildungskraft des Mädchens heidnische Sagen und mancherlei Spuk beschäftigten, trugen ringsum die Vögel ihre Frühlingslieder vor. Das Rotkelchen sang leise und traut im Gebüsch seine einfache Weise, und hoch auf Riesenbäumen des Urwaldes grüßten mit weithin schallenden Stimmen und in welchselnden Melodien die Drosseln und Amseln den Frühling. Ohne Geräusch, tief und klar, floß die Edder dahin, durch Sonnenglanz in einen Silberstrom verwandelt, der sich in vielen Windungen durch die grüne Waldlandschaft hindurch schlang. Und dieselben Sonnenstrahlen, welche die Edder versilberten, umleuchteten die schlanke Gestalt der Jungfrau, deren wallendes Haar wie goldige Flut über Schultern und Rücken hinabfloß.

Nach langem Zögern und Spähen wichen allmählich die Empfindungen des Zagens und der Furcht mutiger Entschlossenheit. Tapfer rang sie die Ängstlichkeit nieder, ihre lichten Augen blitzten, und der stolze Trotz ihres Wesens behauptete seine Herrschaft.

„Es muß sein!“ sprach sie. „Ich will mich nicht fürchten, — weder Alfen, noch Zwerge sollen mir wehren, dem Verhaßten zu entrinnen.“

Mit diesen Worten betrat sie die Schlucht und ging den Pfad entlang. Niemals hatte sie das Gebiet der Zauberfrau beschritten und die Örtlichkeit war ihr völlig fremd. Aber eine Sklavin ihres Vaters hatte ihr deutlich erklärt, wann, wo und wie man die Zauberin sprechen und beraten könne. Darum folgte sie mit erwartungsvoller Sicherheit dem sanft aufsteigenden Pfade. Sie ging beständig im Dämmer der schwarzen Tannen, welche über ihrem Haupte die Äste so dicht zusammenschoben, daß kein Strahl des Tageslichtes hindurch drang. Sie schaute weder rechts, noch links, damit sie im Dämmer das Treiben und Walten des Zwergvolkes nicht bemerkte. Ihr Blick haftete trotzig am Pfade, oder spähte nach dem Ausgang aus dieser beklemmenden Enge. Als der Atem ihr stocken und das Dunkel sie unheimlicher umfangen wollte, da beschleunigte sie ihre Schritte, wie jemand, der entschlossen ist, allen Gefahren Trotz zu bieten. Bei jäher Wendung des Pfades stand sie plötzlich vor einem kreisförmigen, freien Platze, und das schnelle Hervortreten aus dem Waldesdunkel in das glänzende Sonnenlicht blendete. Anfänglich schwammen alle Gegenstände des Ortes vor ihren Augen zusammen. Sie sah nichts, als einen Lichtkreis, von hohem, dunklem Ring umschlossen. Die Aufregung, in der sie sich befand, minderten keineswegs die Wirkungen scharfer Lichteffekte, und erst allmählich traten die Dinge kenntlich hervor.

Leises Plätschern lenkte ihren Blick nach einer Felswand, an deren Fuß eine Quelle hervorsprang und über Gestein in ein Becken rieselte, durch dessen Rinne das überfließende Wasser abzog und im Moose sich verlor. Über der Quelle hing eine brennende Thonampel, zum Zeugnisse, daß hier ein heiliger, den Göttern geweihter Born sei. Verstärkt wurde dieses Zeugnis durch den Opferalter, in Gestalt eines Steinwürfels. An solchen Quellen pflegten die deutschen Heiden zu beten, Lichter anzuzünden und Opfer zu bringen. Des Wassers Gebrauch bewirkte Heilungen von manchen Krankheiten an Menschen und Tieren, und so tief wurzelte die Quellenverehrung im deutschen Volke, daß die Kirche diesen Aberglauben nicht völlig auszurotten vermochte. Sie baute deshalb an solchen Orten christliche Bethäuser, reinigte die Vorstellungen und Gebräuche von heidnischen Begriffen, erklärte das Wasser als Symbol geistiger Reinigung und weihte die Stätte dem Dienste des wahren Gottes. Daher in manchen sehr alten Kirchen die Quellen. [5])

Bei näherem Betrachten fand die Spähende, daß sich der Opferstein vor einem Götzenhause erhob, das im Schatten weitausgestreckter Äste einer riesigen Eiche lag. Dieses Götzenhaus ruhte auf vier Pfosten, war mit Stroh überdacht und von einem plump aus Holz geschnitzten Gotte bewohnt. An den gezackten, den Blitz vorstellenden Stäben in der Linken, sowie an dem

Steinhammer in der Rechten erkannte sie den mächtigen Donar. Diese Beobachtungen machte sie in wenigen Augenblicken und wollte sich gerade nach der anderen Seite wenden, als von Donars Eiche eine rauhe Stimme ihr zurief: „Wahre Dich!“

Heftig erschrocken blickte das Mädchen empor, konnte jedoch keine menschliche Gestalt entdecken. Dagegen vernahm sie gurgelnde, gröhlende Laute, aus denen sich wieder die vorige Stimme gleichsam entwickelte.

„Wanna, — Donar, — Wodan!“ rief es von dem Baume, es rauschte in dessen Krone und mit sausendem Flügelschlag fuhr ein großer, schwarzer Vogel von der Höhe nieder, — keine gewöhnliche Krähe, sondern ein Kohlrabe von seltener Größe. Wenn dieser Vogel die Lüfte durchschneidet, dann bewirkt sein Flügelschlag zischendes Sausen und weithin tönen die kurz abgebrochenen Laute seiner tiefen Stimme. Keine geringe Rolle spielt der Rabe im deutschen Urwalde. Sämtlichen deutschen Stämmen galt er als Wodans heiliger Bote. Täglich brachten die Raben Hugin und Munin dem Kriegsgotte verlässige Kunde aus allen Weltgegenden. Von den Walkyrien nach den Schlachtfeldern gesandt, geleiteten sie die Seelen gefallener Helden nach Walhalla. Auch Glück oder Unglück verkündeten sie den Menschen. Flogen Raben krächzend von der Linken zur Rechten, so war es ein gutes Zeichen und bedeutete Glück für die Reise. Saß der Rabe

krächzend auf einem Hause, darin ein Kranker lag, so starb dieser. Flogen zwei Rabenscharen gegeneinander, so war der Ausbruch des Krieges nahe. Erschien der Rabe bei Darbringung eines Opfers, so nahm Wodan die Gabe wohlgefällig an.[6]) Aber nicht bloß die deutschen Barbaren deuteten abergläubisch den Vogelflug, sondern auch die feingebildeten Römer.

Dieser weissagende Vogel und Götterbote stand mit hochgerecktem Halse vor dem jungen Mädchen und blinzelte lüstern nach dem schimmernden Goldreife an dessen Handgelenk. Wahrscheinlich würde der scharfbekrallte und starkbeschnabelte Räuber auf das blinkende Edelmetall einen Angriff gemacht haben, aber das Mädchen, in hohem Grade erschrocken, hüllte sich in das schützende Gewand und entzog hiedurch absichtslos den Augen des Vogels das Reizmittel. Jetzt blies der Rabe seinen Hals auf, stellte das Gefieder, stieß gurgelnde Laute hervor, machte seltsame Bewegungen, bis er zu menschlichen Worten gelangte und rief: „Wanna, — Donar, — Wodan!“

Nach vollbrachtem Kunststück flog er nach einer Hütte, an die Felswand angebaut. Dem Fluge des Raben folgend, gewahrte die Jungfrau unter vorspringendem Strohdach, auf einer Bank sitzend, die zaubergewaltige Wanna. Gleich den Alrunen war sie in ein langes, mit vielen Metallhaften geziertes Linnengewand gekleidet. Um ihren Kopf wand sich ein Kranz der

immergrünen weißen Mistel, deren lederartige, grüngelbe Blätter mit kugelrunden weißen Beeren wechselten. Im germanischen Heidentum war die Mistel von großer Heiligkeit als Sühnmittel und wurde, bei feierlichen Opfern, vom Oberpriester mit vergoldetem Messer von Donars Wetterbaum abgeschnitten. Zugleich besaß die Mistel große Zauberkraft, bewirkte Fruchtbarkeit und heilte manche Krankheiten. Neben der Sitzenden lagen Kunkel und Spindel, wahrscheinlich beim Erscheinen des Mädchens beiseite gelegt. Strengen Blickes, unbeweglich und schweigend, musterte sie den Besuch.

Mit weit geöffneten Augen, im Banne namenlosen Schreckens, stand die jugendliche Heidin. Am liebsten wäre sie davon gelaufen, hätten nicht die Glieder ihre Dienste versagt, — jedenfalls infolge der Zaubersprüche Wannas, von deren Macht sie eben Beweise erhielt. Vögel konnte sie reden heißen, gleich den Menschen, und Wodans geheiligter Bote hatte Wannas Namen gerufen in Verbindung mit dem Namen der höchsten Götter. Darum stand sie unbeweglich und voll Schrecken unter dem Einfluß ihres Aberglaubens.

Die Zauberfrau weidete sich an den Merkmalen der Furcht, weil sie ihrem Stolze schmeichelten und die Macht ihres Namens bewiesen. Die goldenen Armspangen schienen denselben lüsternen Eindruck auf sie hervorzubringen, wie auf den Raben; denn ihre düsteren

und rauhen Züge erhellten sich und ermutigendes Lächeln spielte um ihren Mund.

„Gunilde, Tochter des Frilings Waifar, sei willkommen an Donars Quelle!“ rief eine scharfe Stimme. „Weshalb zögerst Du? Tritt heran, — melde Dein Begehren!“

Die Laute der menschlichen Stimme, so hart und abstoßend dieselben auch klangen, wirkten beruhigend auf die Tochter des urdeutschen Freiherrn. Langsamen Schrittes nahte sie der Hütte.

„Wanna, ich grüße Dich und sage Dir Heil!“ sprach sie, öffnete ihr Obergewand und der geräucherte Schinken eines großen Schweines kam zum Vorschein — augenscheinlich die Brücke zur Gunst der Zauberfrau. „Verschmähe nicht meine Gabe, weise Frau, — sie möge Dir behagen, so klein und gering sie auch ist!“

„Ich danke Dir!“ erwiderte kopfnickend die Beschenkte, während ihr Blick gierig am goldenen Armschmuck des Mädchens hing. „Lege ihn dort auf Fros Altar; denn ich esse keine Speise, bevor sie nicht jenem Gott geopfert wurde, dem sie gebührt. Und Fro, dem Gott der Fruchtbarkeit, ist das fruchtbarste Haustier geweiht, das Schwein.“

Sie deutete nach einem Steinwürfel an der Felswand, wo in einer Nische die roh aus Stein gemeißelte Figur des Götzen stand.

Gunilde trat zur Stelle und legte das Opfer auf dem Altare nieder. Bevor sie den ausgestreckten Arm zurückgezogen, schoß der Rabe pfeilschnell heran und faßte mit sicherem Schnabelgriff den Goldreif. Das Mädchen stieß einen Schrei aus und schleuderte in unwillkürlicher heftiger Bewegung den Räuber zur Seite.

Mit geheimer Freude beobachtete Wanna den Vorgang.

„Weshalb wehrst Du ihm, zu nehmen, was ihn Wodan zu nehmen geheißen?“ fragte sie im Tone des Vorwurfs.

„Erzwungene Gabe ist keine Gabe,“ antwortete trotzig die erregte Gunilde. „Wodan ist meinem Vater hold, darum will er nicht dessen Zorn erregen.“

„Du redest wunderlich, Tochter Waifars!“ sagte befremdet die Zauberin. „Seit wann ist der mächtig gebietende Wodan Deines Vaters Knecht, der sich schicken muß in Deines Vaters Laune?“

„So ist nicht meiner Rede Sinn, — deshalb sei mir nicht unhold, weise Frau! Ich wollte nur sagen, daß mein Vater, neben manchen schönen Sachen und kostbarer Schwertbeute auch diese Armspangen aus fernen Landen heimbrachte. »Hüte und wahre sie, wie Dein Leben!« — gebot er mir. Was würde mein Vater in seinem Grimm thun, gäbe ich den Goldreif dem Raben?“

Das goldgierige Weib fand ein Haar in der Sache und ließ sie fallen.

„Waifars Truhen mögen allerdings kostbare Schätze bergen, — trägt er sie ja seit vielen Jahren von weither zusammen," rühmte sie. „Feinde bezwingen und reiche Beute machen, ist deutscher Männer Ehre. Jetzt zählt Dein Vater vierundvierzig Jahre, davon war er seit zwanzig Jahren mehr im Heerbann der Frankenkönige Pipin und Karl, als daheim. Eine gar tapfere und kühne Lanze ist Friling Waifar, Karls Heergeselle, dem das Hessenland verdankt, von den Sachsen nicht aufgefressen worden zu sein, gleich Thüringen. Welche Kunde brachte Trutmund?" fragte sie unvermittelt, in gleichgültigem Tone, aber lauernden Blickes.

„Trutmund? Ich kenne ihn nicht. An unserem Herde weilte kein Trutmund."

„Er wird kommen, — Asperths Bruder," versetzte Wanna.

Über Gunildens Angesicht glitt eine heftige Gemütsbewegung.

„Asperths Bruder?" wiederholte sie. „Asperths, der meine traute Freundin Addula kaufte, Abbots Weib?"

„Asperths Bruder!" bestätigte kopfnickend die Zauberin. „Trutmund wird den ausbedungenen Kaufpreis für die schöne Addula bringen und auch Deinen Vater heimsuchen. Nach einem Jahre und vierzig Tagen sollte nach Abbots und Asperths Handel der Kaufpreis fällig

sein, — also in dreißig Tagen von heute. Weil nun Asperth von einem grimmigen Bärtiere zerrissen wurde, darum löste Trutmund seines Bruders Schuld."

Das Mädchen wurde immer erregter, in Zorn und Empörung glühten seine Wangen.

„Schlecht war's von Abbot, sein junges Weib zu verkaufen!" stieß sie heftig hervor.

„Schlecht? Bist Du von Sinnen? Darf nicht jeder Friling sein Weib verkaufen nach Recht und Herkommen? Gab er dem Asperth für Geld sein Weib, so machte er nur Gebrauch vom Rechte des freien deutschen Mannes.

„Er hätte es nicht gethan, besäße die arme Addula mächtige Sippschaft," erwiderte Gunilde mit Heftigkeit. „Weil sie aber hilflos und verlassen in der Mark stand, darum verkaufte er sie, wie eine Sklavin oder ein Tier."

Wanna betrachtete mit großen Augen das zürnende Mädchen.

„Ei, — verwunderlich ist Deine Rede und gar nicht von deutscher Art! Bist auch Du angesteckt vom Irrsal der fremden Leute? Blieb auch an Dir von dem Giftstaube hängen, den christliche Unholde durch deutsches Land blasen? Hüte Dich!" — und drohend funkelten ihre Augen.

In ihrer Aufregung hatte Gunilde den unheimlichen Nimbus vergessen, welcher die Zauberfrau um-

gab. Jetzt schrak sie vor Wannas Basiliskenblick zusammen.

„Ich kenne die fremden Leute nicht, — habe niemals Boten des Christengottes gesehen."

„Aber Dein Vater kämpfte in den Reihen der Christen, ist seit vielen Jahren ihr Schwertmagen, er hat christliche Samenkörner heimgetragen und diese Giftsaat sproßt in Deinem Herzen, — daher Dein Zürnen wider Abbot."

„Wir sind keine Christenleute, — mein Vater trägt keine Giftsaat heim, und Du sollst den Friling Waisar nicht schmähen," sprach stolz die reizbare Gunilde.

„Ob ich Segen über Waisar spreche oder Flüche, hängt ganz von ihm ab," versetzte mit dumpfer Stimme die Zauberin. „Du allein verschuldest meine Irrmeinung, weil Du Abbot schiltst, der nach Recht und Götterwille sein Weib verkaufte. Ich könnte Dir Götter nennen, die gleiches und ähnliches thaten. Wie kann jemand den Asen anhängen in Treue, der ihre Thaten schilt?"

„An die Götter dachte ich nicht, — nur an meine verkaufte Freundin dachte ich. Kaum ein Jahr lebte sie unter Abbots Dach, sie zählte erst neunzehn Jahre, — dennoch verkaufte er sie."

„Weil sie kein Kind ihm schenkte, und weil Göttin Freia beim Opfer ihm weissagte, daß Addula niemals Mutter werde, — darum verkaufte er sie. Stattlich

und reich ist Abbot, — was ihm mißfällt, verkauft er, — jene Jungfrau, nach der sein Sinn steht, kauft er. Ich kenne das Weib seiner Wahl, — Waifars schöne Tochter Gunilde."

Das Mädchen streckte abwehrend beide Hände aus, während Empfindungen des Widerwillens sein Angesicht entstellten.

„Ich mag ihn nicht, den Frauenhändler! Auf Schritt und Tritt stellt er mir nach, der Verhaßte! Unausstehlicher ist er mir, als Kröte und Giftkraut. Darum kam ich her, weise Frau! Du sollst durch Zauberspruch und Abwehrmittel mich feien gegen Abbot."

„Sinnlos redest Du, Gunilde! Den jungen, stattlichen Friling hassen, — wie thöricht! Ist Abbot nicht reich? Hat er nicht zweihundert Schalke für Haus, Hof, Land und Wald? Hat er nicht auf seinen Weiden große Herden von Rindern, Ochsen, Kühen, Schafen, Pferden und Schweinen? Solchen Freier abweisen? Ja, von Sinnen bist Du! Keine Jungfrau des ganzen Hessenlandes würde ihm einen Strohkranz oder leeren Korb geben, — Du allein bist ohne Verstand? Warum fiel gerade auf Dich seine Wahl? Weil Du von allen die Schönste bist," versicherte mit schlauer Berechnung das Weib.

„Die Schönste? Nein! Meine Freundin, die er verkaufte, ist schöner als ich. Warum wählt Abbot, der Hinterlistige, immer die schönste Maid zum Weibe?

Damit er sie geschwind und teuer verkaufen kann. Für Schöne findet er Käufer, für Häßliche nicht."

Die schlichte Einfalt des Mädchens entlockte selbst der Zauberin ein Lächeln.

„Abermals thöricht geredet!" sprach sie. „Gunilde ist nicht verlassen und ohne Sippschaft, wie Addula. Friling Waisar würde mit vielen Spießen, Lanzen und Schwertern dem Abbot über den Hals kommen. Doch, wie gesagt, thöricht ist Deine Rede! Abbot liebt Dich mehr, als sein eigenes Leben."

„Und ich hasse ihn."

„Dein Haß wird Dir nichts helfen, weil Abbot Dich liebt mit alles überwältigender Macht, weil er liebt, — wie Gott Freir, — bis zum Wahnsinn. Als Freir die schöne Gerdur sah, da wurde er von verzehrender Liebessehnsucht ergriffen. Er aß und trank nicht mehr und vergaß das Reden. Wie nun sein Knecht, Skirner geheißen, den Gram und tödlichen Harm seines Herrn sah, da übernahm er es, für ihn zu werben um Gerdur. Der schönen Maid gefiel die Botschaft des Asen Freir. Sie versprach, mit ihm die Vermählung zu feiern nach Ablauf von neun Nächten. Da sprach Freir: »Lang ist eine Nacht, länger sind zwei, — wie ertrage ich drei? Oft mich ein Monat kürzer dünkte, als eine halbe Sehnsuchtsnacht.« — Wenn also Gott Freir nicht stark genug war, die Trennung von Gerdur zu ertragen, wie könnte Abbot stark genug sein?"

Gunilde stand in schweigendem Trotze vor der Zauberfrau. Die Liebesgeschichten der Götter übten offenbar keinen bestimmenden Einfluß auf sie. Obwohl in urdeutscher Barbarei aufgewachsen und von heidnischer Finsternis umnachtet, regte sich doch in ihr das Bewußtsein freier Selbstbestimmung, und die leise tönende Saite angeborener Menschenwürde stimmte gegen die Knechtschaft herrschender Gebräuche.

„Was kümmert mich Abbots Herzeleid?“ sprach sie endlich im Tone des Unmutes. „Ich mag ihn nicht, — mir graut vor ihm, — ich hasse den schändlichen Frauenverkäufer.“

„Wird man Dich fragen, ob Du ihn magst, oder nicht? Abbot zahlt für Dich herkömmlichen Brautpreis und Du bist sein Weib, — also ist's Brauch in allen deutschen Landen. Meinst Du, mit Deinem Trotzkopf umstoßen zu können, was gilt nach unseren Satzungen, und was Recht ist nach dem Willen der Götter?“

„Ich will nichts umstoßen, — aber ich will verkauft werden an einen Mann, den ich begehre, jedoch an keinen, den ich hasse.“

„Deinen Herzenstrauten kenne ich,“ sprach verächtlich die Waldfrau. „Wolfram ist's, der arme Schlucker, der letzte Friling im Gau. Seine ganze Habe sind einige Lappen Land, Wald und Weide. Zwei Schweineschalke und ein Ochsenschalk hüten seine drei Herden, und seine Hauswirtschaft besorgen zwei alte Mägde,

die längst auf den Holzstoß nach Walhalla hätten geschickt werden sollen. Ein Frankenkönig ist Abbot gegen den armen Wolfram. Und doch will dieser Habenichts Waifars Tochter freien, — warum? Weil er ebenso reich ist an Hochmut und Einbildung, wie arm an Habe."

„Wenn Du Wolfram schiltst, so schmerzt es mich, weise Frau! Arm ist er wohl, aber treu, kühn und tapfer. Bei allen Schwerttänzen erhielt er den Preis, und gerade wurde er wehrfähig, als mein Vater mit dem Helden Karl gegen die Sachsen zog. Wolfram stritt an der Seite meines Vaters, der ihn achtet und rühmt."

„Ihm aber seine Tochter nicht geben wird, weil er weder mit Ochsen, noch mit Geld den Brautkauf zahlen kann," ergänzte Wanna. „Dem Abbot hingegen gehörst Du, sobald er Deines Vaters Forderung annimmt und den Burawald für Gunilde gibt. Der Preis ist zwar hoch, jedoch ist Gunilde ihn wert und Abbot wird ihn zahlen, weil er Dich ebenso liebt, wie Gott Freir die schöne Gerdur."

Das Mädchen blickte schweigend vor sich hin, während Bitterkeit und Gram in seinen Zügen sich malten.

„Es ist alles, wie Du sagst!" hob sie endlich wieder an. „Ich weiß, wie heftig meines Vaters Sinn nach dem Burawald steht, — ich weiß, daß ich unrettbar verloren bin und das Weib eines Mannes

werden muß, den ich hasse. Eben darum bin ich hergekommen, auf daß mir Deine große Macht helfe. Gib mir ein Abwehrmittel, stark genug, den Abbot zu vertreiben. Oder murmele über mich einen Zauberspruch, der mich dem Abbot gerade so verhaßt macht, wie ich ihn hasse. Ich bitte Dich, weise Frau, sei mir hold, hilf und rette mich aus schwerer Not. Unsere Schalkin Hadwig sagte, Du allein könntest Abbots Sinn ändern und ihn zwingen, mich zu meiden."

„Dies könnte ich, wenn ich wollte," entgegnete Wanna und schielte begehrlich nach den Armreifen.

„Wie mag ich Deinen Willen mir zu Gunsten lenken?"

„Teilen wir!" antwortete die Zauberfrau und deutete nach den Armbändern.

Gunilde schwankte einige Augenblicke, dann streifte sie eine Spange ab und überreichte sie der Habgierigen.

„Vielleicht tötet mich mein Vater im Zorne," sprach sie traurig; „doch lieber tot, als Abbots Weib."

„Dein Vater wird Dir nicht gram sein, wenn Du sagst, Du habest das Kleinod verloren, — und jetzt will ich Dich feien," — mit diesen Worten verschwand sie in der Hütte.

Gunilde saß auf der Bank und starrte vor sich hin. Der Verlust des Schmuckes und die wahrscheinliche schwere Züchtigung waren ihr gleichgültig, einzig das Verlangen, dem gehaßten Werber zu entrinnen, erfüllte sie.

Wanna kehrte zurück, ein kleines Linnensäckchen, mit einem Faden zum Umhängen, in der Hand. Sie öffnete das Säckchen und zog einen dunkelfarbigen, harten, feinpolierten Stein hervor, welcher die Gestalt eines Hammers hatte, dessen eine Seite keilförmig und scharf geschliffen war, — ein Donnerkeil. Diese Hammersteine werden häufig in Heidengräbern gefunden, und hatten im urdeutschen Kultus große Bedeutung. Gott Donar hatte den Keil zur Erde geschleudert, wer ihn trug als Amulet, der stand unter Donars besonderer Hut.[7])

„Kennst Du das?" fragte Wanna, den Stein zwischen Daumen und Zeigfinger emporhaltend.

Gunilde bewegte verneinend das Haupt.

„Ein Donnerkeil des blitzeschleudernden Gottes," erklärte die Zauberin mit wichtiger Miene. „Dort an der Felswand fuhr der Strahl nieder, der feurige Keil, geworfen von Donars gewaltiger Hand. In der Erde erkaltete der glühende Hammer, und dann riefen meine Machtsprüche ihn empor zum Tageslicht. Wer ihn trägt auf bloßem Leibe, umgehängt von meiner Hand und geweiht durch Zauberkraft, dem ist er Abwehr gegen alle Feinde und Schirm wider jegliche Nachstellung. So lange Du Donars Keil, mit Wannas Zauberspruchen verbunden, an Dir trägst, wird Abbot Dir fern bleiben."

Unheimlich funkelten die Augen des Weibes, und Gunilde blickte in scheuem Zagen auf des Wettergottes zaubermächtige Waffe.

„Kniee nieder!“ gebot Wanna, den Donnerkeil in das Säckchen schiebend.

Unverständliches murmelnd, hing sie das Abwehrmittel um den Hals der Knieenden. Dann legte sie ihre Hand schwer auf Gunildens Kopf und sprach die vernehmlichen Worte:

„Donars Wehr sei Deine Wehr!
Donars Keil bring' Dir Heil!
Zehn Tage lang sei Dir nicht bang!“

„Wanna, Donar, Wodan!“ rief eine Stimme von der Eiche am Opferquell.

Das Mädchen erhob sich.

„Warum hast Du mich nur zehn Tage lang gefeit, weise Frau? Zehn Jahre wären besser, als zehn Tage!“

„Nichts ohne Ursache!“ antwortete die Zauberin. „Sind die zehn Tage um, dann kommst Du wieder. Am elften Tage werde ich Dich mit einer Rune zur Göttin Freia schicken, und diese wird Dir sagen, was Du thun sollst. — Jetzt gehe von hinnen!“ schloß sie im Tone des Befehles.

Ohne Zaudern gehorchte Gunilde, schritt über den freien Raum und verschwand im Dunkel des Forstes.

Wanna betrachtete den Goldreif, legte ihn um das Handgelenke und ergötzte sich am Leuchten des Goldes.

„Aus dem fernen Westfranken hat Waifar das Kleinod heimgetragen, meine Schätze zu mehren,“ frohlockte sie. „Was vormals stolze Frauen am Königs-

hofe schmückte, das ziert jetzt Wanna, die weise Frau und Zauberin, deren Macht im Hessenlande nicht minder, als die Macht schöner Frauen am Königshofe. — — Haduwig, die kluge Schalkin, hat ihre Sache gut gemacht, — will's ihr gedenken. — — — Und jetzt will ich den Faden weiter spinnen, zum Todesstrick für die Feinde der Asen."

Sie nahm ein Hifthorn von der Wand, setzte es an die Lippen und stieß dreimal mit solcher Kraft hinein, daß an fernen Bergwänden der Ruf widerhallte. Sie hängte das Horn wieder an seine Stelle, nahm aus einem Gefache Schieferstück und Griffel und begann, mit Runen die Tafel zu beschreiben. Die Runenzeichen waren groß und steif, in ungelenken, plumpen Formen marschierten die wenigen Zeilen über die Tafel, bis ein Schnörkel den Brief schloß, den nur die Gebildetsten des deutschen Urwaldes zu lesen vermochten, und der zugleich Aufschluß gab über die Korrespondenzweise des achten Jahrhunderts im Hessenlande. Die Schiefertafel wickelte sie behutsam in ein Linnentüchlein und schob das Ganze in einen Marderpelz, — der Postbeutel jener Kulturstufe. Dann saß die Waldfrau harrend, bis der herbeigeblasene Briefbote erschien, ein halbwüchsiger, halbnackter Junge, Wannas Schalk. In der Rechten trng er einen Bogen, am Rücken den Köcher mit Pfeilen und in der Linken seine Jagdbeute, zwei junge Hasen.

„Gunthari, Du mußt sogleich über die Berge, zum Friling Abbot. Dies gibst Du ihm und sagst, daß ich ihn morgen hier sehen will. Hüte Dich, Deine Hand in den Balg des Mardertieres zu stecken, — es sind Zaubersprüche darin, — berührst Du sie, Du wärest des Todes."

Der Junge schüttelte den Kopf, und sein furchtsames Mienenspiel bewies, daß für die Unversehrtheit der Runenschrift sein Aberglaube sichere Bürgschaft leistete.

„Nach Abbotheim sind vier Stunden, nächtige dort, damit Du nicht bei nächtlicher Heimkehr von streifenden Bären oder Wölfen zerrissen wirst."

Gunthari verschwand.

Die Waldfrau hatte für heute ihr Tagewerk vollbracht. Sie sehnte sich nach Labung. Der geräucherte Schinken fand keine Gnade vor ihr, die Speckschichte war ihr zu dünn; denn die Deutschen des Heidentums waren leidenschaftliche Liebhaber des Speckes. Am liebsten aßen sie ihn weder gekocht, noch geräuchert, sondern roh. Das gierige Verschlingen rohen Speckes dünkte dem heiligen Bonifatius barbarisch, vom christlichen Standpunkte unerlaubt, weshalb er an den Papst schrieb, und neben anderen Entscheidungen des kirchlichen Oberhauptes auch dessen Gutachten über den Genuß des Speckes erbat. Papst Zacharias erwiderte dem Heiligen: „Du hast ferner angefragt, nach wie viel Zeit der Speck gegessen werden dürfe. Es ist uns

darüber von den Vätern keine Vorschrift gegeben worden, auf Dein Ansuchen geben wir indessen Dir den Rat, daß der Speck nicht eher verzehrt werden soll, als bis er über dem Rauche getrocknet, oder am Feuer gekocht ist, und zieht man vor, ihn ungekocht zu genießen, so soll er geräuchert und erst nach dem Osterfeste verzehrt werden." [8])

Die heidnische Zauberfrau, an päpstliche Entscheidungen nicht gebunden, durfte urdeutschen Liebhabereien unbeschränkt nachhängen. Sie durchschritt die Hütte und öffnete an deren Rückwand eine Thüre. Jetzt zeigte es sich, daß Wannas Blockhaus vor dem Eingang zu einer hohen und geräumigen Felsenhöhle stand. Um die Wände liefen hölzerne Gestelle, mit vielen Gegenständen belegt und mit weitbauchigen Krügen bestellt. Die Höhle machte den Eindruck einer reichhaltigen Vorratskammer. Sie legte Gunildens Gabe in die Reihe anderer Schinken, und nahm die dicke Speckscheibe eines frisch geschlachteten Schweines. Mit der anderen Hand ergriff sie einen gefüllten, mit gutem Verschluß versehenen Krug. Unter das Vordach der Hütte zurückgekehrt, ließ sie auf der Bank sich nieder und begann, von der Speckscheibe Riemen abzuschneiden und zu verschlingen. Den Genuß germanischer Lieblingskost würzte sie durch lange Züge aus dem Kruge, wobei sie mit dem Munde schmatzte und beifällig nickend sagte: „Abbots Bier ist kräftig und lieblich!"

Ihr Tischgenosse war der Rabe, dem sie Brocken zuwarf. Die Speckscheibe wurde immer kleiner, der Inhalt des Kruges immer weniger. Schließlich saß die Zauberfrau, mit Speck und Bier angefüllt, unsicher auf der Bank und starrte trüben Blickes in das Leere. Da auch sie in der Knechtschaft der bekannten urgermanischen Leidenschaft, der Trunksucht, schmachtete, so ließ sie vom Kruge nicht ab, bis der letzte Tropfen geleert war.[9])

Wodans heiliger Vogel, der Rabe, hatte seinen Schnabel abgeputzt und flog nach Donars Eiche, wo er sich krächzend zur Nachtruhe rüstete.

Auch Wanna empfand das Bedürfnis nach Schlaf. Sie erhob sich und taumelte in das Innere des Blockhauses nach der Ecke, wo auf einem Schragen einige Bärenfelle zur Ruhe einluden. Vorsichtig schloß sie Thüre und Schiebläden der Hütte, damit kein nächtlicher Besuch von Wölfen und Bären ihre Nachtrast störe. Bald verkündete dröhnendes Schnarchen den tiefen Schlaf der Zauberfrau.

2. Der Frilingshof.

Gunilde hatte inzwischen den bewaldeten Höhenzug überschritten und stieg nach einem breiten, angebauten Thal hinab. Öffneten sich zuweilen schmale Lichtungen des Forstes und gewährten freien Ausblick, so schimmerten langgestreckte grüne Ackerfluren, unterbrochen von Brachland und Wiesenmatten in den Niederungen, sowie von unabsehbaren Weideplätzen, die am Saume der Wälder hinzogen und in demselben sich verloren. Auf Stunden weit, in großen Zwischenräumen, lagen die Wohnungen dort ansässiger Hessen, kleine und große Blockhäuser mit hohen Strohdächern. Auf dem breiten Rücken eines niederen Hügels, der sich in das Thal hereinschob, drängten sich dunkle Gebäude zu einer Gruppe zusammen, — Waifars Frilingshof, Gunildens Vaterhaus. Die weithin im Thale zerstreuten Blockhäuser und Hütten bildeten das Dorf Waifara, eine der sieben Marken, aus denen jener Gau bestand. Die Mark gehörte großenteils dem Friling Waifar, die Felder, die Matten, Weideplätze und Wälder waren sein Eigentum, die Blockhäuser und Hütten be-

wohnt von seinen Liten oder hörigen Zinsbauern, und von seinen Schalken oder Sklaven. Keine Ausnahme, sondern Regel war Waifars großes Besitztum. Die urdeutschen Frilinge und Adelinge bildeten nur einen geringen Bruchteil der Gesamtbevölkerung, aber sie alle waren sehr reich an Land und Leuten, wenn nicht unglückliche Fehden und die Leidenschaften der Trunksucht und des Würfelspieles das Allod zertrümmerten.

Bevor Gunilde, im frohen Bewußtsein an Donars versteintem und verzaubertem Wetterstrahl ein Abwehrmittel gegen den verhaßten Abbot zu besitzen, den Wald verließ, wurde sie angenehm überrascht. Ein junger, stattlicher Hüne, in Gesellschaft von zwei schnellen Brackhunden, trat ihr grüßend entgegen. In der Hand trug er zwei Wurfspeere, und an seiner Schulter hing an zusammengekoppelten Beinen ein Reh. Die Jungfrau blickte mit holdem Lächeln in die blitzenden Augen des Recken. Langsam, in trautem Geplauder, stiegen sie zu Thal.

„Wolfram, bist Du mir von Ungefähr begegnet?"

„Nein, nicht von Ungefähr! Ich wußte ja von Deinem Gang zur Zauberfrau. War sie Dir hold?"

„Ja, — siehst Du!"

Sie zeigte ihm den Donnerkeil und erklärte ihm dessen Bedeutung.

Der junge Mann war aufmerksam ihrer Rede gefolgt. Sein Mienenspiel verriet, daß ihm Wannas Benehmen nicht gefiel.

„Warum hat sie Dich nur zehn Tage lang gefeit?"

„Ich stellte an sie die gleiche Frage, doch Wanna verschwieg die Ursache. Am elften Tage von heute, sagte sie, solle ich mit einer Rune von ihr zu Freias Opferaltar gehen, die Göttin werde mir sagen, was ich zu thun habe."

„Zu Freias Opferaltar, — so — hm!" und Wolframs Gesicht wurde zur leicht verständlichen Rune des Argwohns. „Freias Altar steht ja in Abbots Wald. Das heißt doch, in die Bärenhöhle hineingehen."

„Was liegt mir an Abbot? Ich fürchte ihn nicht."

„Gut, — am elften Tage von heute, — will mir's merken!" sprach er kurz.

„Findest Du ein Haar in Wannas Suppe?" forschte sie.

„Mir dünkt, Wanna sei Dir weniger hold, als dem Abbot. Es hat jedoch nichts zu bedeuten, so lange Wolfram aufrecht steht und Gunilde mehr liebt, als sein Leben. — Aber Dein Kleinod hättest Du nicht weggeben sollen, — Du kennst Deines Vaters unbändigen Zorn."

„Darum sei Dir nicht bang, er wird mich nicht todschlagen," erwiderte sie lächelnd. „Abbots Abwehr ist den Armreif wert."

„Aber Deines Vaters Grimm, ob des verlorenen Kleinods, fürchte ich," sprach er besorgt. „Nur heute verberge vor ihm den schmucklosen Arm. Morgen bringe

ich Dir die gleiche Spange, deren zwei mein Vater vom Heereszuge mit Pipin nach Westfranken heimtrug."

„Wie zugethan Du mir bist! Ich danke Dir!" sprach sie mit freundlichem Blick.

„Ja, — aber die Unmöglichkeit, den hohen Preis für Dich zahlen zu können, zerfrißt mir das Herz," entgegnete er traurig. „Wäre es nicht wider Recht und Ehre, den Abbot würde ich erschlagen."

„Wolfram, ich beschwöre Dich, verschließe Dein Ohr argem Geflüster des bösen Loki!" bat sie ängstlich. „Meuchelmord müßte auf ewig uns scheiden."

„Sei deshalb unbesorgt! Ich bleibe fest auf dem Boden des Rechtes und der Ehre. — Morgen früh sehen wir uns wieder."

Er schied von ihr und schritt quer über das Thal.

Gunilde beschleunigte ihren Gang und erreichte mit Sonnenuntergang das Vaterhaus.

Waifars Gehöft trug an Umfang, Zahl, Bestimmung und Bauart der Häuser genau das Gepräge der Wohnsitze der Frilinge in Hessen und in allen deutschen Gauen. Pferde- und Kuhställe, Scheunen, Schuppen, Schweineställe, selbst Hütten für Gänse, Hühner und Enten, umstanden im Rechteck einen weitgedehnten Hofraum, in dessen Mitte ein laufender Brunnen sein Wasser in einen großen Steintrog ausgoß. Sämtliche Gebäude waren rohe Blockhäuser, mit hohen Strohdächern. Das Ganze, von starken Pfählen um-

friedet, war durch ein Thor zugänglich. Dem Thore zunächst erhob sich das Wohnhaus des urdeutschen Freiherrn, ein plumper, strohgedeckter, durch wagerecht übereinander gelegte Baumstämme gebildeter Bau. Dieses Wohnhaus war neu errichtet, nach Waifars Plan, der insofern von herkömmlicher Bauweise abwich, als er den inneren Raum in mehrere Gelasse teilte. Auf seinen Heereszügen in Gallien oder Westfranken hatte Waifar wohnlichere Einrichtungen kennen gelernt und es für schicklich gefunden, Wohn- und Schlafgemächer für die Familienglieder herzustellen, während nach urgermanischer Sitte das Haus nur einen einzigen Raum enthielt, darin bei Liten und Schalken nicht bloß die Menschen, sondern auch, durch einen Verschlag geschieden, die Haustiere wohnten. Aber die Sitte bewahrte Waifar, täglich beim Essen sämtliche Hausſklaven, männlichen und weiblichen Geschlechtes in der großen Halle um sich zu versammeln. Hier wurden auch Zechgelage abgehalten und Gäste bewirtet. Am unteren Ende dieser rohen Halle stand der gewaltige Herd, der Wirkungskreis des Koches und seiner Gehilfen.[10]) Auch die Hausfrau schaltete hier und ihre Töchter. In Ermangelung des Schornsteines mußte der aufsteigende Rauch seinen Ausweg durch Thüre, Dachluken und Fensteröffnungen suchen, weshalb Deckengebälk und Wände in schwarzem Glanze schimmerten. Eine lange Reihe plumper Tische, von Bänken umstellt, durchschnitt

die Halle. Hier saßen beim Essen die Hausschalken und Viehhirten. Am oberen Ende stand auf mäßiger Bodenerhöhung für den Friling und dessen Familie ein Quertisch, auch Gäste aus dem Stande der Freien saßen hier. Den Platz des Hausherrn und seines Weibes bezeichneten einfache Lehnstühle. Der einzige Schmuck der Halle bestand in zahlreichen Waffen aller Art, sowie in Helmen, Schilden und Kettenpanzern, die an den Wänden ringsum hingen, unterbrochen von Büffelhörnern, Hirschgeweihen, Bärentatzen, Eberzähnen und anderen Jagdtrophäen. Auf Gesimsen standen abschreckende Siegeszeichen, eingeölte Schädel erschlagener Feinde, — kostbare Erbstücke von Waifars Ahnen. In der Umgebung des Herdes herrschten die Gerätschaften der Küche, zunächst ein mächtiger Eisenkessel, darin das tägliche Hafermus gekocht wurde, sodann auf Gestellen eiserne Häfen und Pfannen, mancherlei Gabeln und Bratspieße. Mittel und Werkzeuge für feine Kochkunst gab es hier nicht, alles war für die einfachste, aber reichlichste Zubereitung eingerichtet. Während nach urdeutscher Sitte der Raum um den Herd der gesuchteste Platz war und dort die arbeitsscheuen freien Männer auf Tierfellen ausgestreckt lagen, hatte Waifars westfränkisch verfeinerter Sinn diesem Brauche entsagt. Um den Herd lagen nur seine Hunde, deren er viele besaß, von den Eberfängern und Bärenhetzern angefangen, bis herab zum krummbeinigen Dachshunde. Diese Vier-

füßler wurden nicht müde, in die Gunst des Koches sich einzulecken und einzuwedeln, — an den Frilingshöfen des Urwaldes die einzige Gattung von Schmarotzern und Speichelleckern.

Dem Wohnhause zunächst erhob sich ein Schuppen von großer Bedeutung. Hier wurde das Bier gesotten und die Frucht gemahlen. Das Mahlwerk bestand aus zwei Steinen, zwischen denen die Fruchtkörner zerrieben wurden. Das Sieben und Beuteln des Gemahlenen kannte man nicht. Mehl und Kleie bildeten zusammen eine Masse und den Stoff, aus dem Haferbrei gekocht und Brot gebacken wurde. Die Bierbrauer und Müller waren Sklaven, dem Seneschalk unterstellt, das heißt, dem Vorgesetzten von zwölf Hausklaven.[11])

An Mühle und Brauerei schlossen sich Pferdeställe, in jedem derselben wartete ein Marschalk mit zwei Sklaven über je zwölf Pferde seines Amtes.[12])

An die Stallungen der Pferde reihten sich Kuhställe, in jedem zwölf Kühe und ein Stier; in weiteren Ställen standen Rinder und Kälber. Das Rindvieh war der Pflege kundiger Schalken anvertraut, sobald es von den Weiden heimkehrte.[13])

Auf die Behausungen des Hornviehes folgten die niederen Ställe der Schweine, von denen je vierzig eine Herde bildeten. Täglich wurden die Borstentiere auf die Eichelböden und Buchenbestände der Wälder getrieben.[14])

Auch Schafherden besaß Waifar, die jedoch zur Nachtrast nicht heimkehrten, sondern auf den Weiden in Hürden eingeschlossen wurden, unter der Hut von Schafschalken und Wolfshunden.[15])

So gewährte Waifars Haushalt interessanten Einblick in urdeutsche gesellschaftliche Zustände; denn Waifars Haushalt war jener sämtlicher Frilinge und läßt auf großen Besitz und Reichtum schließen. Allein der Reichtum erstreckte sich nur auf die Freigeborenen, deren Zahl sehr gering war im Verhältnisse zur Gesamtbevölkerung. Die Masse des Volkes schmachtete in Knechtschaft und Armut. Man sieht, schon in Germaniens Urwäldern lagen die Reichtümer in den Händen weniger, die große Menge war gebunden an Dürftigkeit und Mangel, — eine Einrichtung, die mit irdischen Notwendigkeiten zusammenhängen und Gesetzen entspringen mag, welchen die Menschheit unabwendbar unterworfen ist. Und was zu denken gibt, ist der Umstand, daß Reichtum nicht glücklich, und Armut nicht unglücklich machen muß; denn es gibt nicht wenige Reiche, die unglücklich, und viele Arme, die glücklich sind. Sohin liegen Glück und Zufriedenheit für das Menschenherz nicht auf dem Wege des Überflusses. Gerade den Armen im Geiste ist Wonne verheißen und ein Frieden, den alle Schätze der Welt nicht geben können.

Als Gunilde das Eingangsthor erreichte, mußte sie warten. Die Herden der Kühe, Rinder und Pferde

hielten gerade ihren Einzug, unter Peitschenknall und Hörnerblasen der Hirten. Die Musik schien zugleich der abseits stehenden Maid zu gelten; denn die Musikanten blickten zu ihr hinüber, in dem redlichen Bemühen, das Beste ihrer Kunst zu leisten. Gunilde lächelte und nickte ihnen zu, dieweilen zwischen Familiengliedern und Hausschalken freundliches Verhältnis bestand. Die Kinder der Frilinge und der Schalken wuchsen miteinander auf, teilten ihre Spiele, ihre Nacktheit und auch das Sumpfwasser des nahen Weihers, in dem sie herumplätscherten. „Durchgängig im Hause nackt und schmutzig," schreibt Tacitus, „wachsen sie zu solchem Gliederbau, zu der Leibesgestalt heran, die wir anstaunen. Herren und Sklaven vermöchte man nie an der zärtlicheren Erziehung zu unterscheiden. Zwischen denselben Haustieren, auf demselben Fußboden leben sie, bis die Altersstufe den Freien sondert, der innere Adel ihn bewährt." [16])

Kaum waren Pferde und Hornvieh eingezogen, da rauschte und sauste es vom Walde her. Die Schweineschalke hatten ihre Herden frei gegeben, und mit gellendem Geschrei und Grunzen stürmten die Borstentiere heran, geleitet von Hornstößen und Hundegebell. Auf das vorübergehende Getöse folgte Stille. Die Tiere waren in ihren Ställen verschwunden, und die Hirten wuschen Gesicht und Hände am Brunnen, weil sie ihres Herrn Vorliebe für reinliche Gesichter und Hände beim

Essen kannten. Auch die Hirtenhunde leckten Fell und Pfoten, und löschten am Brunnentrog ihren Durst. Und während die Verrichtungen der Marschalke und ihrer Genossen in den Ställen begannen, waltete der Seneschalk mit seinen Untergebenen im Hause, für das bevorstehende Essen die Tische zu rüsten.

Gunilde ging nach dem Frauengemach, das sich durch Sauberkeit von der schmutzigen Halle rühmlich unterschied. Der Fußboden bestand aus glatter, rein gefegter Tenne, an den Wänden zeigten sich sogar die Uranfänge der gestickten, mit Bildwerk gezierten Tapeten des Mittelalters. Die Lehmwände waren nämlich an manchen Stellen durch buntfarbige Tücher verhüllt, ein eigentümliches Gewebe jener Zeit, aus Wolle, Linnen und mancherlei Tierhaaren. Diese Arbeit deutscher Frauen genoß einigen Ruf, und wurde in weite Ferne als Geschenk an hervorragende Personen geschickt. So erfreute der heilige Bonifatius seinen ehemaligen Lehrer, den Bischof Daniel von Winchester in England, mit solchem Gewebe und schrieb dazu folgende Worte: „Durch den Priester Forther übersende ich Euch diesen Brief, und als Beweis aufrichtiger Liebe ein kleines Geschenk, nämlich eine mit Ziegenhaaren untermischte zottige Decke, zum Abtrocknen der Füße Eurer Liebden.“ [17]) Auch die Werkzeuge, zur Herstellung dieser Decken, gehörten zur Ausstattung des Frauengemaches, ein Webstuhl und Spindeln, nebst Kunkeln, letztere mit Wolle

und verschiedenfarbigen langen Tierhaaren belegt. Das religiöse Bedürfnis der Frauen befriedigten kleine Hausgötzen, die an den Wänden hingen, oder auf Brettern standen. Diese Götzenbilder waren Puppen, aus Tuchlappen zusammengeflickt, mit grellroten Gesichtern, darin Punkte und Striche die Augen, Nase und Mund bezeichneten.[18]) Auch gebackene Götzen zierten die Wände, sie waren von Mehlteig, mit Fett und Öl überstrichen und hatten die Gestalt von Menschen und den Göttern geheiligter Tiere.[19]) Jeder dieser Hausgötzen besaß ihm eigentümliche Heilkräfte und leistete gegen geringe Opfergaben Hilfe in Nöten und Krankheiten.

Als Gunilde das Gemach betrat, empfingen sie forschende Blicke eines riesig gestalteten Weibes, das emsig die Spindel drehte. Ein Linnengewand kleidete die Spinnerin, und der gezierte Gürtel, mit einem Besteck weiblicher Werkzeuge, charakterisierte sie als Hausfrau, Waifars Gattin Bilitrude. Sie stand auf Seite ihrer Tochter gegen Abbot, wußte von Gunildens Besuch bei der Zauberfrau, und vernahm jetzt ausführlichen Bericht. Der Verlust des Armreifes erschreckte sie.

„Wolfram hat recht! Wanna ist Dir unhold, wie hätte sie sonst verlangen können, was Deines Vaters Grimm erregt?" sprach sie beunruhigt. „Beim Mahl wird er das Fehlen des Kleinods bemerken, — dann o wehe, — es gibt ein Unglück! Sein Jähzorn raubt

ihm allen Verstand, — seine Wut macht ihn toll, er weiß nicht, was er thut. Zwar ist es lange her, daß er nicht mehr raste, — aber jetzt wird das verlorene Kleinod seinen schlafenden Grimm aufwecken."

„Mutter, sei ohne Sorgen! Schmähreden, selbst Schläge will ich ertragen."

„Ja, wenn es bei Schlägen und Flüchen bliebe! Hat er nicht in unbändiger Wut schon acht Schalke tot geschlagen? Wehe, — es gibt ein Unglück!"[20])

„Lieber tot, als Abbots Weib!" versetzte entschlossen Gunilde.

„Keines von beiden!" rief Bilitrude. „Vorläufig handelt es sich darum, Waifars Zorn so lange zu entgehen, bis morgen der edelsinnige Wolfram aus der Klemme hilft. Ich würde mein Armband Dir leihen, allein wir haben einen Gast und die Sitte heischt, daß wir zur Ehre des Gastes geschmückt erscheinen. — — Was ist da zu thun? Wie können wir dem Unglück entrinnen?" — und Frau Bilitrude rang die Hände.

„Mutter, ängstige Dich nicht! Wolfram rettet morgen aus aller Not, und heute Abend soll der Vater nichts merken. Ich werde beim Mahle gar nicht erscheinen, sondern mich niederlegen. Fragt der Vater nach mir, so meldest Du mich krank."

„Was für ein kluges Kind Du bist!" lobte aufatmend Bilitrude.

Während Mutter und Tochter berieten, saß Waifar in der Halle bei seinem Gast, einem Friling der angrenzenden Mark.

Gunildens Vater teilte mit den Frilingen seiner Zeit den hünenhaften Wuchs, den ungestümen Mut, die Kriegs- und Jagdlust, die Tapferkeit, und auch den Hang zu Gelagen und Ausschweifungen. Aber dem Heidentum stand er gleichgültig gegenüber. Infolge seiner Kriegszüge mit den christlichen Westfranken hatten die angestammten Hessengötter bei Waifar alles Ansehen verloren. Obschon die Westfranken im allgemeinen gleichsam nur äußerlich angehaucht waren vom Geiste des Christentums, ohne Umwandlung des inneren Menschen, obschon Pipins und Karl Martells Krieger vielfach noch heidnischen Sitten huldigten, so hatte Waifar durch seine Berührung mit dem aufdämmernden Christentum dennoch die Überzeugung gewonnen, daß der Christengott ein weit erhabeneres Wesen sei, als die deutschen Götter. Nicht selten hatte er Predigten von Bischöfen und Mönchen gehört, und den gewaltigen Unterschied zwischen der Hoheit christlicher Lehren und den düstern Fabeln des Walhallaglaubens erkannt. Die zahllosen Quälgeister im Gefolge der Götter ärgerten ihn, ganz besonders stießen ihn die unmenschlichen Bräuche des Götzendienstes zurück, die sich bis zur Grausamkeit von Menschenopfern steigerten. Hiezu kam seine unbegrenzte Bewunderung für den allzeit siegreichen

Helden Karl, dessen Wunsch er kannte, das Christentum möchte auch in Hessen Boden fassen, weshalb er den gleichen Wunsch hegte. Er wußte, daß Bonifatius vor einigen Monaten wieder in Oberhessen erschienen war, unter dem Schutze eines Geleitbriefes Karls und hoffte, der Heilige werde sein Missionswerk in nördlicher Richtung ausdehnen.

Waifars Gast war als Leichenbitter erschienen. Ein Friling der Nachbarschaft starb plötzlichen Todes, und Waifar wurde eingeladen, einer jener umständlichen und teilweise grausamen Begräbnisfeierlichkeiten beizuwohnen, wie solche nach urdeutschem Herkommen beim Tode freier Männer üblich waren.

„Sage mir doch, Wolfger, wie es kam, daß Friling Bernwart so geschwind starb? Vor drei Tagen waren wir noch zusammen auf der Eberjagd — von Krankheit und Tod merkte ich gar nichts an ihm."

Wolfger that zuerst lange Züge aus dem Bierkruge, wischte den Mund, nickte einige Male mit dem Kopfe und schickte sich an, die Frage zu beantworten.

„Meinen Gesippten Bernwart hat eine Wette umgebracht," antwortete er. „Mit Diethelm wettete er, daß er nacheinander zehn volle Büffelhörner leeren könne."

„Fürwahr eine tolle Wette!" meinte Waifar. „Der Inhalt von zehn Büffelhörnern füllt eine Kufe, darin man einen ganzen Wurf junger Hunde ersäufen könnte. Tolle Wette."

„Bernwart konnte sie wagen, denn er war stark im Trinken und der Einsatz nicht gering, — nämlich zehn vierjährige Ochsen. Acht Hörner leerte er, beim neunten fiel er um, wie ein Eichbaum, und war tot."

„Kläglicher Ausgang, — unrühmlicher Tod!" sagte Waisar im Tone des Bedauerns.

„Weder kläglich, noch unrühmlich!" widersprach der andere. „Viele Hörner bezwingen, verrät große Tapferkeit, kann also nicht unrühmlich sein. Die mächtigsten Hörner leeren die Helden in Walhalla, und Gott Wodan ist der tapferste Hörnerbezwinger. Wer es unternimmt, Wodans kühnen Mut im Hörnerleeren nachzuahmen, der ist ein ganzer Mann, eine gute Lanze. Jetzt wird Bernwart im Kreise der Helden erzählen, warum er nach Walhalla gefahren, und von allen Seiten werden die Helden in Wein, Bier und Met ihm zutrinken.

Waisar belächelte den heidnischen Wahn, hütete sich jedoch, seinen Unglauben geradezu auszusprechen.

„Mir dünkt es klug, auf Erden mit Verstand zu genießen, was die Erde hervorbringt," sprach er. „Ob in Walhalla Bier gesotten wird und Wein wächst, kann man nicht genau wissen, — auch nicht, ob Helden ohne Leib nach Bier gelüstet. Vielleicht haben die Geister im Himmel, wie die Christen sagen, nach ganz anderem Durst, als nach Bier und Met."

„Ja, — ja, man merkt Dir's an, daß Walhallas Götter Dir nicht viel gelten! Dies kommt davon, wenn man unter dem Banner des Christengottes auszieht."

„Und der Christengott siegte jedesmal, so oft uns Held Karl zum Streite führte," versetzte Waifar. „Mit ihren mächtigsten Göttern kamen die Sachsen wider uns gezogen, aber der Wodan, der Thor, der Fro und wie die ganze Götterſippſchaft heißt, alle nahmen Reißaus vor dem einzigen Christengott, — also muß er der mächtigste sein."

„Das nächste Mal nimmt vielleicht der Christengott Reißaus," entgegnete Wolfger ungehalten.

„Niemals!" behauptete Waifar. „Die Christenlehre ist ein ganz anderes Ding, als unser Walhallaglauben. Die Christenlehre wandelt der Menschen Sinn und Lebensart, sie bewehrt mit guter Rüstung und schneidigen Waffen wider arglistige Feinde und macht stark, sämtliche Unholde zu bezwingen. Zwei arge Wichte machten mir viel zu schaffen, — der Zorn und die Saufluft. In manches Ungemach, in manchen Schaden brachten sie mich, und alle Götter zusammen konnte diese Wichte von mir nicht abwehren. Wie ich aber im Frankenlande die Christenpriester ihres Gottes Lehren predigen hörte, da ging mir ein Licht auf. Wodan heißt zürnen, zechen und morden, — der Christengott verdammt, was Wodan anpreist, und nicht bloß das, er reicht auch Waffen gegen die Unholde und

Bibliotheca Bipontina
Zweibrücken

zeigt, wie man sie besiegt durch ruhiges Blut, durch starken Willen und kluge Selbstbeherrschung. Vor zwei Jahren schwur ich bei Christus, niemals über den Verstand zu trinken, niemals im Zorn mehr zu thun, als höchstens zu schmähen oder eine Ohrfeige auszuteilen, jedoch keinem Schalk den Schädel einzuschlagen, wie vordem. Seither hatte ich keinen Rausch und verlor keinen Schalk. Jetzt wundert's mich, wie ich vormals so dumm und gegen meinen Vorteil sein konnte. Eine Lehre, die solchergestalt die Menschen umwandelt, die Kluge macht aus Dummen und Starke aus Schwachen, eine solche Lehre überwindet die Welt. Darum müssen vor dem mächtig waltenden Christengott schließlich alle Götter die Waffen strecken."

„Dein Reden behagt mir wenig, — den angestammten Asen bewahre ich Treue," entgegnete Wolfger.

„Treue den Freunden ist löblich, Treue den Unholden ist schädlich!" versetzte kurz der Friling.

In diesem Augenblick, als das Gespräch eine bedenkliche Wendung zu nehmen drohte, wurde es durch langgezogenen Hornruf unterbrochen. Der Seneschalk stand vor dem Hause und gab den im Frilingshofe zerstreuten Schalken das Zeichen zum Abendessen. Der Einladung wurde unverweilt entsprochen. Von den Stallungen und Scheunen her bewegten sich geräuschlos barfüßige, dunkle Gestalten über den Hof. Schweigend und ordnungsgemäß nahten sie dem Eingang zur Halle,

wo über den Gesindetischen vom Deckengebälk nieder qualmende Ampeln von Thon hingen. Über dem Tische der Herrschaft brannte von blankem Metall eine kunstfertig gearbeitete Hängelampe, eine hübsche Arbeit neustrasischer Kunst, von Waifar heimgebracht. Nach Rang und Beruf ordneten sich die Schalke um die Tischreihe. Der Herrschaft zunächst saßen die Mägde, an sie schlossen sich die Marschalke mit ihren Untergebenen und den Pferdehirten, dann kamen die Kuh- und Ochsenschalke und Hirten, hierauf die Schweineschalke, den Schluß bildeten die Gänsehirten. Koch und Seneschalk waren mit den Hausssklaven um den Herd thätig.

Bevor das Essen anhob, geschah die herkömmliche tägliche Meldung. Über besondere Vorkommnisse wurde dem Friling Bericht erstattet. Zuerst trat ein Pferdeschalk vor, dessen trübe Miene keine gute Botschaft verkündete. In früheren Jahren war es gefährlich, dem Friling Schlimmes zu melden. Waifar geriet hiebei in heftigen Zorn und sein Faustschlag streckte zuweilen den Schalk tot nieder. Seit zwei Jahren begnügte sich der jähzornige Mann mit Flüchen und Schmähungen, selten mit Ohrfeigen, — Totschläge kamen nicht mehr vor. Indessen blieb es immerhin gefährlich, durch böse Meldung die Wut des Gewaltherrn zu reizen. Daher trübes Mienenspiel und ängstliche Haltung des Pferdehirten.

Waifars scharfer Blick erspähte sofort unliebe Neuigkeit. Seine Stirnfalten zogen sich wetterschwer zusammen, aus seinen Augen fuhren grelle Lichter, gleich Blitzen aus dem dunklen Schoße dräuender Wolken. Auch seine Stimme klang rauh, fernem Donnerrollen vergleichbar.

„Was bringst Du? Heraus mit Deiner Botschaft!"

„Ein dreijähriges Roß hat sich übertreten, — Huf und Bein sind angeschwollen, — es hinkt stark. Herr, mir thut's leid, — ich bin unschuldig!"

„Deine Unschuld brauchst Du mir nicht vor die Nase zu halten, Schafskopf! Weiß schon selber, was ein Schalk zu verantworten hat, und was nicht. Ist das Roß morgen noch lahm, dann wird es für die Küche geschlachtet," entschied Waifar.

Der Pferdeschalk zog sich zurück, mit dem „Schafskopf" höchlich zufrieden.

Ein Schweinehirt trat vor, sicher und freudig.

„Herr, drei Schweine haben geworfen, das eine acht, das zweite zehn, das dritte zwölf Ferkel!"

„Läßt sich hören!" sprach mit zufriedenem Kopfnicken der Grundherr. „Wo sind die Alten und die Jungen?"

Alle beisammen im Notstall auf der Eichelwaide. Mein Bub' ist bei ihnen zur Wache und Warte und zwei Hunde."

„Hast Deine Sache gut gemacht!" lobte Waifar.

Die Meldungen waren für heute abgelaufen. Die Schalke ließen sich um die Tische nieder. Dampfende Schüsseln mit Haferbrei erwarteten sie, immer eine Schüssel für vier Schalke. Teller gab es für den Brei nicht. Die Esser fuhren mit Löffeln in die steife, gehaltreiche Masse und bedächtig zum Munde, langsam und beharrlich diese Thätigkeit fortsetzend, bis die Schüsseln geleert waren. Kein Wort wurde hiebei gesprochen. Dem Haferbreie folgten Platten mit gewaltigen Stücken geschmorten Fleisches. Die Schalke stachen mit Messern Fleischbrocken von den Platten, zerschnitten sie auf hölzernen Tellern und aßen dazu ein Brot, dessen aschenfarbigen, schwer verdaulichen Stoff nur Schalkenmägen bezwingen konnten. Im Geleite der Platten erschienen zugleich hölzerne, mit kräftigem Bier gefüllte Becher. Nachgefüllt wurde nicht, aber jeder Schalk und jede Magd erfreute sich eines vollen Bechers. Waifars Gesinde aß zwar derbe, jedoch reichliche Kost. Zuweilen warf der Friling beobachtende Blicke auf die verwilderten, halbnackten, in Kalbsfelle und Schafspelze dürftig gekleideten Schalke, mit den struppigen Haaren und den rauhen Gesichtern, und augenscheinlich ergötzte ihn die aushaltende Tapferkeit der Esser.

Am oberen Tische saß Bilitrude auf dem Ehrenplatz. Sie trug über dem Unterkleide ein pelzverbrämtes, mit farbigen Stoffen an den Säumen geziertes Ge-

wand, und an den Armen goldenen Schmuck. Ihr reiches Haar hatte sie über dem Wirbel zum dicken Knoten geschlungen; denn nur die Jungfrauen ließen das Haar frei herabwallen. Gunildens Platz war leer. Die übrigen Familienglieder bestanden aus drei Knaben.

„Wo ist Gunilde?" hatte Waisar gefragt.

„Sie mußte sich niederlegen," antwortete unbefangen Bilitrude.

Auch den Herrschaftstisch zierte Haferbrei, der jedoch nicht aus Schüsseln, sondern von Tellern gegessen wurde. Den zweiten Gang bildete ein stark gepfeffertes Ragout, sowie eine Mehlspeise, in Fett gesotten und mit Zimmet bestreut. Die Gewürze kamen durch neustrische Händler nach Deutschland, aber nur an Frilingshöfen zur Verwendung. Der heilige Bonifatius und seine Mitarbeiter am Missionswerke schickten häufig Weihrauch, Pfeffer und Zimmet, in ganz geringen Quantitäten, aus Germanien als kleine Geschenke nach England.[21])

Die Schalke hatten nicht vollständig die aufgetragenen Speisen bezwungen, ihre Becher jedoch geleert, und verließen ebenso schweigend die Halle, wie sie gekommen waren. Im Hofe standen sie noch eine Weile plaudernd beisammen.

„Du bist glimpflich davongekommen," sagte der Marschalk zu dem ihm untergebenen Pferdehirten.

„Vormals wäre Dir, ob solcher Meldung, vielleicht der Schädel eingeschlagen worden."

„Will's meinen!" versetzte ein anderer. „Den Wiclif schlug er tot, weil er ein halbjähriges Schwein verlor, und den Wolfart, weil sein Hund ein Schaf gebissen hatte. Grimmiger war unser Friling, als zehn Wildeber. Und jetzt? Man kennt ihn nicht mehr. Aus dem Wildeber ist ein Lamm geworden. Ist das nicht verwunderlich?"

„Woher das kommt, will ich euch sagen," versetzte mit kluger Miene ein Kuhschalk. „Unser Friling hat am Königshof in Frankenland den Christengott kennen gelernt, der ein ganz anderer Herr ist, wie unser Wodan. Der Christengott verbietet Grimm und Mord. Er heißt die Frilinge ihre Schalke menschlich behandeln, und straft mit ewigen Peinen in der Hela sämtliche Unholde. Und weil der Christengott mächtiger ist, wie alle Götter, und weil er den König Karl immer zum Siege führt, und weil unser Friling auf den König Karl schwört, darum ging er in die Gefolgschaft des Christengottes. Seitdem bändigt unser Friling seinen Zorn und ist ein rechter Mann."

„Woher kennst Du die Art des Christengottes?" fragte der Marschalk.

„Von Hunipreht aus Hamanaburg, der vorige Woche bei uns Rinder kaufte. Dort, zu Hamanaburg,

hausen die fremden Leute, welche den Christengott lehren. Auch Humipreht ist ein Christ und preist sich darum glücklich."

„Hm, — wenn der Christengott solchermaßen waltet, die Unholde vertreibt und reißende Bären in sanftmütige Schafe wandelt, dann soll er auch uns willkommen sein," sagte ein Schalk.

Kein Widerspruch erhob sich gegen diesen Wunsch. Das Evangelium der Nächstenliebe und Barmherzigkeit übte auch auf diese Mühseligen und Beladenen seine Anziehungskraft.

Nach längerer Unterhaltung, in deren Verlauf sich das Verlangen nach dem Christengotte lebhaft äußerte, trennten sich die Sklaven. Sie gingen nach Ställen und Heuschuppen zur Nachtruhe.

Bilitrude hatte mit ihren Kindern die Halle verlassen. Waifar saß noch mit seinem Gaste plaudernd beim Bier. Er wurde nicht müde von seinen Heereszügen zu erzählen und die Tapferkeit des Helden Karl zu preisen. Wolfger hörte zu und leerte unzählige Becher, bis er steif saß und mit glotzenden Augen den Erzähler anstarrte. Waifar hingegen hielt seinen Schwur und bändigte beharrlich den angestammten, urdeutschen Hang zur Trinksucht. Beim Anblick der unsicheren Haltung und Ohnmacht des Berauschten, glitt zuweilen über sein rauhes Gesicht ein Lächeln der Genugthuung, durch Selbstbeherrschung gleicher

Schwäche entronnen zu sein. Und weil ihn das christliche Gebot der Mäßigung und Nüchternheit zum Siege über die erniedrigende Leidenschaft geführt, darum wuchsen Achtung und Bewunderung für den Geist des Christentums.

Wolfger gab endlich durch lallende Laute sein Verlangen nach dem Nachtlager zu erkennen. Auf Waifars Wink trat der Seneschalk mit einigen Hausssklaven heran. Zwei von ihnen stützten den taumelnden Gast. Ein Dritter nahm Wolfgers Schild, Helm und Schwert. Der Vierte trug einen gefüllten Bierkrug. Der Seneschalk schritt voraus mit flammender Fackel. Der Zug ging über den Hof, nach dem alten, verlassenen Wohnhause, das Waifar als Gastherberge stehen ließ. Dort, in der düsteren, rauchgeschwärzten Halle, standen einige Betten, das heißt, hölzerne Gestelle mit Strohsäcken und Kopfpolstern. Die Bettdecke bestand aus zusammengesetzten bunten Fellen verschiedener Tiere. Diese deutschen Decken genossen einiges Ansehen und wurden sogar an hochstehende Personen als Geschenke gegeben. An den Abt Cuthbert von St. Paul, den späteren Erzbischof von Canterbury, schrieb der heilige Bonifatius: „Als Beweis der innigsten Liebe schicken wir Euch bocksleder ne Bettdecken, wie man sie hier nennt, und bitten, Ihr wollet sie, obgleich sie Eurer nicht würdig sind, zur Erinnerung annehmen.“ [22])

Mit Hilfe des Seneschalks entledigte sich Wolfger seines Obergewandes und der Fußbekleidung, that noch einige Züge aus dem Bierkruge und streckte sich dann auf das Lager nieder. Der Seneschalk zog die Felldecke über ihn und verließ hierauf mit seinem Gefolge die Halle. Beim Überschreiten des Hofes verbreitete die Fackel flüchtigen Lichtschein, und dann verschwand im Dunkel der Nacht der Frilingshof.

3. Frauenkauf und Frauenraub.

Wanna saß unter dem Vordach ihrer Hütte und erwartete den Friling Abbot. Sie trug wieder den Mistelkranz um das Haupt, und wußte durch Haltung und Gesichtsausdruck das Gepräge der Zauberfrau anzulegen, in jenen Nimbus geheimnisvoller Macht sich kleidend, womit heidnischer Aberglaube sie umgab. — Bald verkündeten schwere Tritte das Nahen des Erwarteten. Ein reckenhaft gestalteter junger Mann betrat den freien Platz, spähte nach der Hütte, gewahrte die Zauberin und trat nicht ohne Merkmale anfliegender Scheu heran. Seinen Kopf schirmte der Helm, um seine Schultern hing an eherner Kette das wuchtige Schwert, am Rücken der Schild. Auf dem Fuße folgten ihm zwei Sklaven, von denen der eine auf dem Rücken ein Fäßchen trug, der zweite einen weitbauchigen Krug. Wannas Sklave Gunthari schleppte einen vollen Sack. Die Waldfrau sah die Geschenkträger und schmunzelte.

„Willkommen, Abbot!" sprach sie. „Dich allein rief ich zu heimlicher Rede, — wozu Deine Gefolgschaft?"

„Ich wollte nicht kommen mit leerer Hand, dieweilen auch die Götter nichts umsonst thun und Opfer heischen für huldreichen Beistand," antwortete Abbot. „Das Faß enthält Bier, der Krug Met, der Sack einige Speckseiten. Möge Dir alles behagen!"

„Dank für Deine Gaben!" sprach sie mit ernstem Kopfnicken und mit angenommener Maske, in ihrem geheimnisvollen Berufe über Geschenke erhaben zu sein. „Traget alles in die Hütte, dann gehet eures Weges," gebot sie den Schalken. „Du, Gunthari, ziehst sogleich aus auf Jagdbeute."

Die Sklaven gehorchten und verschwanden mit großer Eile, die ihre Furcht vor der Zauberfrau verriet.

„Setze Dich neben mich, Abbot, und höre, wie ich den Willen der Asen nach Deines Herzens Sinn und Neigung lenkte," begann sie mit ernster Miene. „Meine Sprüche zwangen Waifars Tochter in meine Gewalt. Gestern war sie hier."

„Ah, — Dein Zauber hat sie mir gewonnen?" rief er leidenschaftlich.

„Unterbreche mich nicht, — höre! Gunilde begehrte ein Abwehrmittel, das sie schützt gegen Dein Werben. Ich gab es ihr."

„Du gabst es ihr? Unholde, was hast Du gethan?" fuhr er auf.

„Sei nicht toll, — höre weiter! Neun Tage lang darfst Du Waifars Tochter nicht nahen, thust Du es

dennoch, dann ist sie für immer Dir verloren und von den Göttern dem Wolfram zugesprochen."

„Wie soll ich das verstehen?" sprach er im Tone des Unmutes. „Hast Du nicht verheißen, das Herz der Jungfrau für mich zu wandeln, daß sie mir zugethan wird?"

„Mein Versprechen löse ich, aber nicht nach Deinem ungestümen Begehren, sondern nach dem Willen der Götter. Nochmals, — neun Tage hindurch meidest Du Waifars schöne Tochter, am zehnten Tage gehört sie Dir."

„Ah!" stieß er freudig überrascht hervor und seine Augen glühten. „Wären doch die neun Tage schon herum, — ich kann es kaum erwarten! Gunilde ersehne ich heißer, als Gott Freir die Tochter des Bergriesen Gymer. Ohne Gunilde, die unermeßlich schöne, mag ich nicht leben."

„Darum wirst Du mannhaft streiten, die Ersehnte zu gewinnen."

„Nicht allein mit Recken will ich um sie streiten, sondern auch mit schwarzen Zwergen, mit Bergriesen und sämtlichen Unholden," rief feurig der junge Hüne.

„Du gefällst mir! Du wirst thun, was die Götter gebieten. Höre! Am zehnten Tage von heute wird Gunilde zu Freias Altar emporsteigen, um den Willen der Göttin zu erforschen. Freias Willen kenne ich

heute schon, — ihr Gebot geht an Dich. Sobald Waifars Tochter Deine Mark betreten hat, sollst Du nach deutscher Sitte um sie werben, die Widerstrebende gewaltsam nach Deinem Hause führen."

„Sie rauben?"

„Ja!"

„Aber Waifar?"

„Muß sich nach Recht und Herkommen beugen, um den gesetzlichen Preis von dreihundert Schildlingen (kleine Silbermünze), oder um zwölf vierjährige Ochsen Gunilde Dir lassen." [23])

„Wird sich Waifar an den Rechtsspruch kehren?"

„Er soll es wagen, der Väter Sitte und der Asen Gebot nicht zu achten! Der ganze Gau würde auf Deiner Seite stehen und den Verwegenen niederschmettern. Fast wünsche ich, er möchte Dein Recht bestreiten, Deinen Raub anfechten; denn ich hasse ihn," fuhr sie mit giftigen Blicken fort. „Ein Christenfreund ist er, ein Verächter der Götter, — ich kenne ihn! Jetzt graben ihm die Asen eine Grube, — möge er hineinstürzen! Und Freia, Odurs Weib, die holde Liebesgöttin, hat Dir nicht bloß Gunilde zugesprochen, sondern auch eine mannhafte Aufgabe für Dich an ihre Huld geknüpft."

Sie schwieg und betrachtete den jungen Mann, der sinnend vor sich hinsah.

„Über was grübelst Du?" forschte sie.

„Ich bezweifle das Einstehen des Gaues für mein Recht," antwortete er. „Häufig zwar kommt es vor, daß einer des anderen Weib raubt und ihm dafür den bestimmten Preis, vierhundert Schildlinge oder sechzehn gehörnte Ochsen zahlt.[24]) Auch Jungfrauen werden gewaltsam entführt und der rechtmäßige Kaufpreis deren Eltern bezahlt. Ich habe noch nicht gehört, daß ein Mann sein geraubtes Weib zurückforderte, weil ihm sechzehn Ochsen lieber waren, als die Geraubte, oder weil er nicht wagte, wider Recht und Herkommen aufzustehen. Er fügte sich freiwillig, oder weil er mußte. Waifar hingegen ist aus anderem Holz geschnitten. Er wird sich nicht fügen. Nur gegen den Burawald verkauft er mir Gunilde. Nehme ich mit Gewalt, was mein Herz ersehnt, zahle ich auch dreihundert Schildlinge, oder lasse ich zwölf junge Ochsen in Waifars Hof treiben, — er wird alles nicht annehmen. Seine Tochter wird er zurückfordern. Verweigere ich sie ihm, bestehe ich auf meinem Recht, dann wird er nach den Gesetzen aller deutschen Lande so wenig fragen, wie nach dem Willen der Götter. Mit Feuer und Schwert wird er mir über den Hals kommen, — der grimmige Mann."

„Ei, — ei! Bist Du ein abgefallenes Laubblatt, vom Winde hin- und hergetrieben?" höhnte sie. „Eben noch wolltest Du mit allen Recken um Gunilde

kämpfen, sogar mit Zwergen und Bergriesen, — jetzt fürchtest Du den einzigen Waifar?"

„Fürchten? Durchaus nicht! Du sollst nicht für einen Feigling mich ausgeben. Streit und Kampf sind meine Lust, — doch größere Lust gewährt mir Gunildens unbestrittener Besitz. Was nützt mir ein Kleinod, das ich in nächster Stunde verlieren muß? Ohne Beistand des Gaues kann ich Waifar gegenüber Gunilde nicht behaupten. Wird der Gau auf meiner Seite stehen?"

„Er wird es!" versicherte Wanna. „Meinst Du, Göttin Freia verlange, was Dir Verderben bringt? Einen anderen wird sie verderben, nicht Dich. Die schönste Maid des Hessenlandes bestimmt sie Dir, wenn Du kühn genug bist, die gewiesenen Wege zu gehen."

„Nicht einmal auf meine Gesippten könnte ich rechnen, weil mir Waifar kein Leid gethan und auch meine Ehre nicht kränkte, — ich stünde allein. Dennoch will ich es wagen. Wenn auf Geheiß der Götter der Gau mein Recht schützt und Waifar zwingt, dem Herkommen sich zu beugen, dann raube ich am zehnten Tage Gunilde," sprach er entschlossen.

„Es gilt!" versetzte die Zauberin. „Doch Freia knüpft an ihre Hilfe eine Bedingung, — wirst Du sie erfüllen?"

„Kein Mann verspricht, was er nicht kennt," antwortete er.

„Merke auf, Friling, — Hochwichtiges sollst Du vernehmen!“ begann nach flüchtiger Pause die Zauberfrau. „Was im Göttersaale Walhallas die Asen berieten, das haben Wodans Raben mir zugetragen. Du sollst Teilnehmer sein an furchtbaren Geheimnissen, weil Du erkoren bist, dem Götterwillen zu dienen.“

Während sie diese Worte mit sprudelnder Stimme hervorstieß, loderte es unheimlich in ihren Augen und ihre Gesichtszüge verzerrten sich. Selbst den rauhen Mann an ihrer Seite beschlich Grauen beim Anblick der häßlich Entstellten, die plötzlich Organ finsterer Mächte geworden zu sein schien. Sie schwieg eine Weile, schnaubte heftig, zuckte krampfhaft und rang nach Fassung. Nicht eher setzte sie ihre Rede fort, bis sie ihrer ruhigen Haltung sicher war, indessen ihr finsterer, stierer Blick das Fortbestehen geistiger Störung verkündete.

„In der Götterberatung erscholl eine furchtbare Stimme, welche rief: „Die Stunde naht, in der Altvater Wodan kämpfen muß mit dem Wolfe Fenrir,“ fuhr sie fort. „Der grimmige Wolf Fenrir wird siegen und Wodan verschlingen. Die Häuser der Götter stürzen ein, die Opferflammen erlöschen; denn abgewandt haben sich die Menschen vom Dienste der Asen und dem siegreichen Wolfe Fenrir gehuldigt. Und weil die Stützen der Welt zerbrochen sind, darum fängt die Sonne an, sich zu verfinstern, die Erde versinkt im

Meere, die heiteren Sterne verschwinden am Himmel, schauerliche Feuersbrunst verzehrt alles, und bis zum Himmel empor schlagen die Flammen. Weltuntergang! Was verschuldet ihn? Der Menschen Abkehr von den Göttern, darum der Sieg des Wolfes Fenrir."

Nach dieser ungenauen Wiederholung der deutschen Göttersage, Abbot nicht unbekannt, schwieg die Waldfrau einige Augenblicke.

„Kennst Du ihn, — den Wolf Fenrir?" wandte sie sich an den Hünen.

„Nein! Daß er kommen und Wodan verschlingen wird, weiß ich, — doch sah ich ihn niemals."

„Ich kenne ihn!" versicherte Wanna mit erstem Kopfnicken. „Seit Jahren schleicht er durch die deutschen Gaue und verschlingt Wodan. Wohin der Wolf kommt, fliehen die Götter und Wodan stirbt. Ist in allen Marken Wodan tot, des Wolfes Beute, dann folgt der Weltuntergang. Auch zu uns will er kommen, der göttervertilgende Wolf. Bereits mordet er die Götter im Hessenlande, in den Marken um Hamanaburg wütet er und schon rüstet er sich, in unseren Gau einzubrechen. Der Wolf hieß vor fünf Jahren Winfried, — jetzt heißt er Bonifatius, — sein richtiger Name ist Fenrir."

„Über Winfried hörte ich von jenen, die ihn sahen, — ein Fremdling ist's aus fernen Landen, kein Wolf."

„Thörichter! Meinst Du, der Wolf komme in seiner wahren Gestalt?“ versetzte mit gefurchter Stirne die Zauberfrau. „In eine Lichtelfe kann er sich wandeln, seine Mordgier in süßes Lächeln. Käme er mit aufgerissenem Rachen, mit blutlechzender Zunge, mit heißhungrigem Gebrüll, mit feurigen Augen, — meinst Du, er würde die Leute von Altvater Wodan abwendig machen? Darum verhüllt Fenrir sein grausiges Wesen, darum spendet er Honigworte, darum legt er gleisende Schlingen, durch liebliche Verheißungen die Betrogenen zu fangen und darum nennt er sich nicht Fenrir, sondern Bonifatius. Ja, dieser Winfried oder Bonifatius ist der grimmige Wolf Fenrir; denn er verschlingt Wodan und mordet alle Götter, wohin er kommt. Bald wirst Du ihn sehen. Wodans Raben brachten mir Kunde, daß er sich anschicke, nach Gäsmera zu fahren, nach Donars heiligem Forst, um den Gott zu verschlingen und niederzustürzen Donars Altar und Eiche.“

„Das soll er bleiben lassen!“ entgegnete auffahrend der Recke. „Donars Eiche stürzen, — das größte Heiligtum des Hessenlandes? Er soll es wagen!“

„Er wird es wagen! Du allein kannst den Unhold abwehren, — nur Du! Dich bestimmten die Götter, den Wolf zu erschlagen, — Du bist Vidar, Allvaters rächender Sohn.“

Er sah verwundert in das unheimlich glühende Gesicht Wannas.

„Abbot bin ich, nicht Vidar!“

„Für uns und das ganze Hessenland, ja für alle deutschen Gauen bist Du Vidar, weil Du, nach dem Ratschlusse der Götter, den Bonifatius erschlagen wirst, diesen Wolf, der aus allen deutschen Landen die Asen vertreiben würde. — Jetzt frage ich Dich, bist Du mannhaft genug, das kühne Werk zu vollbringen?“

„Einen Mann erschlagen, der mich niemals kränkte? Hm, — zu viel verlangt!“

„Thörichte Rede! Den Wolf Fenrir, in eines Menschen Gestalt, sollst Du töten. — Dich niemals kränkte? Ist er nicht Feind unserer Götter, unseres Väterglaubens? Dennoch kränkt er Dich nicht? Gelten die Asen Dir nichts? Sind unsere Heiligtümer Dir Spreu und Stroh?“

„Rückt Bonifatius den Göttern auf den Leib, dann mögen sie selber sich wehren,“ entgegnete er. „Hat Wodan kein Schwert? Donar keinen Blitzstrahl?“

„Verwegener, — die Asen willst Du lehren, was sie sollen und können, und was nicht? Wisse, nicht der Götter Macht bezwingt den Wolf, sondern eines Menschen Hand, — Deine Hand! Weigerst Du Dich, dann führt Freia nicht Gunilde in Dein Haus.“

Dieser Hebel wirkte.

„Um Gunilde zu gewinnen, möchte ich zehn Bonifatius erschlagen."

„Du versprichst also, den Bonifatius zu töten, sobald er unseren Gau betritt?"

„Ja, — das heißt, wenn Gunilde zuvor mein Weib geworden. Führen die Götter nicht Gunilde in mein Haus, dann mögen sie selber den Wolf sich vom Leibe halten."

„Du bist ein kühner Mann, — den Göttern stellst Du Bedingungen! Doch es sei! Neun Tage lang meidest Du Waifars Tochter, am zehnten raubst Du sie," — und sie gab ihm genaue Weisungen.

4. Ein urdeutsches Begräbnis.

Im Hofe des Frilings Waifar hatte sich eine Schar bewaffneter Männer versammelt. Sie standen bei ihren Pferden und erwarteten das Erscheinen des Grundherrn. Diese Männer waren keine Schalke, sondern Liten oder zinspflichtige Bauern, welche auf den Gütern des Frilings wirtschafteten und zu Waifar im Hörigkeitsverhältnisse standen. Einige von ihnen hatten ihren Herrn auf Kriegszügen im Heere Pipins und Karl Martells begleitet, kräftig mit Schwertern und Keulen in den Feind geschlagen. Gleich allen freien Männern umgab sich Waifar bei feierlichen Anlässen mit einer Schar Bewaffneter. „Das ist ihre Ehre," berichtet Tacitus, „das ihre Stärke, von einer Schar erlesener Männer umgeben zu sein, im Frieden ihr Hofstaat, im Kriege ihre Leibwache. Und nicht bloß bei dem eigenen Volksstamme, sondern auch in den Nachbarländern macht das einen Namen und berühmt, wenn man durch die Anzahl und die Tüchtigkeit des Gefolges sich hervorthut."[25]) — Gegenwärtig sollte die Gefolgschaft den Friling zum Begräbnisse Bernwarts begleiten.

Waifar saß in der Stube, durch Speise und Trank für den bevorstehenden Ritt sich zu stärken. Der Sitte gemäß, bei solchen Gelegenheiten in voller Waffenrüstung zu erscheinen, hatte er seinen besten Kettenpanzer angelegt. Neben ihm auf dem Tische stand sein Stahlhelm, geziert durch einen fliegenden ehernen Drachen, mit weit geöffnetem Rachen und ausgreifender Kralle. Über der Rüstung trug er den kurzen Mantel, dessen Verbrämung durch wertvolles Pelzwerk seines Trägers Stand und Reichtum andeuten sollte. Ihm gegenüber saß Bilitrude, während Gunilde den Vater bediente. Zuweilen ruhte ihr Blick in bangem Schwanken auf dem Speisenden. Sie schien eine Bemerkung machen, oder eine Frage an ihn richten zu wollen, dies aber nicht zu wagen. Bald war ihr Angesicht lilienweiß, bald glühten ihre Wangen, — Merkmale heftiger Gemütserregung. Dem Vater entging das auffallende Benehmen seiner Tochter, nicht aber der Mutter, welche auf Gunildens fragende Blicke kaum merklich mit den Achseln zuckte.

„Wird Abbot auch zum Begräbnis kommen?" fragte Gunilde möglichst unbefangen, ohne jedoch leises Beben ihrer Stimme verhindern zu können.

„Abbot? Natürlich wird er kommen und mit ihm mancher Lite seiner Mark. Vielleicht ist seine Gefolgschaft zahlreicher, als die meinige, was jedoch nichts bedeutet. Nicht die Zahl verleiht der Gefolgschaft Wert,

sondern deren Beschaffenheit. Hundert Füchse machen noch keinen Bären. Die Mark Abbotheim mag viele Füchse haben, — die streitbaren Bären der Mark Waifara hat sie nicht."

„Noch weniger hat sie den kühnen Führer der Bären," schmeichelte Bilitrude. „Abbot bewies ja niemals bei Kriegszügen seine Tapferkeit, er ist immer daheim geblieben. Am Herd zu liegen auf der faulen Haut und Becher zu leeren, gefiel ihm besser, als den Frankenkönigen in die Schlacht zu folgen."

„Ich merke, Du bist beständig in Deiner Huld gegen unseren Nachbar," scherzte Waifar.

„Ich achte ihn nach Gebühr," entgegnete sie kurz.

„Warum fragst Du nach Abbot?" wandte er sich an Gunilde. „Soll etwa Dein Nachfragen bedeuten, daß Du ihm zugethan bist?"

„Nein, Vater, nein!" rief sie abwehrend mit beiden Händen. „Den treulosen Frauenverkäufer hasse ich. Mein Fragen hatte ganz anderen Grund."

„Den ich nicht wissen darf?"

„Doch, Vater! Ich fürchte, Abbot möchte die Gelegenheit benützen, um Dir mich abzuhandeln. Wenn Du mit den Frilingen des Gaues beim Leichenmahl sitzest, wenn Met und Bier Dich bei heiterer Laune umnebeln, dann wird der schlaue Abbot Dir schmeicheln und zureden, Deine Tochter gegen den herkömmlichen Brautschatz ihm zu geben."

Waifar lachte.

„Da kennst Du Deinen Vater schlecht! Zum ersten umnebelt er sich nicht, weil er seit zwei Jahren niemals über den Verstand trinkt. Seitdem mich die Christen im Frankenreiche den großen Unterschied zwischen dem nüchternen und berauschten, dem verständigen und sinnlosen Mann kennen lehrten, schwur ich allen Räuschen ab. Ich halte meinen Schwur, — natürlich! — — Zum zweiten ist gar nichts abzuhandeln. Der Preis für Dich steht fest, — der Burawald. Wer meine einzige Tochter zum Weibe freien will, der zahle nach Gebühr. Dem Abbot kostet sie den Burawald."

„Und wenn er diesen Preis zahlt?" forschte Bilitrude.

„Dann gehört Gunilde ihm."

„Vater, es wäre mein Tod!" rief Gunilde heftig.

„Bist Du verrückt?" entgegnete er unwirsch. „Soll das Menschengeschlecht nicht aussterben, dann müssen die Jungfrauen heiraten, — das ist alter Brauch. Abbot ist zwar kein Kriegsheld, doch aber ein reicher Mann, nicht geringer als andere, die auf der Bärenhaut liegen, Becher trinken und auf Jagdbeute ausziehen. Außerdem ist der schöne Burawald ein sehr hoher Preis, wie er vielleicht niemals bezahlt wurde. Der Forst stößt an unsere Mark und rundet sie ab. Ja, meine einzige Tochter für den herrlichen Burawald!"

Gunilde stand hoch aufgerichtet, mit flammenden Augen.

„So nimm den Burawald!“ rief sie. „Überliefere Dein Kind dem Frauenhändler, — dann rüste Dich zu meiner Leichenfeier!“

„Sie ist wahrhaftig verrückt!“ sagte er einigermaßen betroffen. „Dich verhandeln? Unsinn!“

„Hat er nicht sein erstes Weib verkauft?“ wandte Bilitrude ein.

„Allerdings kein hübsches Stück!“ gestand Waifar. „Freilich hatte er dazu nach Gesetz und Brauch das Recht, — dennoch war's nicht glimpflich. Er verkaufte Addula, weil er keine Kinder hoffte, — gut! Doch hätte er sie nicht gleich im ersten Jahre verkaufen sollen.“

„Gleicher Schimpf droht unserem Kinde,“ sagte vorwurfsvoll Bilitrude.

„Wie, — was, unserem Kinde?“ fuhr er auf, seine Augen blitzten und seine Fäuste ballten sich. „Ha, — das soll er wagen! Mord und Brand! Doch — es ist alles Unsinn, — umsonst der Zorn, — lächerlich!“

Gunilde saß auf der Bank, die Hände im Schoße gefaltet und vor sich hinstarrend. An ihren halb entblößten Armen schimmerte goldenes Geschmeide. Waifars Blick ruhte in forschendem Staunen auf dem Schmuck.

„Gunilde, zeige mir Deinen rechten Arm!“ gebot er.

Bilitrude erschrak heftig.

Gunilde trat ruhig heran, wie jemand, der zwar Schreckliches kommen sieht, doch aber mit Gleichmut selbst dem Tode ins Auge schaut, weil er des Lebens müde.

„Woher dieser Armreif?“ forschte er.

„Von Wolfram.“

„Wo ist der Armreif, den ich Dir gab?“

„Sie hat ihn verloren,“ antwortete rasch die bangvolle Mutter.

„Verloren? Habe ich Dir nicht gesagt, Du sollst ihn hüten wie Dein Leben?“ rief er in aufwallendem Zorne.

Gunilde, weiß wie eine Marmorfigur, bewegte verneinend das Haupt.

„Ich habe ihn gehütet, wie mein Leben,“ antwortete sie tonlos, „dennoch schenkte ich ihn Wanna, damit sie Abbot von mir abwehre, der mir verhaßter, als das Leben mir lieb ist.“

Waifar biß die Lippen zusammen, seine flammenden Augen rollten abschreckend, kaum vermochte er seine Fassung zu bewahren.

„Erzähle mir genau alles, — ich verstehe Deine Rede nicht,“ sprach er mit dumpfer Stimme. „Alles, — hörst Du? Alles erzähle!“

Sie berichtete umständlich und zwar mit ruhiger Entschlossenheit, obwohl ihres Vaters Augen Blitze auf sie schossen.

Bilitrude litt die Qualen einer Mutter, welche ihr Kind in Lebensgefahr weiß und es bereits, vom Faust-

schlag des ergrimmten Mannes getroffen, tot zu ihren Füßen liegen sieht.

„Diesen Armreif," schloß Gunilde mit trübem Lächeln, „schenkte mir der edelsinnige Wolfram, damit Dein Auge den Verlust nicht erspähe. Weil es aber doch geschah, so strafe mich, — lieber sterben, als leben mit Abbot."

Bei diesen Worten kniete sie vor ihm nieder, wie ein Schlachtopfer, das sich dem Todesstreiche widerstandslos darbietet.

Waifars Anblick war furchtbar. Die ganze Macht ungezügelter Naturkraft war entfesselt, in wilder Empörung, sein Gesicht glühend und verzerrt, während die Hünengestalt bebte unter dem Ansturme tobender Wut. Er sprang vom Sitze und rannte durch das Gemach, knirschend mit den Zähnen, dröhnende Laute unbändigen Grimmes hervorstoßend. Doch nicht völlig erlosch in diesem Sturm des leidenschaftlichen Mannes das Licht der Vernunft. Er gedachte seines Schwures, und dieser Umstand rettete Gunilde.

„Christengott, hab' ich Dir nicht geschworen?" rief er. „Christengott, hilf mir, das wilde Tier bezwingen! Mein Kind erschlagen, — ha! Mit einem Streiche den schönsten Wald vernichten? Fort, Zorn, — nieder, thörichte Wut! Ein Mann bin ich, — im Streite gegen Unholde bewährt sich die tapfere Lanze! Schmach über den Schwächling in Ketten des Zornes

Christengott, springe mir bei, — ich halte meinen Schwur!"

Während der Rasende unter solchen Ausrufungen durch das Zimmer stürmte, beobachteten ihn Weib und Tochter mit Staunen und Schrecken. Sie gewahrten seinen furchtbaren Kampf mit den Gewalten des Jähzornes, die ihn umklammert hielten, und bewunderten seine Anstrengungen, dieselben zu überwinden. Aber die Bedeutung seiner Rede verstanden sie nicht und konnten die Anrufungen des Christengottes nicht begreifen, weil ihnen Waifars Gelöbnis und Schwur unbekannt waren.

Gleich einem Wirbelsturm war das Toben des jähzornigen Riesen vorübergebraust. Bilitrude atmete auf, als er sich jetzt auf einen Stuhl niederließ, immer noch schnaubend und pustend in heftiger Erregung, bis auch diese letzten Zeichen des Zornes verschwanden.

„Waifar, ich bewundere Dich!" rühmte Bilitrude, die ihres Gemahls stolzen Sinn und die rechtzeitig anwendbaren Mittel kannte, ihn zu besänftigen. „Du bist fürwahr der tapferste aller Helden! Vor meinen Augen hast Du den Grimm niedergeworfen, Du würdest sogar den bösen Loki bezwingen."

„Meinst Du? Ha, — ha! Den Loki und die ganze Götterssippschaft trete ich nieder. Nicht Wodans Schwert, nicht Donars Blitzhammer, nicht Lokis Feuerflammen fürchte ich, seitdem ich den Christengott kennen

gelernt, — den einzigen Gott, dessen Macht ich vertraue, an dessen Gebot mich Schwüre binden."

„Ich verstehe nicht, was Du redest, Waisar! Willst Du nicht das Dunkel von meinen Augen nehmen?"

„Gut, — höre! — — Seit vielen Jahren sind Christen meine Kampfgenossen. Bald merkte ich, daß sie andere Leute seien im Thun und Denken als wir. Bei ihnen sitzt nicht in jedem Busch am Wege ein schwarzer Zwerg, sie wissen nichts von grimmvollen Bergriesen, nichts von Alben und Wichteln und Kobolden und Hexen und all den Unholden, die auf Schritt und Tritt uns nachstellen, uns zwicken und plagen und stets Opfer heischen. All dieses Zeug schelten die Christen thörichten Aberglauben. Und die Menschenopfer, die wir den höchsten Göttern bringen, verdammen sie als Frevel und schauerlichen Götzenwahn. Ihr Gott verlangt keine Opfer, wohl aber gebietet er, jegliches zu bezwingen, was dem Menschen unhold ist, nämlich den Zorn, den Grimm, die Blutrache, den Haß, die Trunksucht und anderes. Einen Christenpriester hörte ich rufen: »Zorn und Grimm sind wilde Tiere, deren Beute der Feigling wird, — der tapfere Mann bezwingt sie mit Gottes Hilfe.« — Einen Mönch hörte ich sagen: »So spricht unser Gott: Kein Trunkenbold wird eingehen in das Himmelreich! Darum seid nüchtern und wachsam. Wer sich berauscht bis zur Unvernunft, der ist weniger als ein Tier, frevelt wider Gottes Gebot

und fährt hinab zur Hölle.« — Beide haben recht. Zorn und Grimm sind wilde Tiere, — Besoffenheit entwürdigt unter das Vieh. Und weil ich, ein freier Mann, keine Beute wilder Tiere sein mag, und auch kein sinnloses Vieh, darum schwur ich bei dem Christengott, den Zorn niederzutreten, vom Grimm mich niemals überwältigen zu lassen, vielmehr mit ihm zu streiten, bis ich, mit Hilfe des Christengottes, ihn bezwungen. Das Gleiche gilt von der Trunksucht, — abgeschworen hab' ich ihr und darum seit zwei Jahren keinen Rausch. — — Begreifst Du jetzt mein voriges Streiten?"

„Ich begreife, — staune, — bewundere Dich, Du starker Held!" rühmte sie. „Hätte noch Wodans grimmvolles Walten Macht über Dich, — jetzt läge unsere Gunilde tot, namenloser Jammer wäre eingezogen in unser Haus. Darum Preis und Dank dem lichten Christengott! Auch ich will ihn kennen lernen, und Du sollst mich zu gelegener Zeit unterweisen. Warum hast Du nicht längst Deinen Bund mit dem Christengott verraten?"

„Weil es dazu keinen Anstoß gab. Ohne den gestohlenen Armreif würdest Du auch heute nichts erfahren haben. Ja, gestohlen ist das Kleinod! Wanna ist eine Diebin, eine arglistige Betrügerin, und der schlaue Lug, mit dem sie Gunilde hinterging, ist es, was mich in Wut brachte. Den Wolfram hingegen lobe ich, tapfer ist er und edelgesinnt. Will's ihm gedenken. — Aber

mit dem verlogenen, trugvollen Zauberpack muß aufgeräumt werden. Kommt zu uns der heilige Mann Bonifatius, der unter dem Schilde des Helden Karl durch die deutschen Lande fährt, dann soll er uns alle taufen und in das Reich des Christengottes aufnehmen."

Mit diesen Worten verließ er das Gemach, schwang sich auf sein Roß und ritt an der Spitze der bewaffneten Schar aus dem Hofe.

In scharfem Trab eilte der Troß durch die Wälder und erreichte nach zwei Stunden die Mark des verstorbenen Frilings Bernwart. Dort hatten bereits die Begräbnisfeierlichkeiten begonnen, in Gegenwart vieler geladener Gäste, der Vornehmsten des Gaues, sowie einer großen Menge neugieriger Zuschauer.

Der Begräbnisplatz lag urdeutscher Sitte gemäß, auf freiem Felde, neben viel begangenem Wege, um das Andenken der Verstorbenen durch den steten Anblick ihrer Ruhestätten lebendig zu erhalten. Die Gräber bildeten kleine und große Erdhügel, und je höher der Bestattete in Ansehen gestanden durch Geburt und Reichtum, desto höher sein Grabhügel. Auf der Spitze dieser Hünengräber erhoben sich Altäre, alle genau in derselben Weise und Form errichtet und nur durch ihre Größe verschieden. Auf drei Steinblöcken lag eine Steinplatte, der Altartisch, auf welchem Opfer von Tieren und Speisen dem Gotte Haugbua gebracht wurden. Die Opfergaben sollten des Götzen Gunst erwerben und

ihn bestimmen, die Gräber gegen Entehrung zu schirmen. Jeder Grabhügel war umfriedet durch einen Kreis loser, nebeneinander gelegter Steine, und diese Umfriedung sollte die Ruhestätte als geheiligten Ort bezeichnen. An verschiedenen Punkten des weitgedehnten Leichenfeldes der Mark standen Götterhäuschen, von sehr einfacher Bauart. Auf vier Pfählen ruhte ein Strohdach, zum Schutze des Götzenbildes, das hinter dem Altare stand. Bei jedem feierlichen Begräbnis, das regelmäßig mit Trinkgelagen von mehreren Tagen verbunden war, pflegten junge Leute um die Götzenhäuschen zu tanzen. Diese heidnischen Gebräuche und Ausschweifungen wurzelten so tief im deutschen Volke, daß sie sogar in die christliche Zeit hinüberwucherten. Manche unwissende Priester pflegten auf den Altären der Hünengräber Messe zu lesen, daselbst das Abendmahl auszuteilen, sowie den Göttern Stiere und Böcke zu opfern. Der heilige Bonifatius bekämpfte mit äußerster Anstrengung diesen heidnischen Wahn und klagte hierüber wiederholt vor dem Oberhaupte der Kirche. In einem Schreiben an die Edlen und das Volk Deutschlands mahnt Papst Gregor III.: „Verachtet und weiset gänzlich von euch ab die Wahrsager, die Losdeuter, die Totenopfer, die Zeichendeutungen in Hainen und an Quellen, die Abwehrmittel, die Besprecher, die Zauberer und Beherer und die gotteslästerlichen Gebräuche, welche in euren Gebieten stattzufinden pflegten, und wendet euch mit

ganzer Anstrengung eures Sinnes zu Gott, ihn fürchtet, ihn betet an, ihm dienet." Diese Mahnungen des Papstes wurden jedoch nicht allgemein befolgt; denn das Konzilium von Liftinä, im Jahre 743, faßte Beschlüsse gegen die Gotteslästerung an den Gräbern der Toten.[26])

Bei der Feuerbestattung der deutschen Heiden wurden die Knochenreste gesammelt, in einen Krug gelegt und dieser inmitten eines ummauerten Raumes gestellt. Auch die Knochen der Sklaven, Pferde und Hunde, welche mit ihrem Herrn verbrannt wurden, schichtete man um die Totenurne. In früheren Zeiten pflegte sich die Gattin des Verstorbenen in die Flammen des Scheiterhaufens zu stürzen, that sie es nicht, so lastete allgemeine Verachtung auf ihr durch das ganze Leben. Seitdem die Hessen und andere Stämme mit dem Christentum in entfernte Berührung kamen, verschwand diese grausame Sitte.

Nach den rohen Vorstellungen des deutschen Heidentums bedurfte der Verstorbene nicht bloß der Hunde zur Jagd und der Sklaven zur Bedienung, weshalb sie mit ihnen verbrannt wurden, sondern auch der Waffen zum Kampfe, der Speisen zur Nahrung und des Geldes. Demzufolge wurden Nahrungsmittel, Waffen und Geld um den Totenkrug gelegt, damit dem Geschiedenen bei seiner Ankunft in Walhalla nichts mangele.

Bernwarts Leiche ruhte auf der Spitze eines mächtigen Scheiterhaufens. Am Fuße desselben standen

die Opfer eines unmenschlichen Brauches, drei Hausschalke, die treuesten Diener des Toten; sie sollten mit ihrem Herrn nach Walhalla fahren. Ihre Oberkörper waren nackt, in der Hand hielt jeder das lange, spitzige Opfermesser, mit dem er sich selbst erstechen mußte. Die Haltung dieser Unglücklichen war tief traurig, selten hoben sie den Blick vom Boden, und in stummer Verzweiflung ergaben sie sich in ihr unabwendbares Schicksal. Bernwarts Reitpferd, gezäumt und gesattelt, wurde von dem Marschalk gehalten, während vier zusammengekoppelte Hunde von zwei mit Äxten bewaffneten Schalken bewacht wurden.

Den Scheiterhaufen umdrängte eine dichte Menge, größtenteils Schalke und Liten, welche die Schaulust zum Begräbnisse des Frilings aus verschiedenen Marken herbeigelockt hatte. In den vordersten Reihen standen Bernwarts Gesippte, hochragende Männer, vollständig bewehrt und bewaffnet, keine Spur von Leid und Trauer in ihren rauhen Gesichtern. Jeder von ihnen trug irgend einen Gegenstand in der Hand, vormals dem Verstorbenen gehörend, Waffen, Wehrstücke, Kleider, Geld, Schmucksachen und andere Dinge, die beim Umgang um den brennenden Scheiterhaufen in das Feuer geworfen werden sollten.[27])

Die Feierlichkeit erhöhte eine Musikbande, mit Pfeifen, Hörnern und Trommeln verschiedener Größen und Formen bewaffnet. Die übliche Grabrede hielt

der Häuptling des Gaues. Leider hat kein Chronist diese Leichenrede aufbewahrt. Ohne Zweifel rühmte sie den im Bier Ertrunkenen ob seiner Trinktüchtigkeit und anderer urdeutscher Tugenden, und wies hin auf dessen Glück, in Walhalla mit Wodans Helden mächtige Bierhörner leeren, täglich auf wildreiche Jagdgründe und zum Kampfe ausziehen zu dürfen. Am Schlusse der Rede wurde der Scheiterhaufen an verschiedenen Punkten angezündet. Das zwischen die Scheite geschobene Reisig und Dorngestrüpp fing rasch Feuer, und die Flammen stiegen brausend empor. Für die Schalke war jetzt der Augenblick des Sterbens gekommen. Sie zögerten; der Tod schreckte sie. Die Zuschauer murrten. Die Hörner, Trommeln und Pfeifen vereinigten sich zu einer barbarischen Musik, sehr geeignet, das Flüchten aus dem Leben zu erleichtern. Das Pferd lag bereits erstochen, die Hunde fielen heulend unter Axthieben, und noch immer zögerten die Sklaven.

„Ihr faulen, meineidigen Wichte!“ rief ein ergrimmter Hüne. „Wollt ihr flugs euerm Herrn nachfolgen, oder ich schlage euch die Schädel ein!“

Die Angedonnerten stießen sich das Messer in die Brust und sanken stöhnend nieder. Sofort wurden sie mit den Kadavern der Tiere in die Flammen geworfen.

So nahe die Glut es gestattete, zogen Bernwarts Gesippte um den Scheiterhaufen und warfen die

Gegenstände, welche sie trugen, in das Feuer. Diesen Umgang begleiteten ohrenzerreißende Töne der Musik und ein ebenso wilder Grabgesang, welchen die Menge anstimmte. Jede Strophe dieses urdeutschen Liedes schloß mit dem anziehenden Refrain:

„Nach Walhalla ist er gefahren,
Zu Wodans reichem Haus,
Glückselig in künftigen Jahren
Durch Jagd und Kampf und Schmaus!"

Waisar hielt sich im Hintergrunde und beobachtete alle Vorgänge, zuweilen verächtlich lächelnd oder mißfällig den Kopf schüttelnd. Augenscheinlich nahm er an manchem Anstoß. Als sich die Schalke erstachen, das Pferd niedergestoßen und die Hunde erschlagen wurden, übergoß dunkle Zornesglut das Gesicht des reizbaren Mannes. Neben ihm stand Wolfram, der nicht von Waisars Seite wich, zweifellos in der geheimen Absicht, jedes Wort zu erlauschen, das Abbot an Gunildens Vater richten mochte.

Kaum war die Feuersäule zusammengesunken und der Scheiterhaufen ein glimmender Aschenhügel, als Bernwarts Gesippte und die geladenen Gäste nach dem Frilingshofe aufbrachen, wo der herkömmliche Leichenschmaus begann. Waisar nahm Wolframs Arm zu trautem Verkehr und schritt mit ihm nach dem Gehöft.

„Das Ganze war sinnloses Treiben, tolles Zeug!" sprach er mit verhaltenem Unmut. „Und doch wurden

auch meine Ahnen alle zusammen in gleich sinnloser Weise verbrannt, — und doch war auch ich dereinst von gleichem Aberwitz befangen. Wie lange noch sollen die Deutschen Thoren und Halbverrückte bleiben, — wie lange noch sollen sie schmachten in abergläubischem Wahn, — wie lange noch freveln wider alle Vernunft! Dieses prächtige Roß niederstechen, — jammerschade! Was nützt dem Bernwart in der anderen Welt ein verbranntes Roß? Unsinn! Wie können ihn verbrannte Schalke bedienen, verbrannte Jagdmeute ihn ergötzen? Alles Narrheit, — hirnloses Zeug! Früher mußten gar die Weiber in das Feuer springen, wie noch meine Großahne gethan, — barbarischer Brauch! Mit Fäusten möchte ich d'reinschlagen, — sämtlichen Götzenwahn hinabtreten in den Mittelpunkt der Erde. Schon gut, — schon gut, wartet nur, Held Karl hat dem Christengott Bahn gemacht!"

„Dein Reden gefällt mir!" entgegnete Wolfram. „Deinen Zorn achte ich, weil auch ich in fernen Christenlanden sah, wie ganz anders dort die Leute glauben, leben, denken und thun. Unsere Landsassen hingegen meinen, im Rechten zu sein, weil sie im Irrwahn geboren und aufgewachsen, weil sie nur die angestammten Götter und deren Willen kennen. Hätten wir im Reiche der Franken die Werke des Christengottes nicht gesehen, dessen Lehren und Willen nicht gehört, auch wir säßen heute noch in demselben Götzenwahn."

„Das ist richtig!“ gestand Waisar. „Wer beständig in der Finsternis umgeht, der sieht nicht und bleibt stockblind, bis Licht kommt. Gemach, — Held Karl hat auch unser Land dem Lichte aufgethan, dem Christengott den Weg bereitet! Bald wird der heilige Mann Bonifatius auf diesem Wege zu uns kommen und mit der Fackel christlicher Wahrheit die Nacht des Götzenwahnes vertreiben. Der Erste bin ich, der sich taufen läßt.“

„Ich folge Dir auf dem Fuße,“ versicherte Wolfram.

„Und jetzt hebt eine andere Tollheit an,“ sagte Waisar, als sie Bernwarts ehemalige Wohnstätte betraten. „Acht Tage und Nächte hindurch werden Becher und Hörner getrunken, Würfel gespielt, gehadert und gestritten bis zu Faustschlägen. Bier und Wein und Met schütten die tapferen Lanzen in ihre unersättlichen Schlünde, bis sie umfallen, wie volle Säcke und in viehischer Besoffenheit am Boden liegen. Ich mache nicht mit, — halte meinen Schwur! Sobald die Sonne zur Neige geht, reite ich heimwärts.“

„Ich begleite Dich,“ erwiderte Wolfram.

Bernwarts Gehöft hatte dieselbe Ausdehnung, die gleichen Gebäude, Stallungen, Schuppen und Scheunen, wie Waisars Frilingshof. Auch hier deutete alles auf reichen Viehstand und sehr bedeutenden Grundbesitz. Zur Bewirtung der zahlreichen Gäste waren mit Umsicht die nötigen Vorkehrungen getroffen. Weil der mächtige Herd in Mitte des Herrenhauses nicht aus-

reichte, so wurden außerhalb der Umzäunung, auf angrenzendem Anger, einige Feuerstätten errichtet, auf denen gewaltige Fleischstücke von Ochsen gebraten und gesotten, ganze Kälber und Schweine an Spießen geröstet wurden. Der Hofraum war von langen Tischreihen durchschnitten, in den Boden geschlagene Pfähle mit darauf genagelten Bohlen. Von gleicher Beschaffenheit waren die Sitzbänke. Hausssklaven und Mägde, im Verein mit freigeborenen Jungfrauen, trugen die Speisen auf und füllten mit Bier, Wein oder Meth die Becher und Hörner.

Zunächst hob ein gewaltiges Essen an, bei dem wenig gesprochen wurde. Auf das Leeren der ersten Humpen und Hörner folgte anhebendes Gesumme, das sich mehr und mehr zum Stimmengetöse entwickelte.

Waifar gegenüber saßen zwei Waffengenossen, die mit ihm Karls Banner gefolgt waren. Den Inhalt ihrer Tischgespräche bildeten fast ausschließlich Begebenheiten ihrer Heerfahrten. Neben Gunildens Vater saß Wolfram, der häufig nach einem entfernten Tische hinsah, an dem Abbot Platz genommen. Er bemerkte, daß Abbot wenig trank und zuweilen forschend seinen Blick auf Waifar richtete.

„Der Fuchs lauert," murmelte Wolfram, „bis die Nacht der Trunkenheit sich herabsenkt über Waifars Verstand, — dann schleicht er heran, um Gunilde wegzustehlen. Pass' auf, schlauer Fuchs, Du verbrennst

Deine Schnauze! Waifar hält seinen Schwur. Auch ich wache, dem Dieb den Weg zu vertreten."

Die Beurteilung des Nebenbuhlers erwies sich begründet. Nach einigen Stunden des Zechens wurden die Köpfe schwer, die Berauschung fast allgemein. Lärmende Stimmen, Gejohle und wildes Getöse verkündeten kannibalisches Wohlbefinden und barbarische Fröhlichkeit. Abbot trat heran und begrüßte Waifar, unangenehm berührt und enttäuscht durch dessen vollständige Nüchternheit.

„Du hast Dich lange nicht auf meinem Hofe sehen lassen, — warum dies? Sonst kamst Du jeden Tag, jetzt meidest Du ihn seit vier Tagen, — weshalb?"

„Weil doch alles nicht klappt," antwortete Abbot, indem er sich zwischen Waifar und Wolfram niederließ. „Was mich täglich nach Deinem Hause führte, weißt Du. Erbeutet man immer nichts auf wildleerem Jagdgrunde, so wird man's schließlich leidig und meidet ihn."

„Wußte nicht, daß Du in meinem Hofe auf Beute ausgehst," scherzte Waifar.

„Verstelle Dich nur! Du verstehst meine Rede ganz wohl. Deine Tochter zu gewinnen, zog ich aus, — Du aber schickst mich immer leer heim. Beuteloses Jagen wird man zuletzt müde, — so auch nutzloses Freien."

„Demnach meidest Du fürderhin Deine Jagd auf Gunilde?" neckte Waifar.

„Gunilde meiden? Wer kann sich das Herz aus dem Leibe reißen und doch leben? Beharrst Du übrigens starrköpfig auf Deinem Sinn und verlangst für Deine Tochter übermäßigen Preis, dann hilft nichts, als die Verwandlung meines Herzens in Stein. Wanna soll den Stein mir einsetzen."

„Ein sehr großes Kunststück!" entgegnete Waifar mit verhaltenem Lachen.

„Die Zauberfrau vollbringt es," versicherte Abbot. „Noch weit größeren Zauber wirkt sie. Ihre Sprüche wandeln Menschen in Hunde, Kälber und Ochsen."

„Daß sie Menschen in Tiere wandeln kann, will ich glauben, — weiß jetzt auch, woher die vielen zweibeinigen Kälber und Ochsen kommen," sprach Waifar mit ernster Miene. „Dein warmes Herz aber in kalten Stein wandeln, kann sie nicht, — obwohl steinharte Herzen in mancher Brust wohnen."

„Die Zauberfrau unserer Mark ist noch viel mächtiger, als Wanna," versicherte ein Tischgenosse. „Sie wandelt sich selber in Tiergestalten, sie fliegt als Vogel durch die Luft, schwimmt als Fisch im Wasser, kriecht als Schlange im Gebüsch, verheert als Wildeber die Ackerfelder und raubt als Bärtier im Walde."

„Das ist noch lange nichts gegen die Zauberin Gerlint im Sachsenlande," berichtete ein anderer. „Ihre Zaubersprüche rufen Stürme herbei und Hagelwetter, sogar über Donars Blitzstrahl gebietet sie. Ver-

wandlungen sind ihr leichtes Spiel. Ihr Stammeshäuptling Frotho wollte sie und ihre Kinder strafen, weil sie gestohlen hatten. Was thut Gerlint? Sie verwandelt ihre Kinder in Kälber und sich selbst in eine wilde Kuh, stürzt in solcher Gestalt auf Frotho los und durchbohrt ihn mit ihren Hörnern. Darauf wandelt sie sie sich und ihre Kinder in Vögel und alle fliegen davon."

„Hoffentlich werden diese Vögel sich in unseren Wäldern nicht niederlassen, die ohnedies wimmeln von Zwergen, Kobolden, Wichteln, Alben, Hexen und anderen Unholden," sagte Waifar, geärgert durch die ernsten Gesichter seiner abergläubischen Tischgenossen. „Man wagt es kaum mehr, einen festen Tritt zu thun, weil man fürchten muß, irgend einem Hexenwerke auf den Schwanz zu treten. Beinahe scheint es, die Zauberfrauen seien mächtiger, als unsere Götter, weil sie uns nicht schützen gegen das vermaledeite Pack, obwohl wir ihnen so manchen Stier und Schafbock opfern."

„Hüte Dich!" warnte ein Furchtsamer. „Hört eine Zauberin Dein arges Reden, dann wandelt sie Dich in irgend ein Ungeziefer."

„Dagegen besitze ich ein gutes Abwehrmittel," versetzte lachend der Friling. „Lernet nur den Christengott kennen, — sein Schild deckt sicher gegen alle Zauberfrauen und Unholde."

„Der Christengott soll ja bereits in die Grenzmarken des Hessenlandes eingezogen sein, — in

Hamanaburg ist er schon, — wird er zu uns kommen?“ sprachen die Heiden durcheinander.

„Allerdings wird er zu uns kommen!“ versicherte Waifar. „Der lichte, holde Christengott wird jeglichen Spuk von hinnen treiben, der uns beständig zwickt, bedroht, ängstigt und aus tapferen Männern einfältige Weiber und Kinder macht. Willst Du also Dein Herz in Stein wandeln lassen, dann spute Dich! Hat einmal der mächtige Christengott zu reden angefangen durch den Mund seines Knechtes Bonifatius, dann schwindet jedes Zauberwerk und in Tag wandelt sich die Nacht. Darum sei nicht faul, Abbot! Lass' Dir geschwind von Wanna ein steinernes Herz einsetzen.“

Der Freier beobachtete scharf Gunildens Vater, ob er vielleicht seiner spotte. Allein Waifars Miene blieb ernst, kein Zeichen verriet Fopperei und Hohn.

„Den Weg zur Zauberfrau kann ich sparen, wenn Du nach Recht und Herkommen Deine Tochter mir gibst,“ erwiderte Abbot. „Wählt sich der freie Mann ein Weib, so zahlt er dem Vater der Jungfrau dreihundert Schildlinge, oder zwölf vierjährige Ochsen, — das ist Brauch und Sitte. Die Männer sollen reden, ob es nicht so ist!“

„Ja, — ja, ganz richtig!“ bestätigten die Umsitzenden.

„Weil es mir aber nicht darauf ankommt, und weil ich Gunilde mit Macht ersehne, darum will ich vier-

hundert Schildlinge oder sechzehn gute Ochsen zahlen. Sei nicht unbillig, Waifar! Mein Angebot übersteigt den gewöhnlichen Preis, — gebe mir Gunilde!"

Waifar schwieg und schien zu schwanken. Wolframs Bestürzung war groß. Sein entstelltes Gesicht würde aufgefallen sein, wären nicht alle Blicke erwartungsvoll auf Waifar gerichtet gewesen.

„Wahr, — Dein Angebot übersteigt den herkömmlichen Preis!" sprach endlich der Friling. „Ich aber heische weder Geld, noch Ochsen für mein Kind, sondern Deinen Burawald. Zahle ihn und Gunilde ist Dein."

„Zu viel verlangt!" entgegnete Abbot.

„Nach meiner Schätzung nicht," behauptete Waifar. „Mir dünkt, Du solltest doch lieber den Burawald verlieren, als Dein warmes, in Liebessehnsucht glühendes Herz."

Abbots Gesicht verfinsterte sich.

„Männer, Ihr habt es gehört!" rief er. „Meinen Burawald fordert er für seine Tochter."

„Heute, — ja!" ergänzte Waifar. „Aber ich binde mich nicht," sprach er stolz. „Morgen fordere ich mehr."

„Das heißt, Du verweigerst mir Deine Tochter ganz und gar, — schon gut! Ich werbe nach Recht und Brauch, so, — oder so!"

Nach diesen Worten erhob er sich und kehrte an seinen Tisch zurück.

„So oder so!“ wiederholte Waifar, zu sich selbst gesprochen. „So oder so, — was mag dies wohl bedeuten?“

„Waifar, tapfere Lanze!“ rief ein Taumelnder vom nächsten Tische, den Humpen in der Hand. „Thue mir Beischeid auf diesen vollen Becher.“

Er setzte das Gefäß an den Mund, trank es leer und sank auf die Bank nieder.

Den Friling verdroß das Zutrinken, mußte sich jedoch dem Zwange der Sitte unterwerfen. Er gedachte seines Schwures und überlegte, ob nicht der aufgenötigte Humpen die streng bewahrte Nüchternheit störe. Dann erhob er sich und rief zum Tische hinüber: „Alberich, wackerer Zecher, mein Humpen folgt!“

Nach diesen Worten trank er bis zur Neige. Das starke Maß des berauschenden Getränkes that bald seine Wirkung. Waifars Hang zum Trinken, den er mit allen Deutschen teilte, wurde gereizt und mit Macht überkam ihn die Lust zum Becherleeren.

„Christengott hilf!“ murmelte er. „Weiche von hinnen, unholdes Drängen! Ich halte meinen Schwur.“

Die Gefahr erkennend, jeden Augenblick von weiteren Zutrinkern überfallen zu werden, beschloß er, den Ort der Versuchung zu verlassen, zumal die Sonne bereits hinter den westlichen Bergen niedersank und die Stunde der beschlossenen Heimkehr gekommen war.

„Folge mir nach dem Roßkamp," raunte er Wolfram in das Ohr. „Doch erst nach einiger Weile, damit unser Weggehen unbemerkt bleibt."

Er ging zunächst nach dem Anger, wo das Gefolge der Frilinge lagerte. Die Bewirtung dieser hörigen Leute, welche auf besondere Umstände keine Ansprüche erhoben, verlief in der einfachsten Weise. Sie hatten weder Tische, noch Bänke, sondern lagen oder saßen auf dem natürlichen Teppich grüner, weicher Matten. An Speisen und Getränken war kein Mangel; denn die Ehre des Hauses Bernwart gebot auch für die Gefolgschaften der zur Leichenfeier geladenen Frilinge tadellose Bewirtung. Schalke trugen in großen Schüsseln Hafermus herbei und auf hölzernen Platten geschmorte Fleischstücke. Das Bier zapften sich die Liten selber aus Fässern, die in hinreichender Anzahl auf Balken lagen. Zuerst wurde mit erstaunlicher Ausdauer und Leistungsfähigkeit gegessen und dabei wenig gesprochen. Die hungrigen Männer saßen in Kreisen um Schüsseln und Platten, und das Ganze gewährte ein anständiges, vielleicht sogar malerisches Schauspiel. Sobald jedoch die Fässer angezapft wurden und die Germanen ihrer häßlichen Leidenschaft zu fröhnen begannen, nahm das ländliche Bild wüste Farben und Formen an. Gelächter und derbe Späße, Geschrei und Gejohle vermischten sich mit Flüchen und Schmähungen, und immer mehr

enthüllte sich unter dem Einflusse übermäßigen Biergenusses die rohe Natur von Menschen, die auf der niedrigsten Kulturstufe standen. Selbst Barbaren gehorchen in nüchternem Zustande einigermaßen den Geboten der Vernunft und schämen sich, tierische Neigungen und Triebe hervortreten zu lassen. Bei völliger Berauschung fällt diese Schranke, und darum traten gegen Abend auf dem Anger Vorgänge in die Erscheinung, die kein Dichter zu schildern und kein Maler in Farben darzustellen wagen darf.

Als Waifar den Anger betrat, fand er seine ganze Gefolgschaft am Boden liegen, gröhlend, lallend, murmelnd und immer noch zechend. Starre, glotzende Augen betrachteten ihn, aber keiner der Berauschten erkannte seinen Herrn. Der Friling stand mit überschlagenen Armen vor den Liegenden und betrachtete sie schweigend. Es blitzte zwar und grollte in seinen Augen, der Ausdruck seiner Züge verriet jedoch mehr Ekel und Verachtung, als Zorn. Wie eine im Nebel verschwimmende Gestalt mochte er seinen Hörigen erscheinen; denn manche von ihnen hoben unsicher die Hand nach ihm und murmelten Unverständliches.

„Da sieh' mal dieses besoffene Ungeziefer!" sprach er zu dem herantretenden Wolfram. „Nach Gestalt zwar sind sie Menschen, in Wahrheit aber grunzende Säue, die sich im eigenen Unrat wälzen, — Hunde, die auswerfen, was sie gefressen haben."

„Bernwart — Walhalla!“ gurgelte einer und bemühte sich, den Bierkrug an den Mund zu führen.

„Hörst Du, dieser Eber meint, mit Bernwart in Walhalla zu sein und dort in Wodans Gesellschaft Hörner zu leeren!“ sagte Waifar im Tone des Spottes. „Da sieht man wieder den Unterschied zwischen dem Walhallaglauben und dem Christentum,“ fuhr er sinnend fort. „Der Christengott gebietet, sämtliche wilde Tiere zu bändigen, den Zorn, die Trunksucht, den Haß, die Rachgier, auf daß der Mensch frei werde und herrsche über die Unholde. Unsere Götter gebieten das Gegenteil. Wodan selber ist der größte Säufer, und seine Knechte können sich auf Erden schon die Glückseligkeiten Walhallas verschaffen, wenn sie bis zur Unvernunft sich berauschen, und dann solche Schweine darstellen, wie diese hier.“

„Schweine liegen überall auf dem ganzen Anger,“ entgegnete Wolfram. „Gegen Mitternacht wird sogar Bernwarts Hof und Haus einem einzigen Schweinestall gleichen, — nur werden jene Schweine nicht so friedlich grunzen, wie diese hier. Unter den Frilingsschweinen gibt es grimmige Wildeber, die sich gern einander die Hauer in den Leib rennen.“

Waifar nickte beistimmend.

„Die Wichte können weder gehen noch stehen, also muß ich allein heimreiten,“ sagte er und winkte einen Schalk heran. Morgen früh, wenn meine Liten bei

Verstand sind, meldest Du ihnen, ich sei heute schon heimwärts geritten, sie sollen ohne Weile nach ihrer Heimstätte zurückkehren."

Nach dieser Weisung schritten beide nach dem Roßkamp, einer umzäunten Wiese. Nach längerem Suchen fanden sie in der Herde ihre Rosse, saßen auf und trabten von hinnen. An dem Begräbnisfeld vorbeikommend, gewahrten sie, daß an der Stelle des Scheiterhaufens über Bernwarts Knochenresten bereits ein Hügel von Erde und Steinen sich erhob.

5. Ardeutsches Freien.

Bevor am frühen Morgen die Herden der Rinder, Pferde und Schweine durch das Thor zur Weide getrieben wurden, hatte Gunilde schon das Vaterhaus verlassen. Sie hatte der Zauberfrau Donars versteinerten Blitzstrahl zurückgebracht und von ihr ein beschriebenes Schieferstück erhalten, das sie auf Freias Altar niederlegen sollte.

„Vielleicht ist es gar nicht notwendig," sagte Wanna, „daß Du den ganzen Weg zurücklegst und die hohe Bergspitze ersteigst. Die Göttin ist Dir hold gesinnt und mag wohl ihren Willen Dir melden, bevor Du zu ihrem Altare gelangst."

Jetzt schritt Gunilde durch die Wälder nach der Mark Abbotheim, wo sich im heiligen Haine Freias Altar befand. Sie hatte zum raschen Gang das mit Purpurstreifen gezierte Linnenkleid geschürzt und trug das Obergewand auf dem Arm.[28]) Das ärmellose Kleid ließ die Arme unverhüllt und dieser Umstand verriet bei jeder anstrengenden Bewegung ebenso die außerordentliche Muskelkraft der Arme, wie das knappe

Anliegen des Kleides um den Oberkörper den starken Gliederbau. Einzig mit ihrer Herzensangelegenheit beschäftigt und in größter Spannung auf den Spruch Freias, dieser Göttin der Liebe und mächtigen Heiratsstifterin, verfolgte sie rastlos ihren Weg, ohne irgend jemand in der Wildnis zu begegnen. Hie und da scheuchten ihre Tritte das Wild von seinen Lagerstätten, so daß Hirsche, Rehe und Wildschweine mit Getöse durch das Gehölz brachen. Hoch über dem geschlossenen grünen Dach der Baumkronen kreisten Habichte und andere Raubvögel, deren einförmiger Schrei die Waldesstille unterbrach. Zuweilen klang es wie Hammerschläge durch den Forst, wenn der Specht mit scharfem Schnabel dürres Astholz bearbeitete und Löcher bohrte, um Larven und Gewürm mit seiner Lanzenzunge erreichen zu können. Diese und ähnliche Lebensäußerungen der Wildnis bemerkte Gunilde ebensowenig, wie die ernste Hoheit des Waldes und die stolzragenden Stämme der Eichen und Buchen, zwischen denen sie dahineilte. Sie selber, die Tochter des Waldes, klang in ihrer ganzen Erscheinung, in ihrer hünenhaften Gestalt und robusten Schönheit harmonisch zusammen mit der sie umgebenden urwüchsigen Natur. Ihre Wangen glühten vom raschen Gehen, und ihr sinnender Blick verkündete ernste Betrachtungen, die sich wohl auf ihr künftiges Schicksal bezogen. Sonnenschein fand sie nur auf ihrem Lebenspfade in ehelicher Verbindung mit Wolfram; denn traurig war

das Los und beklagenswert die Stellung des Frauengeschlechtes auch im deutschen Heidentum. Tacitus rühmt zwar die Hochachtung der Germanen für die Frauen, allein dieses Urteil fällt er vom Standpunkte der damaligen gebildeten römischen Gesellschaft, und dieser lag auf dem Sumpfboden greulicher Entartung und Sittenlosigkeit. In den wüsten Schmutz unnatürlicher Laster des raffinierten Heidentums der Römer waren die deutschen Barbaren nicht hinabgesunken, gegen diese Teufelei seiner Bildung schützte ihre unwissende Roheit. Wenn jedoch der freie deutsche Mann nach Recht und Herkommen aus seinen Sklavinnen sich Nebenfrauen wählen durfte, wenn er seine eheliche Gattin verkaufen, dagegen eine andere kaufen, gewaltsam heimführen oder rauben durfte, — so bedeuten alle diese gesetzlich erlaubten Befugnisse keine Hochachtung des Frauengeschlechtes nach christlichen Begriffen. Erst das Christentum gab dem Weibe seine Würde und verlieh ihm Schutz gegen rohe Gewalt. Demzufolge werden naturgemäß Achtung und Würde des weiblichen Geschlechtes in demselben Maße sinken, als der leitende Geist des Christentums aus der menschlichen Gesellschaft schwindet. Gunilde glaubte zwar, in der Verbindung mit Wolfram ihr Glück zu finden, weil sie ihn liebte und Gegenliebe fand, aber nichts konnte sie schützen gegen die tiefen und schmerzlichen Kränkungen, zu denen ihr Gatte gesetzlich berechtigt war, und die

er sich rücksichtslos erlaubte, sobald seine Neigung erkaltete, oder in Abneigung umschlug. Man darf jedoch annehmen, daß Gunilde so weit ihre Betrachtungen nicht ausdehnte. Ihre Sorge ging zunächst dahin, dem ihr verhaßten Abbot zu entrinnen.

Sie hatte gerade die Grenzmarke von Abbotheim überschritten und stieg eine bewaldete Anhöhe empor, als hinter ihr Wolfram auftauchte. Seine Gegenwart verheimlichend, folgte er in geringer Entfernung. Das Gebot der Zauberfrau an Gunilde, Freias Altar zu besuchen, hatte seinen Verdacht erregt, den Abbots Verhalten bei dem Leichenmahl noch verstärkte. Er argwohnte irgend einen Anschlag, eine Beeinflussung Gunildens durch die Göttin nach Abbots Begehren. Auch an gewaltsame Entführung dachte er, zumal diese Art des Freiens zu Recht bestand und keine Seltenheit war. Dennoch hatte er beschlossen, Gunildens Raub zu verhindern, selbst auf die Gefahr, durch sein Unterfangen, Abbot die Ausübung herkömmlicher Berechtigung zu wehren, den ganzen Gau wider sich in Aufruhr zu bringen, oder gar im Kampfe mit Abbot das Leben zu verlieren.

Gunilde nahte der Stelle, wo der Weg sich teilte, links führte er nach Freias Altar, rechts nach der Mark Abbotheim, einem Dorfe, dessen Hütten und Blockhäuser ebenso im Thale weithin zerstreut lagen, wie jene der Mark Waifara. An dem Punkte, wo die

Wege abzweigten, erhob sich eine mächtige Eiche, deren Stamm dunkle, lange Moosbärte zierten. Am Fuße der Eiche stand Abbot, festlich gekleidet. Auf dem Kopfe saß ihm, trotz herrschender Wärme, eine kegelförmige Pelzmütze, welche nicht gegen die Ungunst der Witterung schützen, sondern den Reichtum ihres Trägers verkünden sollte; denn sie bestand aus kostbarem Pelzwerk des hohen Nordens. Auch sein kurzer Mantel aus Wollenstoff war mit Hermelin verbrämt und an der Schulter von goldener Spange zusammengehalten. Sein Unterkleid war von wertvollen Stoffen, auf der Brust mit Stickereien in schreienden Farben geschmückt. Diesen Anzug hatten neustrische Handelsleute eingeführt und Abbot hatte ihn gegen fette Ochsen eingetauscht. Der Besitzer dieses Prachtanzuges mochte sich auf denselben nicht wenig einbilden; denn oft ließ er seinen Blick über den Putz hingleiten, und in seinem breiten Gesicht spiegelte sich eitle Selbstgefälligkeit. Und da nach seinem Geschmack die Tracht nicht bloß hübsch war, sondern auch ein Beweis seines Reichtums, so hoffte er, mit seinem Staat auf die erwartete Maid keinen geringen Eindruck zu machen. Die goldenen Reife und Ringe an seinen Armen und Fingern gehörten zwar zum gewöhnlichen Schmuck der Frilinge, dennoch konnte er sich insofern auf dieselben etwas einbilden, als sie von ungewöhnlicher Größe waren und bedeutende Werte darstellten.[29]) Seine Bewaffnung

bestand in einem langen Messer, das er in reicher Scheide am gezierten Gürtel trug, und in einem Wurfspeer.

Gunilde hatte den unbeweglich Stehenden nicht bemerkt, bis sie wenige Schritte von ihm entfernt war. Jetzt blieb sie überrascht stehen, während Abbot grüßend näher trat.

„Wohin gehst Du, schöne Gunilde?" fragte er lächelnd und bemüht, seine rauhe Stimme sanft klingen zu lassen.

Nach Freias Altar," antwortete sie kurz und abweisend.

„Von dort komme ich gerade," entgegnete er freundlich und abermals einen Schritt näher tretend, indes Gunilde zwei Schritte zurückwich. Ich sah Dich heraufsteigen und wartete; denn es macht mir die größte Freude, die schönste Maid des Hessenlandes anschauen zu dürfen."

„Die schönste Maid im Hessenland ist meine Freundin Addula, Dein Weib, welches Du verkauft hast," erwiderte sie vorwurfsvoll.

„Davon wollen wir jetzt nicht reden, lichtelfengleiche Gunilde! Ich komme von Freias Heiligtum, — siehst Du!" — und er zeigte ihr eine runenbeschriebene kleine Schiefertafel. „Ein Spruch der Göttin, — jetzt weiß ich, was er bedeutet."

Sie nahm die Tafel in ihre Hand. Von unwillkürlichem Drang geleitet, zog sie ihre eigene Tafel hervor, um beide miteinander zu vergleichen.

„Hast Du auch einen Götterspruch? Lass' mal sehen, — ich will den Spruch Dir lesen!"

„Du kannst Runen lesen?" rief sie verwundert aus.

„Gewiß! Wanna lehrte mich die Kunst, was sie sonst nicht thut, — doch ich konnte die Unterweisung bezahlen."

Gunilde reichte ihm die Tafel.

„Darauf steht kein Spruch, sondern eine Frage an die Göttin Freia," sagte er.

„Wie heißt die Frage?" forschte sie neugierig.

„Wer soll Gunildens Mann sein?" las er. — „Wer hieß Dich Freia befragen?"

„Die Zauberfrau Wanna."

„Ei, — wie merkwürdig!" that er freudig überrascht. „Wer sollte es glauben? Und doch ist es so, — ich lese es ja mit meinen Augen. Ja, wahrhaftig, Freia hat Deine Frage schon beantwortet, Du brauchst gar nicht den hohen Berggipfel zu ersteigen!"

Sie gedachte der Worte Wannas, die Göttin möchte schon ihren Spruch fällen, bevor sie deren Altar erreichte. Das Staunen der Jungfrau war groß.

„Willst Du mir nicht sagen, was Freia Dir kund gethan?" forschte sie.

„Gewiß, — dessen bin ich sogar pflichtig, — warum? Sollst es gleich hören, allerschönste Gunilde!

Du weißt, ich wollte Dich freien. Aber Dein Vater will Dich um den herkömmlichen Brautkauf nicht herausgeben. Ich war bereit, das Doppelte für Dich zu bezahlen, weil ich keine andere zum Weibe wollte, als nur Dich. Dein Vater sagte, nur für den Burawald erhältst Du meine Tochter. Dabei bleibt er hartnäckig. Jetzt kam mir der Einfall, Dein Vater wolle meiner nur spotten. Solchen Preis für eine Jungfrau zu bezahlen, ist ja doch ganz unerhört, geradezu schimpflich. Alle Leute des Hessenlandes würden mit Hohn und Gelächter auf den Friling Abbot weisen, der für sein Weib einen großen Eichenforst gab. Weil ich der Leute Spott nicht sein mag, darum entsagte ich Dir, obwohl dies schwerer fiel, als wenn ich mit eigenen Händen mir das Herz aus dem Leibe gerissen hätte. Einige Tage ging ich bekümmert umher, ohne Ruhe, von Gram und Herzeleid gequält, bis ich auf den Gedanken kam, der Liebesgöttin Freia meine Sache anheim zu geben. Gestern brachte ich ihr Opfer und legte die Frage auf den Altar: Wen soll ich zum Weibe freien? — Heute morgen holte ich die Antwort, — hier ist sie!" und er las von der Tafel: „Die erste freie Jungfrau, welche Dir heute begegnet."

Gunilde erschrak heftig. Die Göttin selber hatte sie dem Verhaßten überliefert.

„Weil Du nun die erste freie Jungfrau bist," schloß er, „welche mir heute begegnet, so darf sich

Dein Vater nicht weigern, Dich mir nach Herkommen zum Weibe zu geben."

„Wenn ich mich aber weigere?" stieß sie hervor.

Er betrachtete sie mit dem größten Erstaunen.

„Du wolltest wagen, dem Willen der mächtigen Göttin zu trotzen? Gunilde, bist Du von Sinnen? Entweder unterwirfst Du Dich dem Spruche Freias und der Sitte unseres Volkes, oder Du stirbst als Götterverächterin im Sumpfe, gleich den Landesverrätern, Feiglingen und Kriegsflüchtigen." [30])

Sie erkannte die Wahrheit der Drohung. Die Religion ihrer Väter und die Satzungen ihres Landes zwangen sie, dem verabscheuten Freier sich zu ergeben. Die persönliche Freiheit der Wahl blieb völlig ausgeschlossen, nicht einmal ihr Vater konnte sie schützen gegen die Sklaverei und Knechtschaft, denen das Frauengeschlecht unterworfen war. Bei dieser Unmöglichkeit, der bestehenden Zwingherrschaft zu entrinnen, würde sich Gunilde wahrscheinlich unter das Joch gebeugt haben, allein ihr Haß gegen den Werber stachelte ihren stolzen Sinn und entzündete in ihrer Brust wild auflodernden Grimm. Ihre Augen begannen zu flammen und Zornesglut bedeckte ihr Angesicht.

„Lieber sterben im Sumpfe, als Dich zum Gemahl!" rief sie.

„Wie schön bist Du in Deinem Zorne!" schmeichelte er. „Gunilde, sei doch vernünftig! Höre auf, aus

Deinen Augen Blitze auf mich zu schleudern. Warum bist Du mir unhold?"

„Frauenverkäufer!" stieß sie hervor.

„Addula zu verkaufen, hatte ich das Recht und auch Ursache. Du grollst mir, weil sie Deine Freundin war, aber Deine Freundschaft soll Dich nicht verleiten, gegen mich ungerecht zu sein. Keine andere Jungfrau des Hessenlandes würde mein Freien zurückweisen, jede wäre stolz, des reichen Abbots Weib zu werden. Alt bin ich auch nicht, zähle erst fünfundzwanzig Jahre, und stattlich möchte ich jeder Maid dünken."

„Vor meinen Augen bist Du häßlicher, als ein Zwerg und giftiger, als ein gelber Molch."

„Vor meinen Augen stehst Du reizender, als die Königin der Lichtelfen," versicherte er mit leidenschaftlich glühenden Augen. „Zehn Schafböcke werde ich der huldreichen Göttin Freia opfern und drei Ochsen, weil sie Dich mir zum Weibe bestimmte. Dazu sollen unsere Hochzeitstage Freudenfeste sein für die ganze Mark. In allen Götterhäusern soll fröhlich getanzt werden bei Bier, Met und Götterspeise. — Jetzt gehen wir miteinander stracks nach Abbotheim."

Sie rührte sich nicht und schaute ihn mit verhaltenem Zorn an, während es in ihren Augen unheimlich loderte.

„Willst Du es nicht meinem Vater sagen, bevor Du mich heimführst?" fragte sie.

„Wozu das? Ich habe Dich hier gefreit, — Du bist mein."

„Es könnte mein Vater mich zurückfordern, weil Du gegen seinen Willen mich heimführst und den geforderten Brautschatz nicht zahlen willst."

„Dich zurückfordern? Dazu hat er kein Recht. Ich zahle ihm dreihundert Schildlinge, — nach Recht und Herkommen bin ich ihm mehr nicht schuldig. Gefällt ihm das nicht, dann mag er den Handel vor das Gaugericht bringen. Die Schöppen werden das Recht suchen und es auf meiner Seite finden."

„Ich gehe nicht mit Dir."

„Du mußt, schöne Gunilde, — Du mußt mit mir gehen!"

„Ich muß?" wiederholte sie und das Lodern in ihren Augen steigerte sich.

„Ja, Du mußt, weil ich jetzt freie mit starker Hand. Hast Du nicht gehört, daß Jungfrauen gewaltsam entführt werden? Das ist mannhaftes, urdeutsches Freien."

„Davon hörte ich, — allein die Jungfrauen waren mit solchem Freien einverstanden, — ich bin es nicht."

„Willig thaten sie es nicht immer," belehrte er. „Sie sträubten sich, — darum wurden sie geraubt."

„Geraubt, — ja, — gerade so wie Bärtiere Lämmer überfallen und fortschleppen, so rauben Frilinge freie Jungfrauen und schleppen sie nach ihrer Heimstätte. Ich bin kein Lamm, — hüte Dich!"

Er betrachtete sie leidenschaftlich, gewahrte die flammende Glut ihrer Augen und stutzte.

„Du willst Dich zur Wehre setzen, allerschönste Maid?“

„Allerdings, — nimm Dich in acht!“

„Sei doch verständig, Gunilde! Bedenke, Du wirst das Weib des reichsten Mannes im Gau! Darum ziere Dich nicht lang, — gehe mit mir!“ und er versuchte, ihre Hand zu fassen.

Sie stieß ihn zurück.

„Bleibe mir vom Leibe, Verhaßter!“ rief sie, glühend vor Zorn. „Ich erwürge Dich, so Du es wagst, mich zu berühren.“

Er lachte.

„Je grimmiger Du wirst, desto schöner und begehrenswerter bist Du, stolze Gunilde! Recht so, — Abbots Weib muß stolz und stark sein! — — Jetzt sage ich das letzte Wort, — gehst Du nicht freiwillig, dann soll Manneskraft Dich bezwingen.“

Sie stand schweigend und betrachtete ihn mit Blicken namenloses Hasses. Wie zufällig fiel ihr Obergewand zu Boden, über ihr Angesicht glitt krampfhaftes Zucken, ihre Hände ballten sich mit solcher Anspannung zu Fäusten, daß an den nackten Armen die erstaunliche Muskelkraft hervorsprang.

Abbot bemerkte nicht diese Vorzeichen naher Gefahr. Er rüstete sich zum Angriff, stieß den Wurfspeer

in die Erde und trat näher. Da stürzte sie plötzlich auf ihn, gleich einer wütenden Löwin. Mit Blitzesschnelligkeit warf sie ihre Arme um den Leib des Hünen und preßte ihn zusammen. Zorn und Grimm steigerten noch ihre Riesenstärke, und so gewaltig umklammerte sie den Freier, daß ihm die Rippen krachten. Gegenwehr konnte er nicht leisten; denn sie hatte ihm zugleich beide Arme umschlungen und ohnmächtig zappelte er in der furchtbaren Umstrickung.

„Laß' los, — ich ersticke!" schrie er, nach Atem ringend.

Sie aber hielt ihn fest. In stiller, verzehrender Wut preßte sie ihn immer stärker zusammen, während ihre Augen Feuer sprühten und wilde Leidenschaft ihr Gesicht entstellte.

„Gunilde, — oh — oh — laß' los — ich ersticke! Hilfe, — Hilfe, — oh!"

Noch einige Male zappelte er, sein Kopf sank nach dem Nacken, und die nachlassende Spannkraft verriet, daß von ihm das Leben zu weichen drohte. Jetzt öffnete sie ihre Arme. Abbot fiel rücklings zu Boden.

In demselben Augenblicke erschien Wolfram.

„Was gibt es hier? O wehe, — Du hast ihn erwürgt!" sprach er betroffen, beim Anblick des Regungslosen.

„Rauben wollte er mich, der Elende!" erwiderte sie, immer noch heftig erregt. „Gewehrt hab' ich

mich! Liegt er jetzt tot, wer mag Notwehr mir verdenken?"

Abbot öffnete die Augen und richtete sich langsam auf.

„Tot bin ich gerade nicht, — doch beinahe wäre ich aus ihren Armen nach Walhalla gefahren," sagte er, nicht im geringsten gegen seine Bezwingerin erbittert. „Gunilde, Du bist stärker, als der Bergriese Ymir und schneller, als Donars Blitzstrahl! Wären jedoch meine Arme frei gewesen, dann solltest Du mich im Ringkampfe nicht bezwungen haben."

„Wie kommst Du dazu, mit einer Jungfrau zu ringen?" fragte Wolfram im Tone des Tadels.

„Ringen wollte ich nicht mit ihr, — freien wollte ich sie, mit Gewalt sie heimführen, wie es Brauch ist. — Du aber, wie kommst Du hieher?"

„Ich ging unten im Thal, hörte Deine Hilferufe und rannte herbei, kam jedoch zu spät; denn Du lagst schon am Boden."

„Willst Du mich höhnen, weil mich ein Weib übermannte.

„An Hohn denke ich nicht, Friling!" antwortete Wolfram mit ernster Miene. „Von der starken Gunilde niedergeworfen zu werden, ist für Dich keine Schande."

„Bin gleicher Meinung," erwiderte Abbot. „Und weil ich ihre große Stärke am eigenen Leibe erfahren habe, darum ist ihr Wert in meinen Augen um vieles

gestiegen. Morgen zahle ich Waifar den Burawald für mein Weib Gunilde."

Nach diesen Worten wandte er sich um und ging rasch von dannen.

Abbots ausgesprochener Entschluß versetzte Wolfram in die größte Bestürzung.

„Jetzt ist alles verloren!" sprach er in dumpfer Verzweiflung.

„Niemals werde ich Abbots Weib, — ich weiß, was ich thue!"

Er fragte nicht, was sie zu thun gedenke, ihr finsterer Blick und düsteres Mienenspiel verrieten, daß sie freiwilligen Tod wähle. Das Heidentum aller Völker kannte und übte den Selbstmord. Im gebildeten Rom war Selbstmord an der Tagesordnung, er galt sogar als Heldenthat und nicht wenige hochstehende Römer entleibten sich aus Ruhmsucht. In Wirklichkeit entehrt der Selbstmord, weil er eine That geistiger Schwäche und sittlicher Verkommenheit ist, wenn nicht der Unzurechnungsfähigkeit infolge geistiger Störung. Ein geistig gesunder und sittlich starker Mensch wird sich unter keinen Umständen morden, am wenigsten der Christ, dessen Glaube hinweist auf das hohe Verdienst beharrlichen Kreuztragens. Den deutschen Heiden hingegen fehlte das Licht des Glaubens, der Trost und die Verheißung der Christusreligion, sowie die Unterstützung ihrer Gnadenmittel. Daher baumelten häufig an den

Eichen des Urwaldes die Selbstmörder. „Viele, die einen Kampf überlebten, haben ihrem entehrten Dasein durch den Strick ein Ende gemacht," berichtet Tacitus.[31])

„Gehen wir heimwärts!" sagte Gunilde.

Beide stiegen langsam zu Thal, schweigend, in niedergedrückter Stimmung.

„Verzage nicht!" fing Wolfram nach langer Pause an. „Dein Vater ist ein gerader Mann, unhold jeder Tücke und Argheit. Wenn wir ihm Abbots Gewaltthat erzählen, dann wird er morgen den Freier abweisen. Darum fasse Mut!"

„Du irrst Dich!" erwiderte sie tonlos. „Das Herz meines Vaters hängt an dem Burawald, um diesen Preis wird er mich verkaufen."

„Ich will es nicht glauben, weil Dein Vater beim Leichenschmause Bernwarts dem Abbot gesagt hat, daß er sich durch kein Versprechen für die Zukunft binde."

Sie erwiderte nichts. Wolfram bestand auf seiner Ansicht, Waifars hochsinnige Denkweise könne ihm nicht gestatten, seine Tochter jenem arglistigen Menschen zu übergeben. Er mochte wohl selbst nicht fest an seine Behauptung glauben, einzig bestrebt, Gunilde zu ermutigen und von schwarzen Gedanken abzuhalten. Sie erkannte Wolframs liebevolle Absicht, widersprach nicht und ging in stummer Niedergeschlagenheit neben ihm, bis sie den Frilingshof erreichten.

Sie fanden Waifar in bester Laune. Er war eben mit reicher Jagdbeute heimgekehrt und gerade im Hofe beschäftigt, aus dem Rachen eines Ebers von seltener Größe die Hauer zu brechen, um sie den übrigen Jagdtrophäen einzureihen.

„Wolfram, da sieh her!“ rief er dem nahenden jungen Mann in der freudigen Erregung des leidenschaftlichen Jägers entgegen.

„Ein mächtiges Ebertier, — wahrhaftig, mitten in die Brust getroffen, — ein Meisterstoß!“ rühmte Wolfram. „Nach dem Speerstiche zu schließen, rannte er auf Dich los.“

„Es stellten ihn meine Eberfänger, ich konnte mit sicherer Hand den Stoß führen, gerade in dem Augenblick, als er die Hunde abschüttelte und mich angreifen wollte.

„Dann hing Dein Leben an einem Haare,“ urteilte Wolfram. Wäre Dein Arm weniger stark und die Speerführung nicht sicher gewesen, dann war es um Dich geschehen. Betrachte nur diese furchtbaren Hauer und den gewaltigen Nacken des Riesentieres!“

Die rühmende Anerkennung des geübten Waidmannes steigerte noch Waifars Befriedigung und Selbstbewußtsein.

„Wir kommen gerade auch von einer Jagd,“ fuhr Wolfram fort. „Das Wild war Deine Tochter und der Jäger Friling Abbot.“

Waifar sah den Sprecher befremdet an.

„Wieso? Was meinst Du? Ich verstehe Dich nicht."

„Gunilde ging nach Freias Altar. Bevor sie denselben erreichte, trat ihr Abbot entgegen, um sie mit starker Hand zu freien und als sein Weib heimzuführen."

„Solches gleicht dem Duckmäuser!" entgegnete Waifar, keineswegs über die Anwendung eines Brauches auf seine Tochter verletzt. „Weil ihm der geforderte Brautpreis zu hoch dünkt und er den Buraforst behalten will, so verlegte er sich auf den Brautraub und zahlt mir nach Recht und Herkommen dreihundert Schildlinge. Schlauer Abbot! In der That pfiffig ausgedacht. Gelang ihm der Streich, dann konnte ich von rechtswegen nichts dagegen machen. — Du kamst dazwischen und verdarbst dem Freier das Spiel?"

„Nein! Ich war in der Nähe, hörte Geschrei und Hilferufe und stürmte darauf los. Aber nicht Deine Tochter hatte Jammerrufe ausgestoßen, sondern Abbot. Wie ich zur Stelle kam, lag er, von Gunildens Armen fast erdrückt, am Boden. Sie hatte ihn überwältigt und niedergeworfen."

Waifar lachte hell auf. Dann blickte er stolz auf seine Tochter.

„Tapfere Gunilde, Du gefällst mir! Andernteils behagt es mir wieder nicht, wenn Du Freier der-

maßen unglimpflich behandelst. Hast Du den Abbot halbtot gedrückt, so wird ihm die Lust zum Freien vergangen sein, und ich erhalte niemals den prächtigen Burawald."

„Doch!" entgegnete Wolfram. „Abbot versicherte, Gunildens Stärke mache sie ihm nur begehrenswerter. Morgen wolle er hieher kommen und den Burawald für Deine Tochter geben."

„Wirklich? Ei!" sagte Waisar, mit forschenden Blicken auf sein Kind. „Solch hoher Preis wurde niemals für eine Jungfrau bezahlt, — und doch ist der Preis nicht zu hoch, Gunilde ist ihn wert."

Sie stand bisher gebeugten Hauptes und starrte vor sich hin. Jetzt hob sie den Blick nach ihrem Vater.

„Ich meine, Du solltest Deine Tochter um keinen Preis einem arglistigen Betrüger und falschen Wichte geben," sprach sie ruhig.

„Gewiß nicht! Abbot ist aber kein Wicht und Betrüger."

„Er ist beides!" erwiderte sie und erzählte umständlich den von Wanna gebotenen Gang nach Freias Altar, erwähnte den Inhalt der Runentafeln und behauptete, das Zusammentreffen mit Abbot sei kein zufälliges gewesen.

Während ihrer Rede verfinsterte sich Waisars Gesicht, was immer geschah, so oft die Zauberfrau erwähnt wurde, die er haßte.

„Ein abgemachtes Spiel!“ bestätigte er. „Die Zwei haben Dir eine Falle gestellt, — sie haben miteinander die Sache spitzbübisch eingefädelt, — die arglistigen Schleicher. Hollah, — Friling Waisar gibt seine Tochter keinem falschen Ränkeschmied und trugvollen Wichte! Ist die verlogene, schlangenwindige Zauberfrau Abbots Kupplerin, dann mag er sich anderswo ein Weib freien, — um zehn Burawälder erhält er Gunilde nicht. Dem geraden, redlichen, rechtschaffenen, freien deutschen Mann gebe ich mein Kind nach Herkommen, — dem Schlingendreher und hinterlistigen Fallensteller um keinen Preis.“

Gunildens Angesicht strahlte vor Freude.

„Vater, ich danke Dir vieltausendmal!“ rief sie, umschlang und küßte ihn.

„Langsam, Gunilde, langsam!“ scherzte er. „Wenn schon Deine Liebkosungen erstickend sind, dann wundert es mich nicht, wenn Dein Zorn den Abbot fast um den Lebensodem brachte.“

Wolfram stand unruhig beiseite. Es wühlte und stürmte in ihm, wie der rasche Farbenwechsel seines Gesichtes bewies.

„Friling,“ hob er mit unsicherer Stimme an, „dem redlichen, geraden, freien deutschen Mann, wolleſt Du zum Weibe Gunilde geben, — hast Du gesagt. Hältst Du mich für redlich, rechtschaffen und treu?“

„Das bist Du alles in hohem Grade, — ich achte Dich, Du weißt es!"

„Dann gib mir Gunilde zum Weibe; denn ich liebe sie mehr, als mein Leben."

Waisar lächelte.

„Zwei Worte meiner Rede hast Du überhört, — nach Herkommen, sagte ich. Zahlst Du den herkömmlichen Brautkauf, dreihundert Schildlinge oder zwölf gute Ochsen, dann bist Du mein Tochtermann."

Der arme Wolfram senkte traurig den Kopf und schwieg.

„Kein Friling darf seine Tochter verschenken, das wäre schimpflich," fuhr Waisar fort. „Ich muß also auf dem Brauche bestehen. Verliere den Mut nicht, bist ja eine tapfere Lanze," tröstete er. Beim nächsten Kriegszuge des Helden Karl machst Du reiche Schwertbeute und kaufst, was Dein Herz begehrt. — Für jetzt sei mein Gast, — komm herein, mich hungert; denn

Fischen und Jagen
Machen hungrige Magen."

Sie gingen nach der großen Halle, wo Gunilde sie bediente.

Am folgenden Morgen erschien Abbot. Der Hausherr empfing ihn freundlich, obwohl er dem arglistigen Schlingendreher innerlich grollte; denn die Sitte gebot wohlwollendes Begegnen jedem Gast. Der Werber

rückte sofort mit seinem Angebot auf Gunilde heraus, in der sicheren Erwartung freudiger Zustimmung von seiten Waifars.

„So lange die Welt steht," schloß er seinen Antrag, „wurde kein Wald für eine Jungfrau bezahlt, dennoch sollst Du meinen Burawald für Deine Gunilde haben. Komme morgen mit zwei Deiner Gesippten zu mir, auch von meiner Sippschaft werde ich zwei bestellen, damit wir vor diesen Zeugen durch Wort und Handschlag den Tauschhandel abmachen. So kann übermorgen die Hochzeit sein."

„Aus dem Brautkauf wird nichts!" versetzte kurz der Friling.

Abbots Staunen war grenzenlos.

„Nichts? Warum?"

„Nichts ohne Ursache."

„Weil ich gestern Gunilde kurzer Hand heimführen wollte? Meinst etwa, ich hätte sie Dir stehlen wollen? Bezahlt hätte ich sie nach alter Satzung."

„Das weiß ich und schelte Dich keineswegs, weil Du nach Herkommen die Braut heimführen wolltest. Ohne Gunildens Stärke hättest Du Faustbeute gemacht, und ich hätte mit dreihundert Schildlingen zufrieden sein müssen."

„Nun also? Heute biete ich für Gunilde den herrlichen Burawald, — Du kannst lachen! Kein Friling hat jemals so teuer seine Tochter verkauft."

„Behalte Deinen Burawald, — ich behalte mein Kind.“

„Oho! Seit wann gilt das Wort des Frilings Waifar nichts mehr?“

„Mein Wort ist heilig.“

„Gut! Hast Du mir nicht Gunilde für den Burawald versprochen?“

„Auf Bernwarts Leichenmahl sagte ich Dir, daß ich mich nicht binde, nicht in Zukunft um genannten Preis mein Kind Dir gebe, sondern nur damals. Du wolltest nicht. Heute willst Du, — ich aber will nicht.“

„Warum nicht?“

„Frage nicht nach der Ursache, — sie möchte Dich kaum ergötzen.“

„Gleichviel! Wissen muß ich, warum Du mich unglimpflich behandelst,“ rief Abbot erregt.

„Von Unglimpf wider Dich ist meinerseits keine Rede. Mit Recht versage ich Dir mein Kind, das ich keinem arglistigen, falschen Mann geben will.“

„Gilt das mir?“ rief Abbot zornig.

„Allerdings und nach Verdienst!“

„Beweise es, wenn Du kein Ehrabschneider sein willst!“

„Wie Du verlangst, — Du bist mein Gast, ich wollte Dich nicht kränken. Also nichts für ungut, — ich thue Dir den Willen! — — Gunilde heischte von der Zauberfrau Wanna ein Abwehrmittel gegen Dich,

weil sie Dir nicht zugethan ist. Wanna gab ihr das Abwehrmittel auf zehn Tage. Am elften Tage sollte sie mit Wannas Rune zu Freias Altar gehen und dort die Entscheidung der Göttin vernehmen. Richtig bliebst Du zehn Tage lang meiner Heimstätte fern, obwohl Du vorher jeden Tag kamst. Mir fiel das auf, — jetzt weiß ich die Ursache. Wanna hatte Dir Mitteilung gemacht von ihrem zehntägigen Abwehrmittel. Ihr Zwei spieltet miteinander unter einer Decke."

Abbot errötete verlegen und schwieg.

„Am elften Tage erhielt meine Tochter von der Zauberfrau eine Runentafel, darauf geschrieben stand: Wer soll Gunildens Mann sein? Die Rune sollte sie auf Freias Altar legen. Wahrscheinlich, sagte Wanna zu Gunilde, wirst Du Freias Antwort schon erfahren, bevor Du zu ihrem Altar gelangst. So geschah es. Du bist meiner Tochter begegnet, oder vielmehr, Du hast sie in der Nähe des Heiligenhaines erwartet. Auch Du hattest die Frage an die Göttin gestellt: Wer soll mein Weib sein? Freias vorgebliche Antwort trugst Du bei Dir, sie lautete: Die erste freie Jungfrau, welche Dir heute begegnet. Daß Gunilde Dir begegnete, dafür hattest Du und Wanna schlau gesorgt. Das Ganze war ein abgemachtes Spiel zwischen Dir und Wanna. Ist das redlich und gerade?" rief er mit blitzenden Augen. „Du bist ein arglistiger Mann, ein falscher Schlingendreher, — einem solchen gebe ich meine Tochter nicht."

Abbot widersprach mit keiner Silbe, blickte vor sich hin und schwieg.

„Und die Zauberfrau ist eine nichtsnützige Betrügerin, — ein Kleinod hat sie meiner Tochter abgeschwindelt, — die Diebin!“ fuhr Waisar erbittert fort. „Mit Göttern will sie verkehren, die Lügensagerin, — die Zukunft will sie wissen, das Gegenwärtige will sie nach Gutdünken lenken, — Menschen und Tiere will sie wandeln und durch die Asen jegliches erreichen können, — und doch ist alles Lug und Tug. Mit solchem verlogenen Pack darf ein redlicher Mann nichts zu schaffen haben.“

„Erfährt die Zauberfrau Dein böses Reden, dann magst Du ihre Macht kennen lernen.“

„Melde ihr doch meine Rede, — ich fürchte sie nicht! Macht besitzt sie allerdings im Gau, aber nicht durch die Götter, sondern durch den Aberglauben der Leute.“

Abbot spielte schweigend und sinnend mit den Ketten seines Wehrgehänges.

„Es mag jegliches sein, wie Du sagst, — dennoch mußt Du mir Gunilde zum Weibe geben,“ fing er wieder an. „Der Friling Abbot kann sich den Schimpf nicht gefallen lassen, umsonst gefreit zu haben. Mein Leben lang würde die Schande an mir hängen bleiben. In allen Marken des Gaues, ja, im ganzen Hessenlande würde man sich lustig machen über den

heimgeschickten Freier. Meinst, ich wolle der Leute Spott sein? — Waifar, gib mir gegen den Burawald Deine Tochter!"

„Nicht für die ganze Welt!" sprach stolz der Friling.

„Weigere Dich nicht, — Du kannst es nicht! Zwingen werde ich Dich!" versetzte Abbot im Tone der Drohung.

„Mich zwingen?" wiederholte Waifar, sein Gesicht wurde hart und seine Augen blitzten.

„Ja, — zwingen! Stärker bin ich, als Du, meine Sippschaft weit zahlreicher."

„Willst demnach Fehde anheben?"

„Ja! Im Gefolge meiner ganzen Sippschaft komme ich, gewaltthätig zu nehmen, was Du mir versagst mit Unrecht. Auch den Schimpf will ich rächen, den Du mir angethan."

„Ich merke, Du verstehst nicht bloß das Schlingendrehen, sondern auch das Verdrehen der Wahrheit," entgegnete Waifar. „Ich füge Dir Unrecht und Schimpf zu, sagst Du, — in Wirklichkeit verübst du beides, weil Du eine ehrbare Jungfrau werben willst für einen Menschen, der sich beschimpfte durch Arglist und bösen Trug."

Abbot sprang empor.

„Wie kann dies einer mir sagen," rief er zornig, „auf dem Schmach des Wortbruches ruht?"

„Was, — ich wortbrüchig?" donnerte Waifar entgegen. „Wärst Du nicht mein Gast, dann würde ich sagen, Abbot ist der niederträchtigste Lügner!"

„Weiber schmähen, — Männer handeln!" rief grimmig der andere, stürmte aus der Halle, schwang sich auf sein Roß und sprengte davon.

Gunilde und ihre Mutter hatten den Wortstreit belauscht. Jetzt traten sie aus dem Frauengemach in die Halle, die Waifar mit heftigen Schritten durchmaß. Er bemerkte nicht die Gegenwart der Frauen, die sich auf einer Bank an der Wand niederließen, wo Bilitrude den günstigen Augenblick zur Rede abwartete; denn sie wußte aus Erfahrung, daß jedes Wort, an ihren zornigen Gatten gerichtet, in den Wind gesprochen sei. Und er befand sich im Zustande wilden Grimmes, wie seine geballten Fäuste, seine stampfenden Tritte und sein glühendes Gesicht bewiesen. Endlich wurden seine Schritte langsamer, der Gemütssturm legte sich. Bilitrude trat heran.

„Ich hörte alles, Waifar! Du hast geredet und gehandelt, wie ein tapferer Mann und rechtschaffener Vater," rühmte sie. „Unsere Gunilde ist viel zu kostbar für die Giftkröte Abbot, die ihren Geifer wider Dich gespritzt hat. Der schandvolle Betrüger und Lügner! Er droht zwar mit blutiger Fehde, aber den Schild wider Dich zu heben, hat er nicht den Mut, der Kampfesscheue. Daheim liegt er auf fauler Haut, und zecht

und schwelgt, wenn Du mit Karls Helden im Felde stehst und mit tapferen Feinden streitest. Und solch ein Mensch, der sich durch Worte groß und dick macht, aber keine Thaten aufzuweisen hat, — solch ein Maulheld will anbinden mit dem Heergesellen des Helden Karl? Es ist zum Lachen!"

Die letzten Spuren des Zornes verschwanden bei den Worten der klugen Frau.

„Du magst den Abbot nach seinem ganzen Werte schätzen," entgegnete er lächelnd. „Schwerthiebe und Keulenschläge sind nicht seine Lust. Höchstens treibt ihn sein Mut zum Kampfe mit einer Jungfrau, darin er unterliegt. — Drängt seine Sippschaft zur Fehde, dann wird manches Haus in Feuer aufgehen und mancher Friling tot liegen. Mag nun Krieg oder Friede sein, niemals gebe ich unsere Tochter einem Menschen, der sein Weib durch Hinterlist und Betrug erschleichen wollte."

Nach dieser Versicherung verließ er die Halle, um sich zur Bärenjagd zu rüsten.

In den folgenden Tagen umwölkte sich der Friedenshimmel. Abbots Gesippte fühlten sich beschimpft durch die Niederlage des Freiers. Sie dürsteten nach Rache und drängten Abbot, mit Waffengewalt zu erzwingen, was man ihm gegen Bezahlung versagte. Waifars Gesippte hingegen fanden die Weigerung ihres Blutsverwandten, dem arglistigen, falschen Mann Gunilde

zum Weibe zu geben, der Ehre der Sippschaft angemessen. Demzufolge glaubte der Friling, auf den bewaffneten Beistand seiner Gesippten rechnen zu können. So drohte dem Gau einer jener blutigen Familienzwiste, die nicht selten größere Ausdehnung annahmen und zu verheerenden Kämpfen sich entwickelten.

Eine mächtige Bundesgenossin des verschmähten Freiers war die Zauberfrau. Abbot hatte ihr Waifars Äußerungen mitgeteilt, und diese steigerten Wannas Haß gegen den Christenfreund bis zu glühender Rachsucht. Schlau benützte das Weib seinen Einfluß auf die Gemüter, um Waifars Untergang herbeizuführen. Bald ging die Sage um, Gunilde sei eine Hexe, sie habe den Friling Abbot dermaßen verzaubert, daß er keine Ruhe finde und sichtlich zusammenfalle, weil ihn die Hexe Gunilde innerlich verzehre. Schon wurde die Verleumdete von vielen gemieden, und nicht wenige forderten die Vollziehung der gesetzlichen Strafe an der Hexe, welche im Tode durch Erwürgen bestand.

Während dem thatendurstigen Waifar das feindliche Waffengeräusch keine Besorgnis einflößte und er dem Beginn des Kampfes mit ruhiger Entschlossenheit entgegensah, empörte ihn die Besudelung des guten Rufes seiner Tochter.

„Das ist Wannas Lügenwerk!“ sprach er. „Die verschmitzte Unholdin hetzt die Leute auf, weil ich ihr die Wahrheit gesagt, sie mit Recht eine Lügnerin und

Betrügerin geheißen. Jetzt bläst sie mit giftigem Atem in die schlummernde Glut des Hexenwahnes, bis er zur Lohe emporschlägt, darin mein Kind verbrennen soll. Nur gemach, — ich gebe meine Tochter zum Erwürgen nicht heraus! Wer in fernen Christenlanden das Licht geschaut, der unterwirft sich nimmermehr den tollen Bräuchen des Götzenglaubens, — er kämpft mit der Finsternis und stirbt, wenn er sie nicht bezwingen kann."

„Mannhaft gesprochen!" rühmte Wolfram. „Ich werde Dein Kampfgenosse sein, mit Dir fallen oder siegen."

„Du hast zwar die Zauberfrau das geheißen, was sie ist, — dennoch steht die Überzahl auf ihrer Seite," sagte Bilitrude im Tone ernster Besorgnis. „Du bist kühn, streitbar und tapfer, wie kein anderer, — kann dies helfen? Die Zauberfrau wird das ganze Hessenvolk wider uns hetzen, und dann müssen wir allesamt untergehen."

„Zu fallen im Streite für eine gute Sache, ist rühmlich und kein Unglück," erwiderte Gunildens Vater.

Schon hatte die Aufregung sehr bedenklichen Charakter angenommen. Immer lauter klirrten die Waffen, der Hexenwahn fletschte grimmig die Zähne und forderte mit wildem Getöse sein Opfer. Wanna hatte bereits den Strick gedreht, mit dem Gunilde erwürgt werden sollte.

Für Waisar bestimmte das Gesetz einen schmachvollen Tod.

„Waisar darf im Streite nicht erschlagen, er muß lebendig gefangen und an ihm die Satzung gegen Überläufer und Verräter vollzogen werden," erklärte die Zauberfrau. „Er ist zum Christengott übergelaufen, ein Verräter an den Asen Walhallas ist er. Darum muß ihm ein Felsstück an den Hals gebunden und er im Sumpfe versenkt werden."

6. Der erste Lichtstrahl.

Am klaren Waldbache des Thales kniete Gunilde auf einem Stein und wusch Linnenzeug. Die gleiche Beschäftigung teilten mit ihr zwei Mägde. Hinter den Knieenden standen große Körbe mit gereinigter, ausgerungener Wäsche. Noch thätiger als die Hände, waren die Zungen der Mägde. Der Geist des Hauses Waisar beseelte sie, darum fürchteten sie die Künste der Zauberfrau nicht und schmähten weidlich auf die diebische Unholdin. Gunilde beteiligte sich nicht an der Zungenarbeit. Stummer Schmerz und tiefes Leid sprachen aus ihren Zügen; denn sie erkannte die Größe der Gefahr und das furchtbare Schicksal, welches sie und ihre ganze Familie bedrohte.

Da schallte ein Schrei von der Höhe. Die Wäscherinnen blickten empor und sahen, wie Haduwig, die bevorzugte Schalkin Bilitrudens, mit fliegenden Haaren zu Thal stürmte.

„O Jammer und Wehe, Haduwig trägt uns großes Unglück zu!“ sagte eine Magd.

„Gewiß überfiel der grimmige Abbot unversehens unsere Hofstätte, — o wehe!“ rief die andere. „Wohin laufen wir geschwind, uns zu verstecken?“

„Laufen? Schäme Dich!“ schalt Gunilde. „Den Feinden unverzagt in die Augen zu blicken, ist deutscher Frauen Art.“

Hadwig war herangekommen und machte lebhafte Armbewegungen. Ihre Züge trugen keineswegs das Gepräge des Schreckens, sondern freudiger Botschaft.

„Gunilde, komme geschwind, — wir haben Gäste, — und was für Gäste? Ein Königssohn aus Frankenland ist dabei, ein Jüngling so schön, wie Gott Fenrir. Hab' mein Lebtag nichts gleiches gesehen. Der Zweite ist ein Mann in steifem Mantel, der ihm bis zu den Füßen reicht. Er hat einen langen Bart, um den Kopf einen Kranz von Haaren und ein Gesicht, so ehrwürdig und ganz unsagbar, wie Allvater Wodan. Der Dritte ist ein mächtiger Adeling mit drei Knechten, und alle ritten auf gar hübschen Rossen in den Hof. Dein Vater ist voll Freude, ganz anders wie sonst, und wird nicht müde, dem schönen Königssohn minnigliche Worte zu sagen. Jetzt komme geschwind und siehe selbst!“

Hadwigs Kunde von dem ehrwürdigen Fremden mit Allvaters Angesicht, und von dem schönen Königssohne aus Frankenland, brachte auf die Töchter der Wildnis keine geringe Wirkung hervor. Die Mägde öffneten weit Augen und Mund, während sie die Mär belauschten, selbst im Angesichte Gunildens verdrängten große Überraschung und lebhaftes Staunen die Merk-

male stillen Kummers. Ihre Arbeit vergessend und von Neugierde getrieben, stiegen sie hastig die Anhöhe empor. Beim Durchschreiten des Hofes gewahrten sie die stattlichen Rosse der Fremden, welche aus vorgesetzten Kufen Hafer fraßen und gesattelt blieben, ein Zeichen kurzen Aufenthaltes der Reiter. Um die Rosse waren die Pferdeschalke des Adelings thätig, drei junge Männer, deren Äußeres von jenem bisher bekannter Pferdeschalke sich dadurch unterschied, daß kein Körperteil nackt war, daß sie reinliche Kleider trugen, und ihre gemessene, ruhige Haltung einnehmend von dem rohen Wesen ihrer Standesgenossen abstach. Diese Beobachtungen machte Gunilde, als sie vorüberschritt und von den Fremden achtungsvoll gegrüßt wurde.

Gunilde ging zunächst nach ihrer Kammer, wo sie das Oberkleid mit ihrem besten Gewande vertauschte, ihre goldenen Armspangen anlegte, ihr wallendes Goldhaar kämmte und einen silbernen Reif um das Haupt zog. Diese Verwandlung nahm kaum zehn Minuten in Anspruch; denn sogar dem Edelfräulein jener Zeit waren zeitraubende Toilettenkünste völlig unbekannt, und letztere beschränkten sich auf die Gewohnheit, das Haar zuweilen mit Gipsmehl und Fett einzureiben.

In hohem Grade gespannt, betrat Gunilde die Halle, an deren oberem Ende Waisar und Bilitrude bei den Gästen saßen. Koch und Seneschalk standen mit den Hausklaven im Gebiete des Herdes, regungslos

lauschend, die Fremden begaffend. Bei Gunildens Eintritt herrschte tiefe Stille, einzig unterbrochen durch eine sanfte, helltönende Stimme, welche in den Ohren der Horcher wie bezaubernde Musik zu klingen schien. Der Eigentümer dieser Stimme war ein hochgewachsener Jüngling von etwa achtzehn Jahren. Sein Angesicht war lieblich anzuschauen, weil es nicht bloß schön, sondern auch belebt war von zwei lichten Augen und vergeistigt durch den Wiederschein erhabener Seelenreinheit und demütigen Sinnes. Sein Anzug bestand in einem langen, rauhen Gewand, mit einer Kapuze, offenbar das Kleid der Söhne des heiligen Benedikt. Neben ihm saß Waifar, welchen die beobachtende, im Hintergrunde stehende Gunilde kaum wieder erkannte. Seine gewöhnliche Haltung war gänzlich verändert durch das Gepräge von Bescheidenheit und fast unterthäniger Verehrung, — überraschende Gegensätze zu der stolzen und herrischen Rauheit seines Wesens.

Auf der anderen Seite des Jünglings saß Haduwigs „Adeling", eine Hünengestalt in den besten Mannesjahren. Über der Kettenrüstung trug er den üblichen kurzen Mantel freier Männer, jedoch reich verbrämt mit kostbarem Pelzwerk und goldenem Zierat, ein Umstand, der ihn Haduwig als Adeling oder Fürst bezeichnete.

Der dritte Gast, angethan mit dem Ordenskleide der Benediktinermönche, war von ehrwürdigem Aus-

sehen. Um sein kurzgeschorenes Haupt lief ein Streifen Haare, die Dornenkrone des Welterlösers versinnlichend und zugleich das Gelübde strenger Abtötung und Verachtung jeglicher Weltlust. Sein hageres Gesicht deutete auf ascetische Übungen, seine ernste Ruhe auf Selbstbeherrschung und sein bescheidener Blick auf erstrittene Demut. Zuweilen ließ er die Augen forschend durch die Halle gleiten, wobei einige Götzenfiguren an den Wänden ihn schmerzlich berührten.

„Gregor ist Dein Name?" fragte Waifar den Jüngling.

„Wie Du sagst, Friling!"

„Und Du bist wirklich aus dem Geschlechte der Frankenkönige?"

„Ja, ich bin ein Merowinger!" antwortete sanft lächelnd der Gefragte, dem Waifars hochwichtige Miene komisch erscheinen mochte. „Mein Vater heißt Alberich und ist ein Enkel des Königs Dagobert II."

„Stolz bin ich und glücklich, einen Königssohn in meinem Hause beherbergen zu dürfen!" versicherte Waifar. „Willst Du mir nicht sagen, adeligster Gregor, wie Du in die Gefolgschaft des heiligen Mannes Bonifatius gekommen bist? Das heißt," fügte er entschuldigend bei, „wenn mein vorwitziges Nachfragen Dich nicht kränkt."

„O nein, — im Gegenteil! Deine Teilnahme kann ja nur schmeichelhaft für mich sein," erwiderte

Gregor. „Durch besondere Fügung des barmherzigen Gottes kam ich in Berührung mit dem ehrwürdigen Vater Bonifatius. Meine Großmutter Adela ist Äbtissin des Frauenklosters Palatiolum, das heißt Pfalzel, in der Nähe der alten Römerstadt Trier. Dorthin kam vor vier Jahren, in Gestalt des schlichten, fahrenden Wanderers, der angelsächsische Priester Winfried. Er wollte Einrichtung und Regel des Klosters kennen lernen, weil er in heidnischen deutschen Landen Frauenklöster zu stiften gedachte, geradeso wie meine Großmutter das Kloster Pfalzel gestiftet hatte. Äbtissin Adela, bei der ich gerade auf Besuch war, nahm den Fremdling gütig auf, lobte sein Vorhaben, und gab ihm Unterweisung in allen geistlichen Übungen und leiblichen Arbeiten ihres Klosters. Sie erklärte ihm die Tagesordnung der Mägde Christi, wie sie Gott dienen durch Gebete, Betrachtungen und Arbeiten. Die ganze Erscheinung des Fremdlings zog mich an mit großer Gewalt, weil er nicht war, wie andere Menschen. Seine Augen glichen zwei leuchtenden Sternen, seine Züge verkündeten Herzensgüte und himmlische Weisheit. Er redete zu mir gütige Worte und segnete mich. Weil es Brauch ist im Kloster, daß vorgelesen wird während des Mahles, so hieß er mich diesen Dienst verrichten. Ich gehorchte mit großer Freude und las ein Kapitel aus dem Evangelienbuch. Wie ich fertig war, sagte Winfried zu mir: »Du lieseſt schon gut, mein Sohn!

Verstehst Du aber auch, was Du gelesen hast?« — Ich bejahte seine Frage, weil ich meinte, das Gelesene zu verstehen. Darauf sagte Winfried: »So erkläre mir denn einmal, mein Sohn! Was denkst Du bei dem, was Du gelesen hast?« — Weil ich nun die Schriftstelle nicht erklären konnte, so wollte ich das Kapitel nochmals vorlesen. Er dagegen sagte: »Nicht doch, mein Sohn! Ich wünsche, daß Du mit Deinen eigenen Worten, sowie Du sonst mit Deinen Eltern zu reden pflegst, mir den Inhalt dieses Stückes erklären mögest.« — Da war ich stumm und vermochte es nicht, die gewünschte Auslegung zu geben. Darauf sagte Winfried: »Willst Du, daß ich es Dir einmal so sagen soll?« — Wie ich ihn nun darum bat, da hob der ehrwürdige Mann über das gelesene Kapitel zu predigen an, wie ich vordem niemals einen Prediger gehört. Seine himmlische Weisheit erschloß den tiefen Sinn jedes Wortes, und so hinreißend war seine Beredsamkeit, daß meine Großmutter und die ganze Klosterfamilie höchst erstaunt waren. Ich selber meinte, der heilige Geist spreche aus dem Fremdling, zu dem ich mich dermaßen hingezogen fühlte, daß ich meine Großmutter bat, sie möchte mich wandern lassen mit dem weisen Mann, ich wolle dessen Schüler werden und von ihm das Verständnis der heiligen Schrift lernen. Meine Großmutter hingegen verwies mir die Bitte, weil sie thöricht und kindisch sei. Für den Sprößling

aus dem Geschlechte der Könige des Frankenlandes zieme es sich nicht, mit einem fremden, armen Priester durch die Welt zu fahren. Ich jedoch ließ mit Bitten nicht ab und sagte: Wenn Du mir kein Pferd geben willst, daß ich mit Winfried reite, dann werde ich fürwahr ihm nachlaufen und zu Fuß ihn begleiten. Jetzt erhörte Adela mein Flehen. Sie gab mir Reisegeld, ein gutes Pferd und zwei berittene Diener. Ich war überaus glücklich, der Reisegefährte eines Mannes zu sein, aus dem Gott sprach, durch den Gott wirkte. Wir fuhren zusammen durch deutsche Heidenländer, und allenthalben predigte Winfried den in der Finsternis des Götzenwahnes lebenden Menschen die frohe Botschaft des zeitlichen und ewigen Heiles. Wohin er kam, da entwich die Nacht des Irrtums und strahlte das Licht der göttlichen Wahrheit. Gar viele Heiden nahm er auf in das Reich Gottes durch das heilige Taufsakrament, und bis nach Rom drang der Ruf seiner Wirksamkeit. Da schrieb ihm das sichtbare Oberhaupt des Gottesreiches auf Erden, nämlich der Papst, er möge zu ihm kommen. Winfried gehorchte dem Gebote ohne Weile. Im vorigen Jahre fuhren wir nach Rom, wo der Papst meinen guten Meister gar väterlich aufnahm und manche Stunde mit ihm zusammensaß in trautem Verkehr. Dann weihte ihn der Papst zum Bischofe, nannte ihn Bonifatius und gab ihm Vollmacht, in allen deutschen Heidenlanden die frohe Heils-

botschaft zu verkünden, Christengemeinden zu gründen, Gotteshäuser und Klöster zu bauen, noch mehr fromme Priester aus England herbeizurufen, die ihm beistehen sollen in der Missionsarbeit, und selbst würdige Männer zu Priestern zu weihen. Und weil der ehrwürdige Bischof Bonifatius vor einigen Jahren schon im Südgau des Hessenlandes das Evangelium gepredigt und viele Heiden getauft hatte, so gingen wir von Rom nach Hessen. Zu Hamanaburg bauten wir ein Kloster, das ist eine Heimstätte für den Bischof und dessen Gefolgschaft frommer Mönche. Auch ein Gotteshaus bauten wir, darin das hochheilige Meßopfer gefeiert, das Wort Gottes verkündet und die gebenedeiten Sakramente gespendet werden. In der nächsten Woche gehen wir abermals nach Thüringen, wo das böse Sachsenvolk alles verwüstete, was der fromme Winfried und schon vor ihm andere heilige Glaubensboten gepflanzt hatten." [32])

Der Erzählung des königlichen Jünglings folgte tiefe Stille. Den lauschenden Heiden war vieles unverständlich und manches anstößig. Auf Waifars Gesicht lagen Merkmale entschiedener Mißbilligung.

„Nichts für ungut, adeligster Gregor, wenn mir Deine Rede nicht ganz behagt!" unterbrach er das Schweigen. „Meines Bedünkens hatte Deine Großmutter recht, wenn sie sagte, es zieme sich nicht für den Sprößling des Königsgeschlechtes, wie ein Mensch

ohne Herd und Eigen in der Welt herum zu fahren. Was den Jüngling von königlicher Geburt erfreuen mag, das sind Waffen zum Kampfe, stattliche Streitrosse, starker Heerbann und Kriegszüge wider mächtige Feinde, um kühnen Mut und Tapferkeit zu bewähren, — auch hübsche und gute Jagdmeute, und andere Dinge, welche das Auge des wehrhaften, freien Mannes ergötzen. Du aber hast alles beiseite geworfen, bist gleich geworden den Besitzlosen und Kampfesscheuen."

„Deine Beurteilung ist ganz richtig von Deinem Standpunkte," versetzte Gregor. „Wer von Gott berufen ist, ein tapferer Kriegsmann zu werden, ein Verteidiger des Vaterlandes und der Christenheit, wie Held Karl, des Helden Pipin Sohn, der muß in ganz anderen Wirkungskreisen thätig sein, wie der Glaubensbote Jesu Christi. Dennoch meine ich, den besten Teil erwählt zu haben," fuhr er mit liebenswürdigem Lächeln fort. „Der hohe Gottessohn, Jesus Christus, hat gesagt, wer ihm nachfolge in der Armut, in der Selbstverleugnung, in der Geringschätzung der Weltfreuden, den werde er hundertfältig belohnen mit Seligkeiten des Himmels. Wohl bin ich in Glanz und Reichtum geboren und erzogen, meine Geburt sicherte mir Überfluß, Ehre, Annehmlichkeiten und trügerische Sinnengenüsse, — aber im Besitze dieser Weltfreuden liegt die nahe Gefahr an der Seele Schaden zu leiden und ewig verloren zu gehen. Darum

warnt der Sohn Gottes mit den eindringlichen Worten: »Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele?« Wenn ich also vertauscht habe den Reichtum mit der Armut, den Überfluß mit Entbehrungen, ein üppiges Leben des Sinnengenusses mit Mühseligkeiten und Gefahren, und wenn ich dies gethan habe, um das Himmelreich zu gewinnen, so ist mein Tausch rühmlich und klug. Du sollst auch nicht meinen, edler Friling, daß ich kampfesscheu bin. Sehr starke Feinde verlegen mir den schmalen Tugendpfad, der zum Himmel führt. Mit diesen tapferen Feinden muß ich fast täglich streiten in geistiger Waffenrüstung. Gar oft entbrennt heißes Streiten mit grimmigen Unholden, die mein Herz erstürmen, meine Neigungen beherrschen, meinen Willen zum Argen lenken wollen. Stets muß ich auf der Wacht stehen, weil sehr listig und trügerisch die Feinde sind. Deshalb mahnt der hohe Himmelsherr und weise Gottessohn: »Betet und wachet ohne Unterlaß!« Dieses beständige Wachen und Streiten heischt weit kühneren Mut und beharrlichere Tapferkeit, als blutiges Ringen im Gewühle der Feldschlacht. Wer den Zorn in sich selber niederwirft, und die Rachgier, und die Trunksucht, und den Stolz, und die Habgier, und das böse Gelüsten, der ist ein stärkerer Held, als der Sieger über viele Feinde der Wahlstatt."

Waifar hatte mit wachsendem Staunen die Rede vernommen und häufig mit dem Kopfe genickt.

„Das ist wahr, — hab's an mir selbst erfahren," rief er. „Die Unholde in uns sind weit grimmiger und gefährlicher, als die Feinde außer uns. Darum alle Achtung vor Deiner Wahl, tapferer Adeling! Ich kann Dein Ringen und Streben verstehen und schätzen, — bin kein stumpfsinniger Heide, dessen Hirn mit zehn Brettern vernagelt ist. Manchen Heereszug unternahm ich mit den Helden Pipin und Karl, lernte die Christen kennen, ihre Sinnesart und weiß manches von dem Wesen und den Geboten ihres Gottes. Darum begreife ich Deine Rede, die noch mehr Licht verbreitet hat in angeborener Finsternis."

„Wäre Gregor Dein Hausgenosse," sprach mit Laune der fremde Friling, „bald hätte er Dich erstritten für das Reich des Christengottes."

„Scherze nicht, Trutmund!" entgegnete Waifar. „Ein Christ zu werden, wie Du, verlange ich, kann jedoch den richtigen Weg nicht finden, weil unseren Gau der heilige Mann Bonifatius meidet."

„Du täuschest Dich, tapferer Mann!" sagte der Mönch. „Das Herz unseres ehrwürdigen Vaters Bonifatius brennt vor Verlangen, auch den Bewohnern des nördlichen Hessenlandes das Licht der Wahrheit zu bringen, was ihm bislang unmöglich war. Mir

wurde von dem eifrigen Bischofe der Auftrag, den edlen Trutmund hieher zu begleiten, um zu erforschen, ob die Landesbewohner geneigt seien, den Sendboten des wahren Glaubens aufzunehmen."

Hier wurde die Unterhaltung durch Gunilde unterbrochen. Sie war im Hintergrunde stehen geblieben und hatte Gregors Worten aufmerksam gelauscht. Hiebei mochten Ansehen und Einfluß des Königssohnes in ihrem Geiste Absichten und Pläne erwecken, die mit ihrer persönlichen Angelegenheit und mit den ihrer Familie drohenden Gefahren in Verbindung standen. Unruhe malte sich in ihren Zügen, und ihre Blicke auf Gregor verrieten den lebhaften Drang, ihm nahe zu treten mit ihrem Anliegen, aber jungfräuliche Scheu hielt sie bisher zurück. Da lenkte der Name Trutmund ihre Gedanken nach anderer Richtung. Die Zauberfrau Wanna hatte ihr bereits die bevorstehende Ankunft dieses Mannes vorausgesagt, und ihn mit ihrer verkauften Freundin Addula in Beziehung gebracht. Augenscheinlich war er auf dem Wege nach Abbotheim, dem verhaßten Freier den Kaufpreis für sein verstoßenes Weib zu überbringen. — Jetzt trat Gunilde heran, die Gäste der Sitte gemäß zu begrüßen.

„Meine einzige Tochter Gunilde!" sagte Waifar.

Trutmund, dem sie zum Willkomm die Hand reichte, hielt dieselbe fest und betrachtete lächelnd die stolze Maid.

„Wenn Du Gunilde bist," sagte er, „dann habe ich viele traute Grüße für Dich von Addula, Deiner Busenfreundin. Ich soll Dich herzlich von ihr grüßen und Dir sagen, daß sie noch dieselbe treue Minne zu Dir trage, wie vormals."

„Dank für Deine frohe Botschaft!" erwiderte Gunilde. „Wie geht es meiner Freundin?"

„Sie ist fröhlich, wie ein singender Frühlingsvogel und gesund, wie der Fisch im Wasser."

„Dann hat sie das schwere Herzeleid über den Schimpf vergessen, von ihrem Mann in die Knechtschaft Asperths verkauft worden zu sein?" forschte Gunilde.

„Mit der Knechtschaft hat es gute Weile," antwortete Trutmund. „Addula gehört weder dem Asperth, noch ist ein anderer Mann ihr Herr."

„Dein Bruder hat sie aber doch gekauft?" sagte Waisar.

„Nur für wenige Tage," erwiderte Trutmund. „Ja, das ist eine ganz merkwürdige und wundersame Geschichte, — willst Du sie hören?"

„Du machst mich neugierig."

„Auch darum ist die Geschichte merkwürdig, weil sie wieder die große Macht des heiligen Mannes Bonifatius beweist," versicherte Trutmund, that aus dem Humpen einen langen Zug und fuhr fort: „Wir waren drei Brüder, der älteste hieß Adalger. Als vor fünf Jahren

der heilige Mann zum ersten Male in unseren Gau kam, gewann er sogleich Adalger für den wahren Gott. Bald nach der Taufe wurde Adalger tödlich krank, und weil er den Boten Gottes liebte, wie einen Vater, darum schenkte er ihm seine Güter zu Hamanaburg, Brettenbrunnen und Seleheim. Darauf starb er. Asperth und ich waren jedoch mit der Schenkung unseres Bruders nicht einverstanden, bestritten dieselbe und nahmen die Güter in Besitz. Bonifatius gegenüber behaupteten wir, nach Recht und Herkommen die Güter Adalgers zu haben. Wir erboten uns, durch Eid und Eideshelfer dies zu beweisen. Wie nun der Tag kam und alle Eideshelfer beisammen waren, da sagte Bonifatius: Schwöret ihr Zwei allein, damit nicht alle diese Leute vor Gott strafbar werden. — Darauf schwuren wir. Jetzt sagte Bonifatius zu Asperth: Dich, den Älteren, wird ein Bär zerreißen. — Dann sagte er zu mir: Niemals wirst Du einen Sohn oder eine Tochter erhalten. — Schon am nächsten Tage verließ der heilige Mann unseren Gau, anderwärts den Heidenleuten den wahren Gott zu predigen. Wir aber lachten ob seiner Drohung. Einige Jahre später, da Asperth gerade mit der gekauften Addula heimkehrte und beim Mahle saß, wurde ihm gemeldet, ein großes Bärtier sei aus dem Walde hervorgebrochen und laufe auf den Feldern herum. Asperth, der auf die Bärenhetze versessen war, nahm seinen Spieß, schwang sich auf das

Pferd und sprengte von dannen, ohne die Bereitschaft seines Jagdgefolges abzuwarten. Wie nun die Schalke an Ort und Stelle kamen, lag Asperth sterbend. Die Tatzen des grimmigen Bären hatten ihm den Leib zerrissen. »Das ist Gottes Strafe, weil ich dem heiligen Mann entzog, was ihm gehört!« sagte er und starb. — Auch an mir ging die Drohung in Erfüllung. Ich habe keine Kinder. — Als Bonifatius bald darauf wieder zu uns kam, da übergab ich ihm, was ihm gehört nach dem Willen meines Bruders Adalger. Und weil Asperth die Addula gekauft hatte als Magd zum Landgute Seleheim, so wurde auch sie des heiligen Mannes eigen. Darum ist Addula keine rechtslose Schalkin, und darum sagte ich, sie gehöre keinem Herrn; denn nach Lehre und Gebot des Christengottes sind alle Menschen Brüder und Schwestern desselben Vaters im Himmel.“[33])

„Eine wundersame Mär!“ sagte Waifar. „Und was hat Bonifatius mit den Gütern angefangen?“

„Er läßt sie bewirtschaften durch seine Knechte und Mägde, und zwar unter Aufsicht und Leitung kundiger Mönche. Tausendmal besser verstehen die Mönche den Ackerbau, als unsere Liten und Schalke. Seitdem gewinnt allgemach unsere Landschaft ein ganz anderes Aussehen. Neben dem Gotteshause baute Bonifatius ein Kloster, darin er wohnt mit den Mönchen. Auch zwei Frauenhäuser baute er, darin die Mägde hausen,

unter Zucht und Weisung gar weiser Frauen, die aus England kamen, der Heimat des Bonifatius. Die Häuser aber, welche die Mönche bauen, sind ganz anders eingerichtet, wie unsere Häuser. Darin sind viele kleine Kammern, und wieder große Stuben, worin die Mägde zum Beten und zum Essen zusammenkommen. Alles blinkt in den Frauenhäusern von Sauberkeit und Ordnung. Addula ist jederzeit um ihre weise Frau, geht niemals auf die Felder, ist immer frohen Mutes und verrichtet emsig ihre Arbeit. Letzthin sagte mir der heilige Mann, wenn er aus Thüringen zurückkomme, wolle er noch zwei Häuser bauen, darin die Kinder unterwiesen werden in christlichen Lehren und Satzungen, sowie im Lesen und Schreiben. Diese Häuser nennt er Schulen."

„Ja, — ja, ich merke, bei euch wird's licht und helle, wie überall, wo der Christengott waltet!" sagte Waifar. „Wir dagegen bleiben in Nacht und Nebel sitzen, — die Götzenfratzen treiben ihr Unwesen, — die Zauberfrauen betrügen und stehlen, — die Leute werden geängstigt durch mancherlei Spuk und gequält durch greuliche Sitten und Bräuche."

„Und selbst Waifar läßt die Götzenfratzen in seiner Halle stehen," scherzte Trutmund, nach den Götterfiguren an den Wänden deutend.

„Was, meinst Du, würde geschehen, wenn ich die Wahnpuppen in das Herdfeuer schleuderte?" entgegnete

Waifar. „Der ganze Gau würde mein Haus überlaufen, mich mit Weib und Kind erschlagen. Also muß ich die Fratzen dulden."

„Hängen die Gauleute starren Sinnes am Götzenglauben?" forschte der Mönch.

„Gar viel bedeuten die Götter nicht mehr, ihre Herrschaft wackelt, — dennoch gebieten sie über alle, die nicht im Heergefolge der Helden Pipin und Karl standen," antwortete Waifar. „Ich könnte Dir zeigen, wie der heilige Mann mit einem Schlage sämtliche Götter aus dem ganzen Hessenlande hinaustreiben möchte. Dabei setze ich voraus, daß Bonifatius in Wahrheit des allmächtigen Christengottes Sendbote ist; denn eines Menschen Hand kann nicht vollbringen, was ich meine."

„Zweifle nicht an der göttlichen Sendung des ehrwürdigen Bischofs," erwiderte der Mönch. „Von Gott ist er berufen, die deutschen Volksstämme aus der Nacht des Heidentums in das Licht des Reiches Jesu Christi, des göttlichen Welterlösers, zu führen. Und weil der Allmächtige ihn mit vielen Gnadengaben ausgerüstet hat, darum entweicht die Finsternis, wohin er kommt, und seiner Reden Macht und Lieblichkeit nimmt gefangen die Herzen der Menschen. — Willst Du mir nicht den Weg zeigen, auf dem, wie Du meinst, das ganze Hessenvolk den falschen Göttern abwendig und dem allein wahren Gott zugewandt würde?"

„Ja, ich will, — folge mir!“ antwortete Waifar, indem er sich erhob und die Halle verließ.

Trutmund schloß sich beiden an.

Bilitrude hatte bisher die wechselnden Reden aufmerksam belauscht, die ihr ebenso seltsam dünkten und neu, wie die Erscheinung der Mönche, weshalb Zeichen der Verwunderung fortwährend auf ihrem Gesichte lagen. Jetzt überraschte sie das Vorhaben ihres Mannes. Sie folgte neugierig den Männern und beobachtete sie von einiger Entfernung.

Gregor stand unentschlossen und zweifelnd, ob ihm gestattet sei, dem Friling und dessen Gästen sich anzuschließen. Da trat Gunilde dicht vor ihn.

„Adeligster Königssohn, willst Du nicht trauter Rede Gehör schenken?“ fragte sie zagend.

„Ich will es, edle Jungfrau, insofern Deine Rede Gottes Ehre und Deiner Seele Heil fördert,“ antwortete er gütig.

„Mein Heil betrifft es und auch das Heil meiner Eltern und Geschwister,“ fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort, den horchenden Schalken am Herde ihre Worte zu verbergen.

Umständlich erzählte sie Abbots Werbung, verschwieg ihren Haß nicht gegen den Frauenverkäufer, enthüllte ihm sogar, daß sie als Hexe verschrieen werde und wies hin auf die drohenden Gefahren für sie und ihre ganze Familie.

Gregor folgte aufmerksam dem Berichte, und innige Teilnahme wechselte in seinen Zügen mit Unruhe und Bangigkeit.

„Weil nun der heilige Mann, dessen Gesippter und Freund Du bist, so viel bei dem mächtigen Christengott vermag," schloß sie ihre Erzählung, „so möchtest Du ihn bitten, daß er uns zu Hilfe komme. Er möge aber nicht säumen, weil Abbot und dessen Sippschaft Rache sinnen und jeden Tag unsere Mark bedrohen mit Brand und Mord."

„Deine Mitteilungen betrüben mich sehr, edle Jungfrau!" entgegnete er. „Das ist wieder eine jener grausigen Geschichten, die in deutschen Heidenländern häufig vorkommen. Wilde Leidenschaft und Rachgier treiben zu Blutvergießen und argen Frevelthaten. O wie jammervoll! Heute noch will ich Gott anflehen, er möge in seiner Güte den starken Schild seiner Allmacht über dies Haus halten, und über alle, die hier wohnen. Darum sei ohne Furcht und vertraue auf den Gott der Christen! In zwei Tagen kommen wir nach Hamanaburg zurück, und dann werde ich ohne Weile Dein Anliegen dem ehrwürdigen Vater Bonifatius vortragen, Dein Bitten vereinigend mit dem meinigen."

„Kann der Christengott uns retten aus schwerer Not, dann sage ich den Göttern ab und werde Christin," versicherte sie.

Inzwischen hatte Waifar das Gehöft verlassen und seine Begleiter nach einer Stelle geführt, die in nördlicher Richtung weite Fernsicht bot.

„Siehst Du dort jenen Berg, dessen Gipfel emporragt über alle Berge?" fragte er den Mönch.

„Ich sehe ihn!"

„Siehst Du auch den dunklen Punkt auf der Bergspitze? Das ist Donars heilige Eiche, gemeinhin Donnereiche genannt," fuhr Waifar fort. „Der mächtigste aller Götter, nämlich Donar, wohnt in jener Eiche, sie ist ihm heilig, steht unter seinem Schutz. Nach unseren Gesetzen muß jeder sterben, der nur irgendwie die Rinde jenes heiligen Baumes verletzt. Viele Opfer von Menschen und Tieren wurden dort schon gebracht, darum ist der Fuß der Eiche ganz schwarz und von dunkler Blutkruste überzogen, weil das Opferblut über den Stamm ausgegossen wird. Neben der Eiche steht ein Götterhaus und darin Donars hölzerne Gestalt. Dieser mächtige Baum und Donars Haus sind das größte Heiligtum der Hessen. Solange das Hessenvolk seines höchsten Gottes Heiligtum unversehrt auf der Bergeshöhe sieht, wird es treu zu ihm halten. Wäre jedoch der heilige Mann stark genug, Donars Eiche zu stürzen, dann würden die Heiden insgesamt die Ohnmacht ihres obersten Gottes erkennen und sich dem Christengott zuwenden, weil er mächtiger ist, als Donar."

„Deiner Meinung bin auch ich, habe sie längst dem heiligen Mann geäußert," bemerkte Trutmund.

„Nun, was sagte er?" forschte Waifar.

„Er sagte, sobald nach Gottes weisem Ratschluß die Stunde gekommen ist, werde ich jenen Götzenbaum niederwerfen. — Bis jetzt," fügte Trutmund bedauernd bei, „ist aber die Stunde nicht gekommen, was mir und allen Christen leid thut."

„Harre in Geduld und vertraue auf Gottes fürsorgende Leitung, der in seiner Barmherzigkeit jegliches mit Weisheit ordnet," mahnte der Mönch. „Wenn das Volk der Hessen dem Bischofe gestattet, den Götzen Donar in dessen innerstem Heiligtum anzugreifen, dann wird er nicht zögern, jene Eiche abzuhauen."

„Abzuhauen?" wiederholte Waifar lächelnd. „Ich merke, Du hast von Donars Eiche keine richtige Vorstellung. Wenn zehn Männer die Arme ausbreiten und zusammen eine Kette bilden, so vermögen sie es nicht, den Riesenbaum zu umspannen, — es müssen elf Männer sein. Nun denke Dir die Mächtigkeit des Stammes! Wie viele Tage brauchen der stärkste Arm und die schärfste Axt, solchen Stamm abzuhauen? Darum sagte ich, eines Menschen Hand ist zu schwach für dieses Werk."

„Es käme auf die Probe an, edler Waifar!" versetzte der Mönch. „Gott ist stark in den Schwachen. Im Namen und in der Kraft des einzigen und

allmächtigen Gottes würde sein Knecht Bonifatius sicher den Baum stürzen, wenn nur das Hessenvolk die Probe gestatten wollte und auch den Beweis, daß im Kampfe mit dem Sendboten des wahren Gottes der gefürchtete Donar unterliegt."

Sie kehrten langsam nach dem Gehöft zurück.

„Es läßt sich machen!" hob Waifar nach längerem Nachdenken wieder an. „Die Hessen sind von kriegerischer Sinnesart, darum wäre ein Kampf zwischen Donar und dem Christengott sämtlichen Hessen das anziehendste Schauspiel. Es kommt nur darauf an, den Leuten die Sache so darzustellen, als ob Donar willens sei, vor aller Augen seine Macht zu zeigen und den Christengott zu bezwingen. Ich wette, gerade die stärksten Heiden werden am lautesten den Zweikampf der Götter fordern. Doch, wie gesagt, das Gelingen hängt nur davon ab, nach dieser Auffassung den Handel unter die Leute zu bringen."

„Was für ein Schlaukopf Du bist!" rief Trutmund lachend.

„Auch ich bewundere die Klugheit unseres Freundes," sagte der Mönch. „Wenn Du in gemeinter Richtung thätig sein wolltest, edler Friling, dann möchte es wohl gelingen."

„Ich übernehme es," sprach Waifar entschlossen, „mit meinen Gesippten in kurzer Frist alle Männer unseres Gaues für den Götterstreit zu stimmen, —

wenn Du es übernimmst, den Bischof Bonifatius zu überreden, mit Donar den Kampf zu bestehen. In allen übrigen Gauen des Hessenlandes habe ich treue Waffengenossen, durch sie werde ich für gleiche Absicht die Leute stimmen lassen."

„Jetzt erkenne ich," sprach ernst der Mönch, „weshalb uns der ehrwürdige Bischof gebot, mit Trutmund nordwärts zu reisen! Es ist kein Zweifel, Gott will auch diese Landschaften dem Lichte der Wahrheit öffnen. Thue, wie Du gesagt hast, tapferer Friling! Bonifatius wird auf dem Kampfplatze erscheinen, sobald Du ihm Nachricht schickst, daß er vor versammeltem Volke die Ohnmacht des Götzen beweisen darf."

Sie betraten den Hof, wo Bilitrude und Gunilde bei Gregor standen, der vom Reiche Gottes zu ihnen redete. Wenige Schritte von ihnen standen sämtliche Hausschalke, deren Blicke unverwandt auf dem Königssohn ruhten, dessen Worte sie gierig auffingen. Es war eine fesselnde Gruppe, — die halbnackten Sklaven, diese in rechtsloser Knechtschaft gefangenen Kinder des Urwaldes, — die hünenhafte Freifrau Bilitrude, die Arme vor der Brust verschränkt, in maßlosem Erstaunen lauschend, — die jugendliche Gunilde, diese stolze Schönheit der Wildnis, in deren Augen sogar im Zustande der Gemütsruhe stille Feuer loderten, — und die Lichtgestalt Gregors, dessen sanfte, durch-

geistigte Züge in heiliger Begeisterung glühten, während er den Heiden schlicht und einfach den gebenedeiten Christ verkündete. Augenscheinlich fiel die Aussaat auf fruchtbares Erdreich; denn das Mienenspiel der Hörer und ihre ganze Haltung verrieten, daß sie mit Freude den ersten Lichtstrahl der göttlichen Offenbarung begrüßten, der aufleuchtete in der Nacht des Götzenwahnes.

„Wenn der heilige Mann kommt, sei er mein Gast," klang Waifars rauhe Stimme durch den Hof. „Dort mein altes Haus ist groß genug, ihn und seine Gefolgschaft zu beherbergen."

„Mit Dank nehme ich Deine gütige Einladung an im Namen des ehrwürdigen Bischofs," sagte der Mönch. „Nun aber ist es Zeit, unsere Reise fortzusetzen."

Mit warmen Dankesworten für die freundliche Aufnahme verabschiedeten sich die Gäste, bestiegen ihre Pferde und ritten von dannen.

In den folgenden Tagen bildeten im Frilingshofe die Christen den einzigen Gegenstand der Unterhaltung.

„Die Verehrer des Christengottes sind doch ganz andere Leute, als die Verehrer der Götter," sagte Bilitrude. „Ihre Sinnesart ist gar sanft und gutmütig, ihre Augen blicken so mild und warm, ihre

Rede klingt zart, und Gregor dünkte mir so lieblich und schön, wie ein Götterbote, als er von seinem Gott zu uns redete."

„Habe ich Dir nicht immer gesagt, die Christen sind ganz andere Leute?" versetzte Waifar. „Und doch hast Du sie nur flüchtig geschaut, — nur einen vorübergleitenden Lichtstrahl des Christentums hast Du gesehen. Wir aber müssen das volle Licht des Christentums erstreiten, — das soll mir anliegen."

7. Die Wette.

Gregor hatte den beiden Reisegefährten Gunildens Erzählung mitgeteilt. Während der Mönch erschrak ob der Gefahren, welche die Familie Waifar bedrohten, beurteilte Trutmund die Sache von anderem Standpunkte. Obwohl getauft und in christlichen Lehren bis jetzt dürftig unterrichtet, beherrschte ihn dennoch in vielen Dingen der Geist des Heidentums.

„Abbot verfährt nach Recht und Brauch, wenn er dem Waifar Fehde ankündigte und mit seinen Gesippten zu mannhaftem Streiten den Schild hebt," sagte er. „Abbot ist in seiner Ehre gekränkt; niemand verdenkt es ihm, wenn er mit dem Blute des Beleidigers den erlittenen Schimpf abwascht."

„Deine Rede betrübt mich sehr!" entgegnete der Mönch. „Blinde Heiden, welche in der Finsternis des Teufelsdienstes sitzen und Knechte höllischer Leidenschaften sind, mögen wohl der Irrmeinung sein, durch Mord und wilde Blutthaten empfangene Beleidigungen rächen zu dürfen. Du aber bist kein Heide, Du bist

ein Christ, der weiß, daß man nach Gottes Gebot Beleidigungen nicht rächen darf, sondern verzeihen muß. Hat uns Gott nicht beten gelehrt: »Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern?« Betest Du nicht täglich diese Worte? Wie magst Du also von Gott Vergebung Deiner vielen Sünden erwarten, wenn Du selber nicht vergeben willst? Wenn Du sogar blutige Rache als gute Sitte rühmst?"

„So war es nicht gemeint, Vater Binnan!" entschuldigte sich Trutmund. „Wollte nur sagen, daß es urdeutscher Sitte gemäß, im Blute der Ehrenkränker den Schimpf abzuwaschen. Abbot denkt halt, wie ein Heide, nicht anders. Daß Wodan ihm hold ist, wenn er seine Feinde tot schlägt, weiß er, — nicht jedoch kennt er das Gebot des wahren Gottes. Außerdem ist Abbot ein toll gewordener Ochs," schloß er lachend. „Ich will ihn bei den Hörnern fassen und seine Wut ablenken."

„Du könntest ihn besänftigen?" forschte Binnan.

„Sehr leicht! Ich brauche ihm nur eine Lockspeise vorzuhalten, die stärker ist als seine Wut. Den Abbot kenne ich und auch den Sack, in den man ihn stecken kann."

„Deine Bildersprache klingt mir unverständlich, — wolltest Du nicht näher Dich erklären?" bat der Mönch.

Trutmunds lachendes Gesicht verkündete im Voraus irgend einen schalkhaften Anschlag, den er gerade

enthüllen wollte, als hinter den Reisenden Hufschlag durch den Forst schallte. Trutmund und dessen Begleiter hielten zur Stelle und musterten zwei herankommende Reiter.

„Das ist ja wahrhaftig Abbot und sein Marschalk!" sprach überrascht der Friling.

„Hollah, — bist Du's wirklich, Trutmund?" rief ihm Abbot entgegen, und die beiden Hünen begrüßten sich durch kräftigen Handschlag. „Wen hast Du da bei Dir? Was sind das für seltsam angezogene Männer?"

„Das sind zwei Mönche, die in Hamanaburg hausen. Sie wollten mich begleiten, weil es sie drängte, Dich und Deine Heimat kennen zu lernen."

„Mönche?" wiederholte Abbot, neugierig die Benediktiner betrachtend. „Mönche, — ganz recht, — hab' von diesen Christenleuten gehört! Sie wollen unsere angestammten Götter vertreiben und im Hessenlande ihrem Gott Altäre bauen, — wird schwer halten!"

„Ich bitte Dich, edler Friling, von uns keine schlimme Meinung zu haben!" nahm Bimnan das Wort. „Wir kamen in der besten Absicht nach Hessen, lediglich bestrebt, das zeitliche und ewige Wohl aller zu begründen, die guten Willens sind. Den wahren Gott zu predigen, — das Licht der Wahrheit zu verbreiten, — die Menschen glücklich zu machen und ihnen den Weg zu weisen, der zur ewigen Seligkeit führt, — dies alles ist der Zweck unseres Erscheinens in Hessen. Wenn

wir den edlen Trutmund begleiten und so kühn sind, Dein Haus betreten zu wollen, so mögest Du uns deshalb nicht unhold sein."

Abbot lauschte und bewunderte die fließende Redeweise.

„Bei Donars Hammer, so hörte ich noch keinen Menschen Worte hersagen!" rief er. „Unhold? Warum nicht gar! Ihr seid Trutmunds Gefolgschaft und mir willkommene Gäste."

Nach diesen Worten reichte er den Mönchen die Hand und ritt dann mit Trutmund voraus.

„Weiß schon, weshalb Du jetzt kommst," fuhr er fort. „Du bringst den Kaufpreis für Addula."

„Erraten!" versetzte Trutmund. „Der Schatz in Deiner Truhe wird heute noch um dreihundert silberne Schildlinge größer."

Diese Bemerkung mochte nach Abbots Charakter berechnet sein, der nicht wenig eitel war auf seinen Reichtum.

„Willst Du mir den Bart streichen?" rief er lachend. „Ich denke, die dreihundert Schildlinge finden gerade noch Platz in meiner Geldtruhe."

„Woher kommst Du mit Deinem Marschalk?"

„Woher? — Ha, das ist eine lange Geschichte," antwortete er und sein Gesicht wurde finster. „Von einer Versammlung komme ich. Meine Gesippten und ich rüsten zum Streit. Dem Waifar gilt es, — büßen

soll er mit Leib und Leben für seinen Hochmut wider mich!"

„Gegen Waifar plant ihr Fehde?" that Trutmund erstaunt. „Von Waifar kommen wir gerade, merkten aber nichts von Waffenrüstung."

„Du warst sein Gast? Sagtest ihm, daß zu mir Deine Fahrt geht? Und er schmähte auf mich?" forschte Abbot.

„Mit keinem Worte schmähte er auf Dich, — nannte gar nicht Deinen Namen."

„So, — hm! Er hat auch keine Ursache mich zu schmähen, — ich jedoch habe Ursache, blutige Rache zu nehmen, ob der zugefügten Schande."

„Was habt Ihr denn miteinander? Willst Du es mir nicht sagen?"

„Doch, — doch, — höre!" — und er berichtete sein Werben um Gunilde, betonte den angebotenen hohen Brautpreis, schilderte heftig erregt dir entehrende Abweisung, verschwieg dagegen seinen hinterlistigen Anschlag gegen Gunilde.

„Das soll er büßen, der Wortbrecher!" schloß er. „Meine ganze Sippschaft ist ergrimmt über den Ehrenkränker. Brand und Mord über ihn und seine Mark! In sechs Tagen schlagen wir los."

„Nimm Dich in acht!" warnte Trutmund. „Eine gar tapfere Lanze ist Waifar, — und seine Sippschaft wird ihn nicht stecken lassen. „Dazu werden streitbare

Männer ihm helfend beispringen, — Helden, die seine Waffenbrüder waren in Pipins und Karls Heerbann. Der Handel kann sehr schlimm für Dich verlaufen. Hüte Dich!"

Die Warnung machte sichtlichen Eindruck.

„Fest ausgemacht ist noch nichts," sprach er einlenkend. „Wir kommen noch einmal zusammen. — Daß Waisar nicht schmähte über mich, gefällt mir."

Sie ritten durch das Thor in den weiträumigen, von Blockhäusern, Stallungen, Schuppen und Scheunen umgebenen Hof. Eine zahlreiche Jagdmeute begrüßte mit Gebell die Fremden. Der Seneschalk und die Hausklaven rannten herbei, trieben die Hunde zurück und führten die Rosse nach den Ställen.

Abbot geleitete seine Gäste nach dem Wohnhause, dessen einziger Raum, eine ungeheuere Halle, mit plumpen Tischen, Bänken, Truhen und Kästen ausgestattet war. Die üblichen Zierate urdeutscher Edelhäuser, Waffen, Rüstungen, Menschenschädel, Pferdeköpfe und Jagdtrophäen, waren in großer Menge an den umlaufenden Wänden vertreten. Am Ehrentische auf erhöhter Tenne des Vordergrundes nahm Abbot mit seinen Gästen Platz; Trutmunds Knechte ließen sich am Tische der Schalke nieder. Sofort wurden Speisen und Getränke vorgesetzt und zwar von jungen Sklavinnen, deren Anzug solche Blößen gab, daß Gregor den Blick nicht zu erheben wagte. Abbot

scherzte und schäkerte mit seinen Sklavinnen in einer Weise, die sehr schlüpferige Verhältnisse voraussetzte. Der grobe Sinnengenuß des Heidentums enthüllte sich in derber Nacktheit, unrichtige Anschauungen über die Sittenreinheit deutscher Heiden nachdrücklich widerlegend.[34])

Abbots unziemliche Gespräche, das freche Benehmen der Mädchen, sowie das gekränkte Schamgefühl des Jünglings Gregor, veranlaßten den Mönch, sich bald zurückzuziehen.

„Darf ich eine Bitte aussprechen?" wandte er sich an den Hausherrn.

„Was meinst Du?" fragte Abbot, der von Anstandsformen keine Ahnung hatte.

„Es will Abend werden, wir sind von der Reise ermüdet und möchten Dich bitten, uns ein Nachtlager anzuweisen."

„Oho, — jetzt schon?" rief Abbot erstaunt. „Das Zechen geht ja erst los, und ihr wollt euch schon auf's Ohr legen? Mir auch recht, — wie's euch gefällt! — — Bertram," wandte er sich an den Seneschalk, „führe meine Gäste zur Herberge! Vergiß nicht, zum Nachttrunk ihnen zwei Krüge Met zu füllen."

Unter Vorantritt des Seneschalks verließen die Benediktiner grüßend die Halle und gingen über den Hof zur Fremdenherberge, einem niederen Blockhause.

„Die Christenleute sind doch recht verwunderliche Menschen, — möchte es nicht mit ihnen halten!“ sagte Abbot im Tone der Geringschätzung. „Guck nur, — ihre Becher sind noch halb voll! Heißt das zechen? Und ihr Essen will auch nichts bedeuten. Jeder deutsche Mann ißt und trinkt solche arme Wichte hundertmal unter den Tisch.“

„Hast recht! Im Becherleeren und Schüsselsäubern leisten die Mönche nur geringes, — dafür aber in anderen Dingen Wunderbares.“

„Wunderbares, — in welchen Dingen?“

„Im Haus- und Ackerbau, namentlich in der Menschen Umwandlung.“

„Das Verwandeln verstehen auch unsere Zauberfrauen.“

„Nicht so, — pass' auf, ich will es Dir an einem Beispiel klar machen!“ sagte Trutmund mit wichtiger Miene. „Du hast Abdula verkauft, weil sie Dir nicht mehr gefiel. Heute würdest Du sie nicht verkaufen um die ganze Welt, weil sie Dir über alle Maßen gefiele.“

„So, — warum denn?“

„Weil sie über alle Maßen schön und ganz verwandelt ist. Als sie zu uns kam, glich sie einer Wildkatze, die immer faucht, speit, zischt und ihre Krallen weist. Ihre Augen sprühten Feuer und ihr Mund stieß Schmähungen und Verwünschungen aus wider Dich und

alle, die ihr nahe kamen. Meinen Bruder würde sicher der Kauf gereut haben, wäre er nicht gestorben. Wie nun das Land meines Bruders Adalger, samt Vieh und Schalken, zu denen auch Addula gehörte, an den Bischof Bonifatius kam, da verwandelte sich bald jegliches, das Land und die Leute, vorab Addula. Jetzt ist sie keine Wildkatze mehr, sondern sanft, wie ein Lamm, holdselig, lieblich und schön, wie ein heiterer Frühlingstag. Solche Umwandlung hat der Christengott und seine Lehre fertig gebracht."

„Was Du nicht sagst!" rief Abbot verwundert.

„Gunilde, welche Du freien wolltest, hab' ich gesehen, — ein Öllicht gegen den glänzenden Morgenstern Addula."

„Oho, — das ist zu viel gesagt!"

„Die volle Wahrheit, — ein glimmendes Öllicht gegen den strahlenden Morgenstern!" versicherte Trutmund mit ernster Miene.

„Ich kenne doch Addula!"

„Wie sie vordem gewesen, nicht jedoch wie sie jetzt ist. Stellst Du Gunilde neben Addula, dann ist Waifars Tochter häßlich."

„Du willst mir eins aufbinden."

„Durchaus nicht, — die Wahrheit rede ich."

„Bei Donars Hammer, Du machst mich neugierig! — Gunilde ein Öllicht, Addula ein strahlender Morgenstern, — hm, es ist zu viel gesagt!"

„Wetten wir! Ich setze hundert Schildlinge gegen Dein bestes Roß und behaupte, Addula sei hundertmal schöner als Gunilde."

„Närrische Wette!" meinte Abbot. „Wer soll denn entscheiden, ob Gunilde aussieht, wie ein Öllicht neben dem strahlenden Morgenstern Addula?"

„Du selber sollst entscheiden! Stimmst Du nicht bei und sagst, Gunilde ist häßlich neben Addula, dann habe ich die Wette verloren."

„Topp, — es gilt!" rief Abbot, in Trutmunds dargebotene Hand einschlagend. „Wann bringst Du Addula hieher?"

„Das geht nicht! Nach den Satzungen der Christen dürfen Frauen nicht in solcher Absicht in der Welt herumfahren. Du reitest also morgen mit mir nach Hamanaburg. Wenn wir bei Tagesgrauen aufbrechen, sind wir mit Sonnenuntergang dort. Kannst auch gleich Dein bestes Roß mitnehmen; denn ich gewinne sicher die Wette."

„Gilt, — abgemacht! Ha, — ha, ein seltsamer Schwank! Addula ein strahlender Morgenstern, — Gunilde ein Öllicht, — und ich selber soll das zugeben, oder die Wette verlieren, — ein Hauptspaß! Trutmund, diesmal fällst Du in den Bach!"

„Ist nicht zu befürchten!" sprach sicher der Friling, während Abbots Verwunderung und Neugierde sich steigerten.

„Kann nicht warten, bis ich Addula beschaue, und wenn sie so aussieht, wie Du behauptest, dann kaufe ich sie zurück."

„Mit dem Kaufen ist's vorbei," erklärte Trutmund. „Addula ist getauft, sie gehört dem Christengott, der verbietet, Menschen zu kaufen, gleich den Tieren. Geht jedoch Addula freiwillig mit Dir und ist Dein Weib, dann mag ihr Bonifatius nichts in den Weg legen."

„Das ist wieder stark verwunderlich!" sagte Abbot. „Die Christenleute haben doch gar seltsame Bräuche."

Trutmund trug ihm von den christlichen Lehren so viel vor, als er wußte. Der andere hörte zu, wunderte sich über manches, fand vieles unbegreiflich, einiges hochsinnig und weit ab von urdeutscher Anschauungsweise.

„Darin gefällt mir der Christengott nicht, daß er das Volltrinken verbietet," sprach er. „Im Sinnentaumel hinzuliegen und zu schlafen, ist ja eine Freude, daran sich selbst die Helden in Walhalla ergötzen."

„Und doch ist Nüchternheit menschlicher, als Berauschung, die sinnlos macht und den Verstand raubt," entgegnete Trutmund. „Bist Du selber nüchtern und betrachtest einen Besoffenen, wie er lallt, mit stieren Augen dumm glotzt, nicht mehr gehen und stehen kann, — so mußt Du selber sagen, daß

solches ein verächtlicher und gar nicht mannhafter Zustand ist."

Abbot widersprach nicht und vermied heute die Berauschung.

„Da wir morgen bei Tagesanbruch rüstig sein müssen, so wollen wir uns jetzt zur Nachtrast niederlegen," sagte Trutmund.

Der Hausherr geleitete seinen Gast zur Herberge und gab dem Seneschalk einige Befehle, die sich auf die Reise bezogen.

Am frühen Morgen ritten sie von dannen. Abbots Reitknecht führte ein schönes junges Pferd, seines Herrn Einsatz bei der Wette. Der Ritt ging südwärts, durch endlose Wälder, selten unterbrochen von Ackerfluren, Matten und Weideplätzen der Marken oder Dorfschaften. Gegen Mittag rasteten sie in einem Thale, das ein Bach in vielen Krümmungen durchfloß. Die Pferde weideten in der grasreichen Thalsohle, die Reisenden labten sich an mitgeführten Speisen. Während des ganzen Verlaufes der Reise stellte Abbot endlose Fragen an den Mönch über den Christengott und seine Lehren. Dann ritt er wieder an Trutmunds Seite und wurde nicht müde, über Addula ihn zu befragen und seine gespannte Erwartung auszudrücken über den „strahlenden Morgenstern".

Gegen Abend erreichten sie die Gegend von Hamanaburg. Ein anmutiges Thal, von der Ohm durchflossen,

that sich auf. Der Zustand der Fluren verriet sofort, daß hier andere Kräfte thätig seien, als die in herkömmlicher Weise schaltenden. Der Stand der Ackerfelder deutete auf planmäßige Bewirtschaftung, allenthalben wurde die Hand der ackerbaukundigen Benediktinermönche sichtbar, und dem Urwald waren neue Strecken abgerungen und gerodet. Bald wurden in einiger Entfernung die Strohdächer des Dorfes Hamanaburg sichtbar. Aus den weithin zerstreuten Hütten und Blockhäusern trat auf sanfter Anhöhe eine Gruppe von Gebäuden hervor. Das höchste dieser Bauwerke krönte ein niedlicher Turm, auf dessen Spitze im Wiederschein der niedergehenden Sonne es goldig blitzte.

„Was ist das?" fragte Abbot überrascht. „Was flammt dort, wie Donars Blitzhammer?"

„Was Du siehst," antwortete Binnan, „ist das vergoldete Symbol des Christenglaubens, das Kreuz. Es leuchtet auf der Turmspitze unseres Kirchleins und erinnert beim Anschauen die Leute an den Erlösungstod des Weltheilandes."

Nach kurzer Frist wurde neuerdings Abbots Staunen erregt. Plötzlich ging durch die friedliche Abendstille silberhelles, weithin tönendes Klingen. Wie geheimnisvolles Rufen und liebliches Singen ergossen sich die Töne über die Landschaft, sie wiederhallten an umliegenden Höhen, erstarben leise in der Ferne, kehrten wieder und weckten in der Menschenbrust schlummernde

Empfindungen. Die ganze Natur schien dem feierlichen Getöne zu lauschen, durch dasselbe belebt und verklärt zu werden. Und als die schwingenden, schwebenden Klänge verstummten, da schien etwas zu fehlen, die Landschaft gleichsam des Lebens beraubt zu sein.

Abbot hatte das Pferd angehalten, mit einer an Bestürzung streifenden Überraschung lauschend. Mit weit geöffneten Augen blickte er nach der Richtung, woher die Töne kamen, bis sie verhallten.

„Was war dies? Ist das vielleicht die Stimme des Christengottes gewesen?"

„Was Du gehört hast, edler Friling, war eine Glocke," antwortete Binnan. „Die Glocke ist von Metall und hat die Bestimmung, zum Gottesdienste in die Kirche die Christen zu rufen. Bildlich gesprochen, könnte man wohl sagen, die Glocke sei Gottes Stimme, weil sie die Menschen ruft zur Anhörung des göttlichen Wortes und zur Andacht." [35])

Der Sohn des Urwaldes bewegte höchst verwundert sein mächtiges Haupt. Das Läuten hatte ihn dermaßen verblüfft, daß er jetzt sogar Addulas Verwandlung in einen „strahlenden Morgenstern" glaubwürdig fand.

Am Fuße des Klosterhügels trennten sich die Reisenden.

„Der ehrwürdige Bischof wird sich freuen, Dich morgen zu sehen und kennen zu lernen," versicherte

Binnan dem Friling. „Also auf Wiedersehen! Gott sei mit euch, edle Männer!“

Die Benediktiner ritten zum Kloster empor, die beiden Frilinge mit ihrem Gefolge nach Trutmunds Hof, der etwa eine Stunde von Hamanaburg entfernt lag.

„Siehst Du dort jenes weiße Haus!“ sagte Trutmund, nach dem umzäunten Raum deutend, in dessen Mitte sich ein Gebäude erhob. „Dort wirtschaftet Addula und die anderen Frauen.“

Mit dem Zeichen der Neugierde und Sehnsucht blickte Abbot hinüber.

„Warum ist das Haus wie Schnee?“ fragte er.

„Weil es die Mönche mit gebranntem und in Wasser aufgelöstem Kalk überstrichen haben. Inwendig ist es noch viel weißer, als auswendig, weil der Feuerherd in einer Kammer eingesperrt steht und seinen Rauch nicht im ganzen Hause verbreiten darf, sondern durch eine Öffnung aufsteigen läßt, was die Mönche Rauchfang heißen.“

Wieder schüttelte Abbot verwundert den Kopf. Die urdeutsche Bauweise kannte weder den Mörtel, noch die Anwendung von Steinen, sie bestand lediglich in Holzbauten, deren Risse und Innenwände mit Lehm verfugt und verkleistert wurden. Götzenhäuser aus übereinander gelegten Felsblöcken, ohne Mörtelverband, gehörten zu den Seltenheiten. Daher wußte

Abbot nichts von gebranntem und aufgelöstem Kalk, ebensowenig konnte er sich den eingesperrten Herd und dessen Rauchfang vorstellen.

„Kaum erwarte ich's, bis wir morgen hinüber kommen," sagte er. „Wenn schon das Haus schimmert gleich dem Schnee, wie mag erst der Morgenstern Addula strahlen!"

Auch in Trutmunds Gehöft fand er bemerkenswerte Neuheiten, sowie das Fehlen mancher Dinge, welche herkömmlich die Frilingshöfe zierten. An den Außenwänden der Blockhäuser, Stallungen und Scheunen waren keine gebleichten Pferdeschädel, als Abwehrmittel gegen Unglück und Hexenwerk. In der großen Halle des Wohnhauses waren die eingeölten Menschenschädel und fratzenhaften Götterfiguren verschwunden. Dagegen betrachtete er mit vielem Interesse den gekreuzigten Welterlöser und einige Heiligenfiguren, welche kunstfertige Mönche in Holz geschnitzt und ihrem Wohlthäter geschenkt hatten.

„Sind das die Götter der Christen?" fragte Abbot.

„Nein! Wir Christen haben keine Götter, sondern nur einen einzigen Gott, der keinen Leib hat, weil er Geist ist. Gestalten aus Holz, oder Stein, oder Silber und Gold dürfen wir nicht anbeten, weil das Götzendienst und vor Gott verdammlich wäre. Dieser gekreuzigte Mann soll uns erinnern an den Martertod Christi, welcher Gott ist, vom Himmel herabstieg und

die menschliche Natur angenommen hat, damit er für uns leiden, unsere Sündenschuld büßen kann. Die anderen Gestalten sollen uns erinnern an heilige Christenleute, sie sollen uns mahnen, ihnen gleich zu denken und zu leben."

Das Schnitzwerk gefiel Abbot. Die bildliche Darstellung kam seiner schweren Fassungskraft zu Hilfe.

In der Frühe des nächsten Tages rüstete sich Abbot zum Gange nach dem Frauenhause. In weitem Sack, der hinter ihm auf dem Rosse festgebunden gewesen, hatte er seinen verbrämten Anzug und seinen goldenen Schmuck mitgebracht. Jetzt schritt er selbstgefällig neben Trutmund, nicht wenig eitel auf seinen kostbaren Mantel, auf das gezierte Unterkleid, auf die goldenen Ringe an den Fingern, die Goldreife um die Arme und auf seine Pelzmütze, trotz der Hitze des Sommertages. Je näher sie dem weißen Hause kamen, desto schweigsamer wurde Abbot, aber seine Augen funkelten, in seinen Zügen malte sich die gespannteste Erwartung.

Sie betraten den mit hohen Planken umfriedeten Garten, in dessen Mitte sich das Frauenhaus erhob, und dessen Gemüsebeete die sorgsamste Pflege verkündeten. Ihre Ankunft mochte erwartet worden sein; denn unter dem Eingang empfing sie die Vorsteherin der christlichen Ansiedelung, eine Frau gesetzten Alters. Sie sprach nicht fehlerlos deutsch und war im vorigen Jahre, auf Ersuchen des heiligen Bonifatius, mit anderen

Frauen aus England gekommen, das weibliche Geschlecht getaufter Heiden christlich zu erziehen und zu bilden. Die Wirksamkeit dieser Frauen war von größter Bedeutung für die Kulturarbeiten in den deutschen Urwäldern. „Während der heilige Oberhirt Bonifatius in den Gebieten der Hessen und Thüringer predigte," berichtete Othlo, „sah er ein, daß die Ernte zwar groß, der Arbeiter jedoch nur wenige waren, um die zahlreiche Menge der Gläubigen zu unterrichten. Darum sandte er in sein Heimatland, ließ von dort eine Anzahl frommer Frauen und Männer, welche in mannigfaches Wissen eingeweiht waren, kommen und verteilte unter sie die Last seiner Arbeit. Unter diesen waren die vorzüglichsten Männer Burchardus und Lullus, Willibald und dessen Bruder Wunnibald und Witta; die frommen Frauen aber waren Chunihilt und ihre Tochter Berathgit, ferner Chunitrud, Tekla, Lioba und Waltpurgis, die Schwester Willibalds und Wunnibalds. Chunihilt und deren Tochter Berathgit, welche in den schönen Wissenschaften wohl unterrichtet waren, wurden zu Lehrerinnen im Lande der Thüringer bestellt. Chunitrud wurde nach Bagoarien bestimmt, um dort den Samen des göttlichen Wortes auszustreuen, Tekla übergab er am Flusse Main die Orte, welche Kihhingen und Ochsnofurt heißen, Lioba endlich setzte er in Biscofesheim ein, um dort einer großen Genossenschaft von Jungfrauen vorzustehen." [36])

Zu den berufenen Hilfsarbeiterinnen gehörte auch die Frau, welche die beiden Frilinge in dem Missionshause zu Hamanaburg willkommen hieß.

„Heil Dir, Mutter Afra!“ grüßte Trutmund. „Da bringe ich den Friling Abbot. Wir wollen mit Deiner Tochter Addula reden, — wenn Dir's recht ist.“

„Seid willkommen, edle Männer!“ entgegnete Afra. „Ich bitte Euch, mir zu folgen!“

Sie geleitete den Besuch zu einem großen, lichten Raum, dessen Tische und ganze Einrichtung bewiesen, daß er das Speise- und Gastzimmer vertrat.

„Habet die Gefälligkeit, hier einige Augenblicke zu warten, unsere Schwester Addula wird sogleich erscheinen,“ sagte Afra und verschwand.

Abbot, an schmutzige, düstere, rauchgeschwärzte Räume gewöhnt, stand inmitten des Zimmers, dessen spiegelblanke Sauberkeit und weiße Wände schimmerten und leuchteten unter dem Einflusse des einströmenden Sonnenlichtes. Verwundert schaute er sich um, während die ängstlich gepflegte Reinlichkeit und die starken Lichtreflexe der Wände an Verblendung streifende Wirkungen auf ihn hervorbrachten. Trutmund gewahrte die Überraschung seines Standesgenossen und lächelte.

„Habe ich Dir nicht gesagt, das weiße Haus sei inwendig noch weißer, als auswendig? Der Christengott verwandelt aber nicht bloß die Häuser, sondern

auch die Menschen, das wirst Du gleich sehen, wenn Addula kommt."

Leise, zögernde Tritte berührten kaum hörbar den Vorplatz. Langsam öffnete sich die Thüre. Unter dem Eingang erschien eine jugendliche Frauengestalt, deren Anblick den spähenden Abbot in eine unbewegliche Bildsäule verzauberte. Addulas schlanke Gestalt kleidete ein schlichtes, sehr reinliches Gewand von dunkler Farbe, das großenteils verschwand unter der weißen Arbeitsschürze mit hohem Bruststück. Ihr goldenes Haar lag in dicken Flechten um das Haupt, ein Angesicht von seltener Schönheit umrahmend. Weit mehr als der ebenmäßige Wuchs und die vollendete Bildung der Gestalt fesselten weibliche Anmut und Sittigkeit ihres Wesens. Ihre lichten Augen spiegelten den süßen Frieden ihrer Seele wieder, und ihren Mund umspielte fast schelmisches Lächeln, während ihr Blick auf dem herzlosen Mann ruhte, der sie verkauft hatte. Der Ausdruck ihrer Züge verriet keine Spur von Haß und Abscheu gegen Abbot, dem sie vor Jahresfrist geflucht hatte. Die willig aufgenommenen Lehren des Christentums, die Seelenleitung des heiligen Bonifatius, der häufige Empfang der Gnadenmittel und auch die kluge Zucht Afras hatte aus der fauchenden Wildkatze des Urwaldes ein bezauberndes, glänzendes Lichtwesen geschaffen.

Der Friling starrte sein verkauftes junges Weib an, seine Glieder zuckten, seine Lippen bebten und

dumpfe Laute entschlüpften denselben. Da trat sie vor ihn, reichte ihm die Hand und sagte: „Abbot, ich grüße Dich!“

Jetzt verzog er sein rauhes Gesicht zur lachenden Grimasse.

„Bist Du es wirklich? Bist Du Addula?“

„Wie Du siehst.“

„Ja, man kennt Dich gar nicht mehr. Du warst ehedem viel — viel anders. Früher warst Du, wie ein Öllicht, jetzt bist Du strahlend und schön, wie der Morgenstern.“

„Nimm mir's nicht übel, — solche Reden dürfen christliche Frauen nicht anhören,“ unterbrach sie ihn. „Den falschen Götzen habe ich abgeschworen, dem wahren Gott mit Leib und Seele mich ergeben, — bin getauft und Christin, — Du wirst es wohl wissen.“

„Ja, an Dir merke ich die große Macht des Christengottes!“ entgegnete er, in beständigem, maßlosen Staunen sie betrachtend. „Was der Christengott in einem Jahre aus Dir gemacht hat, das haben alle Götter Walhallas in tausend Jahren an keiner einzigen Maid fertig gebracht.“

„Das ist wahr!“ sprach sie mit sinnendem Aufblick. „Nur der Sohn Gottes, Jesus Christus, zeigt uns, wie man den alten, bösen Menschen auszieht und den neuen Menschen anzieht, der aus Gott geboren ist. Und nicht bloß das, der göttliche Christ

gibt uns zugleich die Kraft und Macht, den verkehrten Menschen wegzuwerfen und ein Kind Gottes zu werden."

Abbot vernahm die Rede offenen Mundes.

„Addula, — bei Donars Hammer, — Du bist nicht bloß über alle Maßen schön, — ja so!" unterbrach er sich. „Wollte sagen, — Du bist wahrhaftig eine weise Frau!"

„Wie geht es Dir?" fragte sie ablenkend. „Bringst Du mir keine Grüße von Gunilde?"

„Ich bringe sie Dir!" sagte Trutmund. „Deine Freundin hat Dir nachgefragt, sie ist gesund und läßt Dich vieltausendmal grüßen."

„Dank für Deine frohe Kunde, edler Trutmund! Ich wäre noch glücklicher, wenn Gunilde meine Wonne teilen könnte im Reiche des Lichtes und der Wahrheit."

„Das kann noch werden," versetzte Trutmund, dem Abbots Gegenwart Zurückhaltung auferlegte. „Mir dünkt, manche Leute des Nordgaues haben große Neigung für das Christentum."

„Addula, mir thut es wahrlich leid, Dich verkauft zu haben! Ich war ein dummer Ochs. Wie wär's, — möchtest Du nicht wieder mein Weib sein? Gäbe mir einer die ganze Welt für Dich, wollte Dich doch nicht mehr verkaufen; denn lieber bist Du mir, als die ganze Welt. Addula, kehre mit mir nach Abbotheim zurück!"

„Das ist unmöglich!“ erwiderte sie ernst. „Niemals werde ich in die grausigen Verhältnisse des Heidentums zurückkehren.“

„Das sollst Du nicht!“ sprach er eifrig. „Ein Haus will ich bauen, wie dieses. Du weißt, ich bin reich, habe Wälder und Lehmgruben und jegliches, was zum Hausbau gehört. Der heilige Mann wird mir seinen Hausbauer leihen, und der soll alles so hübsch machen, wie es hier ist. Den Herd soll er einsperren, damit er nicht durch das Haus raucht, die Wände nicht schwärzt. Auch Kammern soll er machen, so blank und sauber, wie diese. Ist alles nach Deinem Sinn, dann wird es Dir gewiß gefallen. Deinem Herrn zahle ich jeden Kaufpreis, den er für Dich verlangt, weil Du mir werter bist, als mein ganzes Eigen. Darum gehe mit mir nach Abbotheim und sei mein trautes Weib!“

Sie lächelte über seinen Eifer.

„Du hast meine Rede falsch gedeutet,“ erwiderte sie. „An die rauchgeschwärzten Wände Deines Hauses dachte ich nicht, obwohl sie mir jetzt verleidet sind, seitdem ich das säuberliche Christenhaus kennen lernte. An anderes dachte ich,“ fuhr sie zögernd fort. „Du bist Heide und lebst nach heidnischer Sitte in Verhältnissen mit Nebenfrauen, welche das Christentum verdammt. Nach der Lehre des göttlichen Himmelssohnes darf der Mann nur ein einziges Weib haben.“

„Bei Donars Hammer schwöre ich Dir, Du sollst mein einziges Weib sein!“ versicherte er. „Den Nebenfrauen unter meinen Schalkinnen sage ich ab. O Addula, verschmähe nicht mein Werben!“

„Von Verschmähen ist keine Rede,“ entgegnete sie treuherzig. „Allein die Satzungen des Christentums binden mich und wehren das Zusammenleben mit dem Anbeter falscher Götter.“

„Wenn die Götter zwischen uns stehen, will ich sie beiseite werfen, verbrennen will ich sie im Herdfeuer, — will ihnen absagen und dem Christengott treu sein,“ beteuerte er.

Sie stand einige Augenblicke nachdenkend.

„Gehe zu dem ehrwürdigen Vater Bonifatius,“ sagte sie endlich, „beichte ihm Dein Anliegen. Wie der heilige Mann entscheidet, so werde ich thun.“

„Recht so, — gehen wir stracks zu dem heiligen Mann!“ drängte Abbot, warf noch einen Blick der Bewunderung auf Addula und verließ mit Trutmund das Haus.

Beide gingen nach dem Kloster, Abbot immer voraus, mit gedehnten Schritten.

„Nur langsam, — Du rennst ja, wie besessen!“ rief ihm sein Begleiter zu.

„Muß ich nicht rennen? Mich treibt es, von dem heiligen Mann zu erstreiten, was mir kostbarer ist, als das Leben.“

„Erstreiten?“ wiederholte lachend der andere. „Du wirst Dich wundern! Stumpf sind Deine Waffen, einem Manne gegenüber, welchen der allmächtige Gott ausgerüstet hat mit siegreicher Wehr.“

Bei den Worten mäßigte Abbot seine Schritte. Scheues Bangen beschlich ihn.

„Ist er gar so schrecklich?“ forschte er.

„Wie man's nimmt. Die Sonne ist ganz Licht und Wärme, doch aber schrecklich dem Frost und der Nacht, die vor ihr fliehen und sterben. Dagegen erfreut und belebt die Sonne Menschen und Tiere und Pflanzen. Nur schrecklich ist sie der Finsternis und dem Eise. Gerade so ist Bonifatius Licht und Wärme und Leben dem einen, — Tod und Schrecken dem anderen. Wirst es schon merken.“

Sie stiegen den Klosterhügel empor, Abbot langsam und zagend.

„Nun, wie steht's mit unserer Wette? Wer hat gewonnen?“

„Das Roß ist Dein, — zehnmal hab ich's verloren,“ versicherte Abbot. „Noch schöner und strahlender, als der Morgenstern, ist Addula. Der Christengott hat sie ganz und gar verzaubert, und mich verzauberte Addula.“

Sie standen vor dem Kloster, einem gedehnten Holzbau, an dessen Eingang Bimman und Gregor die

Aufsteigenden freundlich empfingen. Beim Anblick der Reisegefährten hob sich Abbots gesunkener Mut.

„Seid Ihr auch dabei, wenn ich rede mit dem heiligen Mann?“

„Wenn Du es wünschest und der ehrwürdige Bischof es billigt,“ antwortete Binnan, das Zagen des Hünen bemerkend. „Unser liebreicher Vater Bonifatius freut sich gar sehr, Dich kennen zu lernen, edler Frisling! Wir haben ihm bereits von Dir erzählt, und jetzt erwartet er Dich, wie ein Freund den Freund.“

Mit diesen Worten öffnete er die Thüre zum Gastzimmer, welches die Frilinge mit Gregor betraten, während Binnan sich entfernte.

8. Der Apostel der Deutschen.

Der heilige Bonifatius zählte damals vierundvierzig Lebensjahre, von denen die letzten neun Jahre aufreibenden Missionsreisen im heidnischen Deutschland gehörten. Seine wissenschaftliche Bildung und mönchische Erziehung empfing er im englischen Kloster Adescancastre, und trat, nach bestandenen Probejahren, in den Benediktinerorden. Seltene Geistesfähigkeiten, gründliche Kenntnisse in theologischer Wissenschaft und leuchtende Frömmigkeit beriefen den jungen Mann zum Abte des Klosters Rhutscelle. Er lehnte diese Würde ab und ging im Jahre 715 nach Friesland, den Heiden das Evangelium zu predigen. Seine Bekehrungsversuche mißlangen wegen des Krieges zwischen Franken und Friesen. Mit Empfehlungsbriefen des Bischofes Daniel von Wincheſter an Papst Gregor II. pilgerte er nach Rom, die kanonische Sendung für sein Missionswerk vom Oberhaupte der Kirche zu erbitten. Gregor II. erkannte den hohen Beruf des englischen Priesters, erteilte ihm seinen Segen und die notwendigen Vollmachten. Unermüdlich durchwanderte Bonifatius die

unwirtlichen, rauhen Gegenden Deutschlands, den Heiden die frohe Botschaft des Heiles verkündend. Gottes Schutz und Segen förderten seine Bemühungen. In Friesland, Hessen, Thüringen und Bayern taufte er viele Heiden. Bereits im Jahre 720 gründete er zu Hamanaburg, in Oberhessen, eine kleine Christengemeinde, die er in Zwischenräumen besuchte. Auf Einladung des Kirchenoberhauptes ging er im Jahre 723 zum zweiten Male nach Rom, wo ihn der Papst zum Bischof weihte und seine Vollmachten erweiterte. Während ihn bislang nur die Mönche Gimbert und Binnan unterstützten, berief er jetzt aus Englands Klöstern zahlreiche Hilfsarbeiter, fromme und gelehrte Mönche, denen er in den Missionsstationen die Weiterführung des Bekehrungswerkes und der Seelsorge anvertraute. Und je mehr christliche Ansiedelungen entstanden, desto zahlreicher wurden die Lichtpunkte in der Finsternis deutscher Urwälder. Wie Bonifatius den Abtsstab von Nhutscelle ausschlug, so lehnte er auch die erzbischöfliche Würde von Utrecht ab, welche ihm der heilige Willibrord übertragen wollte. Bonifatius erkannte seinen Lebensberuf in der Pflicht, sämtliche deutsche Stämme für das Christentum zu gewinnen, — eine Riesenaufgabe, die er nach vierzigjähriger rastloser Thätigkeit mit Gottes sichtbarer Unterstützung löste und im hohen Greisenalter durch den Martyrertod besiegelte.

Den heiligen Mann in banger Unruhe erwartend, blickte Abbot fortwährend lauschend nach der Thüre. Nach etwa zehn Minuten, welche dem äußerst gespannten Friling ebenso viele Stunden zu sein dünkten, erschien in der Thüröffnung eine hohe, hagere Gestalt, angethan mit dem Ordensgewande des heiligen Benedikt. Das einzige Zeichen bischöflicher Würde war ein silbernes Kreuz mit Christuskörper, das an einfacher Schnur dem Eintretenden über die Brust herabhing. Sichere und dennoch bescheidene Haltung, Ruhe und Ehrwürdigkeit, Hoheit und Güte, bezeichneten die außerordentliche Persönlichkeit des berühmten Apostels der Deutschen. Unter der hohen Stirn leuchteten zwei durchdringende Augen, deren scharfer Blick gedämpft wurde durch erstrittene Selbstverleugnung und Demut des Asceten. Selbst die rohen Bewohner deutscher Wildnis erkannten sofort, daß aufrichtige Herzensgüte und wohlwollende Absichten diesen Mann beseelten. Schon seine äußere Erscheinung verkündete, daß er gekommen sei, zu retten, zu helfen, zu beglücken. Daher die große Macht, die unwiderstehliche Nötigung, welche Bonifatius auf die Gemüter ausübte, in Verbindung mit väterlich liebevoller Unterweisung und der Gewalt hinreißender Beredsamkeit. Diese Einflüsse wurden nicht gemindert durch die Merkmale bestandener Anstrengungen, Mühsalen und Leiden. Der wallende Vollbart des noch jungen Mannes war ergraut und den Kranz goldenen Haares, der sich um

sein kurz geschorenes Haupt wand, durchzogen zahlreiche Silberfäden. Das deutsche Goldhaar bezeugte nebenbei seine Abstammung; denn er war ein Sprößling jener Sachsen, die im fünften Jahrhundert nach Britanien hinüberfuhren und in einem hundertunddreißigjährigen Kampfe mit den Briten das Land sich unterwarfen. Für sein Stammvolk hegte Bonifatius ganz besondere Zuneigung. Wiederholt setzte er sich den größten Gefahren aus, die starrköpfig im Heidentum beharrenden Altsachsen für das Evangelium zu gewinnen.

Freundlich grüßend war Bonifatius eingetreten, ohne Zweifel durch Binnan und Gregor bereits unterrichtet über die Verhältnisse in Niederhessen und über Abbots Persönlichkeit. Er reichte dem sprachlos gaffenden Friling die Hand und setzte sich ihm gegenüber.

„Ehrwürdiger Bischof, sei nicht ungehalten, wenn ich den freien Mann Abbot Dir bringe," sagte Trutmund. „Er hat ein großes Anliegen, und Du sollst ihm helfen."

„Es bereitet mir große Freude, den ersten Friling des Nordgaues kennen zu lernen," erwiderte mit tiefer, klangvoller Stimme der Bischof. „Abbot ist Dein Name, edler Mann?"

Der Gefragte nickte mit dem Kopfe, fuhr fort, sein Gegenüber staunend zu betrachten und schwieg.

Bonifatius kannte die Art und Denkweise dieser rauhen Menschen und verstand, mit ihnen zu verkehren.

„Dein Zutrauen ergötzt mich, edler Friling! Nicht minder freut es mich, Dir zu helfen — das heißt, insofern ich dies vermag. Vor allen Dingen muß ich erfahren aus Deiner Rede, worin Dein Anliegen besteht. Sage mir also geradeheraus, welche Sache Dich zu mir führte."

„Zwei Sachen, heiliger Mann, — zwei große Sachen!" begann jetzt Abbot mit großer Lebhaftigkeit, wie ein Mensch, dem eben die Gabe der Redseligkeit verliehen wurde. „Weißt Du, ich hatte ein junges Weib, Addula geheißen. Kaum ein Jahr lebten wir zusammen, da verkaufte ich es an den Friling Asperth, Trutmunds Bruder, — das ist jetzt über ein Jahr her. Vor drei Tagen kommt Trutmund zu mir nach Abbotheim, zahlt den Kaufpreis und sagt, Addula sei verwandelt und schöner als der strahlende Morgenstern. Solches wollte ich nicht glauben. Wir wetteten, und Trutmund hat die Wette gewonnen, dieweilen ich Addula noch schöner gefunden, als den strahlenden Morgenstern. Da fragte ich Addula, ob sie wieder mein Weib sein wolle. Nein, sagte sie, ich bin jetzt Christin, und darf nicht das Weib eines Heiden sein, der Nebenfrauen hat. Dies war mir das größte Herzeleid, weil mir nichts lieber ist auf der Welt, als Addula. Da versprach ich ihr, alle Nebenfrauen abzuschaffen, den Göttern abzuschwören und dem Christengott zu huldigen, wenn sie mir traut sein wolle. Darauf sagte

sie, gehe zu dem heiligen Mann, wie er entscheidet, so werde ich thun. Jetzt bitte ich Dich, heiliger Mann, heiße Addula mir hold und wieder mein Weib sein! — Das ist die erste Sache. Jetzt kommt die zweite Sache. Weil das Christentum der einzige Weg ist, auf dem Addula zu mir kommen will, darum sollst Du mir den Weg zum Christengott weisen. Ich möchte ihn genau kennen lernen und seine Satzungen erfahren; denn ich habe gehört und auch schon gesehen, daß er von ganz anderer Art ist, wie unsere Götter. Bist Du mir hilfreich, dann will ich Dir's lohnen."

Der vorgelegte Casus wäre für manchen Casuisten bedenklich gewesen; denn für Abbot bedeutete die christliche Wahrheit nur eine notwendige Brücke, um in Addulas Besitz zu gelangen. Vor dem Heiligen bestand jedoch der verzwickte Casus nicht, und seine vom Geiste Gottes und dessen Offenbarung geleitete Nächstenliebe strauchelte keinen Augenblick.

„Ich nehme innigen Anteil an Deiner großen Herzensangelegenheit, mein Bruder!" sprach er in väterlicher Güte und mit kluger Vorsicht, den Stolz des Frilings nicht zu verletzen. „Deine eigenen Augen haben die Macht und grenzenlose Liebe des wahren Gottes gesehen, der im Laufe eines Jahres Addula in ein lauteres, anmutiges Wesen umgestaltete, was sie vordem nicht gewesen. Und das ist noch das geringste. Beharrt Addula treu im Dienste Gottes, dann wird

er sie mit ewigen Freuden und Glückseligkeiten des Himmels belohnen. Hieraus mögest Du erkennen die Macht und Huld des wahren Gottes. Auch Dich liebt Gott und will Dein Heil. Bist Du entschlossen, den falschen Göttern abzuschwören, die ja nur tote, von Menschenhänden gemachte Figuren sind, dagegen den allein wahren und lebendigen Gott anzubeten und ihm zu dienen, dann wird er Dich ebenso umwandeln, wie Addula. Du wirst dann ablegen den Zorn, den Haß, die Rachsucht, die Unmäßigkeit. Du wirst nicht mehr darauf sinnen, Deinen Nebenmenschen zu befehden, zu bekriegen, zu morden, — Du wirst vielmehr Dir zugefügte Beleidigungen verzeihen um Gottes willen. Du wirst nicht mehr Dich berauschen mit Bier, Met und Wein, Du wirst immer nüchtern sein und verständig. Du wirst nicht mehr der rohen, tierischen Sinnenlust fröhnen im Umgang mit Deinen Sklavinnen, Du wirst reinen Herzens und Deinem Weibe Addula treu sein. Kurz — Du wirst von allen Sklavenketten böser Leidenschaften erlöst werden, zur Freiheit der Kinder Gottes gelangen und darum froh und glücklich sein. Und wenn Du stirbst, dann wirst Du eingehen zu unvergänglichen Wonnen, zu unaussprechlichen Seligkeiten im Himmel."

Die Wärme des Vortrages, die liebenswürdige Vorstellungsweise und hehre Würde des Heiden überwältigten den lauschenden Heiden.

„Heiliger Mann," rief er aus, „führe mich zum Christengott! Ihm allein will ich treu und hold sein."

Bonifatius hatte seine Absicht erreicht, in Abbot die Sehnsucht nach dem Christentum geweckt.

„Gern erfülle ich Deinen Wunsch, mein Bruder! Indessen ist notwendig, daß Du vorerst alle Hindernisse entfernst, welche Gott abhalten, zu Dir zu kommen, — das heißt, Du mußt vorher aus Deinem Herzen alle schlechten Pläne hinauswerfen. Hättest Du zum Beispiel tödlichen Haß gegen Deinen Nebenmenschen und sännest auf Mord und Brand, so könntest Du nicht eingehen in das Reich Gottes."

Der Friling senkte betroffen den Blick, Zweifel und Schwanken traten in seine Züge."

„Dein Gott verlangt zu viel!" entgegnete er. „Unsere Götter belustigt mannhaftes Streiten wider alle Feinde, — und Waifar ist mein Feind. Schimpfliches hat er mir angethan, — mein Herz dürstet nach Rache. Meine ganze Sippschaft ist gleicher Meinung. Wir zusammen haben beraten und beschlossen, ehe der Mond wechselt, an Waifar den Schimpf zu strafen, ihn zu erschlagen im Streite, sein Weib, seine Kinder, seine Schalke, seine Herden, sein ganzes Eigen als Schwertbeute zu teilen. Von Donar und Wodan haben wir einen Spruch, daß sie uns beistehen im Kampfe; denn hold sind die Götter jenen, die sich rächen an ihren Feinden."

„Demnach sind die Götter den Menschen nicht hold, sondern arg gesinnt; denn Unheil, Weheklagen und Verderben bringen sie über dieselben," entgegnete im Tone aufrichtiger Betrübnis der Heilige. „Jene aber, die Unglück wider uns anfachen, soll man nicht Götter heißen, sondern böse Geister."

Abbot stutzte.

„Auch Dir hat Addula geflucht in den ersten Tagen ihres Hierseins, geschmäht hat sie Dich und verwünscht, weil Du sie verkaufteſt," fuhr Bonifatius fort. „Jenen bösen Geistern, welche Du Götter nennst, gefielen Addulas Flüche und Verwünschungen wider Dich. Hätte Addula Dich, den sie für ihren Feind hielt, unversehens erstochen, oder im Schlafe erwürgt, so wäre dies geschehen nach dem Wohlgefallen Donars und Wodans. Da erbarmte sich der wahre Gott der unglücklichen Addula. Sein Licht der Wahrheit fiel in die heidnische Finsternis Addulas, seine Gnade ergriff ihr Herz und lenkte es nach seinem heiligen Willen. Addula schwur ab den bösen Geistern und falschen Göttern, sie übergab sich dem wahren Gott, wurde getauft und Christin. Jetzt fluchte sie Dir nicht mehr, sie betete für Dich, — sie verwünschte und haßte Dich nicht mehr, sie verzieh den zugefügten Unglimpf, sie liebte Dich nach Gottes Gebot. — Nun sage mir doch, mein Bruder, welche Addula gefällt Dir am besten? Jene, welche Dich haßte und verfluchte zur Freude der

bösen Geister, — oder jene, die nach Gottes Willen Dir verzeiht und Dich liebt?"

Mit maßlosem Erstaunen war der Heide den Lehrworten gefolgt.

„Die Addula des Christengottes gefällt mir sehr viel besser!" rief er.

„Darum folge ihr nach in gleicher Gesinnung," schloß der Heilige. „Hasse nicht, verfluche nicht, morde nicht Deinen Beleidiger Waifar, — verzeihe ihm, wie Addula Dir verziehen hat."

„Ja, — wenn ich das könnte! Haß und Rache bezwingen mich."

„Du täuschest Dich, mein Bruder! Du bist nicht der Schalk, nicht der rechtslose Knecht des Hasses und der Rache, — Du bist ein freier Mann. Haß und Rache sind nicht Deine Herren, welche Dir zu befehlen haben, denen Du als Sklave gehorchen mußt. Nein, Du bist vielmehr Dein eigener Herr. Einziger Herr in Dir ist Dein Wille. Darum ziehe an die Rüstung des guten Willens. Stimme Deinen Willen nach dem Gebote des wahren Gottes und wirf die Unholde, den Haß und die Rache, hinaus aus Deinem Herzen, ganz so, wie es Addula gethan."

„Recht hast Du, heiliger Mann!" rief Abbot in fast wilder Begeisterung. „Ein freier Mann bin ich, — keiner Unholde Schalk! Hollah, ihr argen Schelme, packt euch! Fort, du Haß, — entweiche, du Rache! Dem

Waifar vergebe ich die Kränkung, weil ich's Addula nachthun will."

„Tapfer bist Du, edler Friling, ich rühme Dich!" sprach mit sanftem Lächeln der Heilige. „Soeben hast Du einen glänzenderen Sieg erstritten, als wenn Du tausend Feinde in der Schlacht mit dem Schwerte erschlagen hättest. Wer sich selbst überwindet, der ist vor Gott und seinen Himmelsscharen ein großer Held."

Mit viel Behagen vernahm Abbot sein Lob.

„Demnach wirst Du Waifar nicht befehden, — Du wirst alle Feindseligkeiten einstellen?"

„Natürlich! Hab ihm ja vergeben. Das will ich meinen Gesippten melden. Die Fehde hat ein Ende."

Das Angesicht des heiligen Bischofs strahlte vor Freude, den Gaukrieg verhütet zu haben.

„Jetzt kommen wir zur Beantwortung der Frage, ob Addula Dein Weib sein kann," fuhr Bonifatius fort. „Du hast bereits erklärt, dem Götzendienst abschwören und den christlichen Glauben annehmen zu wollen. Ein höchst tapferer Vorsatz! Bist Du getauft, dann werde ich Deinen Ehebund mit Addula einsegnen. Bevor Du jedoch getauft werden kannst, mußt Du in den notwendigsten Lehren der christlichen Religion unterrichtet werden. Hiezu fehlt mir gegenwärtig die Zeit. In zwei Tagen muß ich von hinnen fahren nach Thüringen. Kehre ich aus Thüringen zurück, dann komme ich zu Dir, unterweise, taufe und vermähle

Dich mit Abdula. Wie meinst Du, darf ich es wagen, die Heilsbotschaft des wahren Gottes nach Niederhessen zu tragen? Oder werden Deine Gauleute mir wehren, sie aus der Finsternis des Götzenwahnes zu erlösen?"

„Sie sollen es Dir nicht wehren!" versicherte Abbot. „Meine Gesippten wohnen in manchen Marken des Gaues, — ihnen will ich einreden, auf daß sie den Boten des Christengottes anhören."

„So viel ich merkte, ist in den Marken des Nordgaues die Macht der Götter gering," sagte Trutmund. „Nicht wenige ersehnen das Licht der christlichen Wahrheit, weil sie den Götzenwahn satt haben. Darum zögere nicht, ehrwürdiger Bischof, — fahre bald nach Niederhessen!"

„Im Nordgau steht auch das Nationalheiligtum des Hessenvolkes, — Donars Eiche?" wandte sich Bonifatius forschend an Abbot.

„Ja freilich, — auf dem Gipfel des höchsten Berges, in der Mark Gäsmera!" bestätigte Abbot. „Dort wohnt Donar in seinem heiligen Riesenbaum, — von dort waltet er über ganz Hessen. Hüte Dich vor ihm, heiliger Mann! Der Tod reitet auf Donars Blitzhammer."

„Ich fürchte ihn nicht, mein Bruder, bin vielmehr des Willens, vor den Augen des ganzen Hessenvolkes die Ohnmacht des Götzen Donar zu enthüllen.

Wie meinst Du, wenn ich Donars Eiche niederwerfe, möchten dann wohl die Leute Donars Nichtigkeit erkennen?"

Zeichen des Schreckens und Entsetzens malten sich auf Abbots Gesicht.

„Donars Eiche niederwerfen? Versuche es nicht, — der Zorn des Gottes würde Dich zerschmettern!"

„Wenn aber auf Geheiß des wahren Gottes die Eiche Donars zusammenstürzt, — was dann?"

„Dann werden alle Leute erkennen, daß nur der Christengott mächtig und wahrer Gott ist," antwortete Abbot.

„Ich teile Deine Ansicht, mein Bruder! Die Rettung einzelner aus der Nacht des Heidentums sichert nicht in einem Lande den Bestand des Christentums, weil fortwährend die Gefahr besteht, daß die wenigen Lichter unterdrückt werden von der herrschenden Finsternis. Wird jedoch das ganze Land Licht, dann muß die Nacht entweichen. Deshalb ist mein Streben und Sinnen darauf gerichtet, von Gottes Barmherzigkeit die Bekehrung des ganzen Hessenvolkes zu erflehen."

Trutmund nickte beifällig. Abbot schien die bischöfliche Rede nicht begriffen zu haben.

„Dein Anliegen, edler Friling, wäre nun geordnet, insoweit dies jetzt möglich ist," sagte Bonifatius, indem er sich erhob. „Gott geleite Dich wohlbehalten nach

Deiner Heimat. Dort harre meiner Ankunft, erwecke mir Freunde unter Deinen Gesippten, unterlasse inzwischen alle Götzenopfer und meide jeden Umgang mit den falschen Göttern. Befolgest Du meinen guten Rat, dann wirst Du eingehen in das Reich Gottes."

„Das will ich, heiliger Mann! Laß mich aber nicht gar zu lange auf Dich warten."

Bonifatius geleitete die Frilinge zur Klosterpforte und schied von ihnen mit freundlichem Handschlag.

9. Kampf und Sieg in Thüringen.

Der Apostel der Deutschen hatte seine Missionsreise nach Thüringen angetreten. Gregor begleitete ihn und drei Mönche. Alle saßen auf kleinen, ausdauernden Pferden, die keiner besonderen Pflege bedurften, mit Gräsern und Kräutern des Waldes sich begnügten und die schlechten Wege der Wildnis ertrugen. Einige Diener, vormals Schalke, jetzt Eigenleute des Klosters Hamanaburg, führten Saumrosse, beladen mit Lebensmitteln, Zelten und großen Körben, darin Meßgewänder, Kelch, Bücher und die einzelnen Teile des zerlegbaren kleinen Altares sich befanden. An der Spitze des Zuges ritt ein Geharnischter, der Geleitsbote Karl Martells, von dem fränkischen Grafen Thüringens gesandt. An kräftigem Schaft trug er die Fahne Karls, darauf in byzantinischem Stil St. Michael im Kampfe mit dem Drachen abgebildet war. Bonifatius besaß zwar einen Schutzbrief des Gebieters im Frankenreiche, allein für Menschen, die nicht lesen konnten, hatte das Geschriebene keine Bedeutung. Sohin bedurfte der Schirmbrief einer Erklärung, die

sämtliche Landesbewohner verstanden, — des Gewappneten mit Karls Fahne. Martells Waffenruhm und der Schrecken seines Namens gewährten dem Glaubensboten volle Sicherheit. Ohne diesen Schutz war es gefährlich, die deutschen Heidenländer predigend zu durchwandern. Ergrimmte Wodansknechte würden dem Drange nicht widerstanden haben, die christlichen Sendboten zu erschlagen. Dieser Fürstenschutz war selbst in späteren Zeiten notwendig, als schon das Christentum festen Fuß gefaßt hatte. Im Jahre 735 schrieb der heilige Bonifatius an den Bischof Daniel von Winchester: „Ohne die Schutzleistung des Fürsten der Franken kann ich weder das Volk leiten, noch die Priester und Diakone, die Mönche und Mägde Gottes schirmen, noch vermag ich ohne seinen Befehl und die Furcht vor demselben die Gebräuche der Heiden und den verruchten Götzendienst in Deutschland zu hindern.“ [37])

Die Fahrt ging nach Hamelburg in Thüringen, kaum zwei Tagereisen von Oberhessens Grenzmarken entfernt. Straßen gab es nicht, und die Wege harmonierten mit der herrschenden Wildnis. Oft erhoben sich bedeutende Hindernisse, wenn Furten gesucht werden mußten, um über Bäche und Flüsse zu gelangen, oder wenn von Bergen niedergestürzte Felsblöcke, oder vom Sturm gefällte Bäume den Paß versperrten. Überraschte die Nacht im Urwalde, weitab von menschlichen Wohnungen, dann wurden die Zelte aufgeschlagen und

Feuer zur Abwehr streifender Raubtiere angezündet. Der Bischof aß mit seinen Genossen ein Stück Gerstenbrot, gewürzt durch geistliche Wechselreden und innige Freude, um des Namens Jesu willen Mühsale ertragen, den Heiden das Licht der göttlichen Wahrheit bringen zu dürfen. Zum Schlusse der Tageslast griffen die Mönche zu ihren Psalterbüchern, beteten die Metten, sangen Hymnen, und streckten hierauf die müden Glieder zu kurzer Nachtrast unter den Zelten aus. „Wohin er auch ging," schreibt der Utrechter Biograph des heiligen Bonifatius, „trug er seine Bücher bei sich, diese waren sein Schatz und sein ganzes Besitztum. Auf der Reise pflegte er entweder die heilige Schrift zu lesen, oder Psalmen und Hymnen zu singen." [38])

Die Kunde von der Ankunft des heiligen Mannes zu Hamelburg verbreitete sich mit großer Schnelligkeit im ganzen Lande; denn Person und Absichten des Bonifatius waren in Thüringen längst bekannt. Schon im Jahre 719 kam er dahin und fand Thüringen in unbeschreiblich elendem Zustande, infolge barbarischer Verwüstungen durch die angrenzenden Sachsen. Aber die Sachsen waren eine Geißel, welche die Thüringer selbst geflochten und deren Züchtigung sie verdient hatten. Es erschien nämlich im Jahre 686 der heilige Bischof Kilian mit zwei Genossen in Thüringen. Nach mehrjähriger Thätigkeit hatte er den Herzog Gotzbert, dessen Familie und viele Landesbewohner getauft. Schließlich

starben die Glaubensboten unter den Mordmessern der Heiden, und zwar auf Anstiften Geilanas, der Herzogin. Den Segen des Christentums erkennend, eiferte Herzog Gotzbert für dessen Verbreitung. Seine Begeisterung für das Licht weckte den Haß der Heiden, welche sich empörten und den Herzog töteten. Hetan, Gotzberts Sohn und Nachfolger, trat in die Fußstapfen seines Vaters. Er baute zu Würzburg die erste Kirche und schenkte dem heiligen Missionsbischofe Willibrord bei Hammelburg Besitzungen zur Erbauung eines Klosters. Unter Schutz und Fürsorge Hetans gewann das Christentum immer größere Ausdehnung. Da empörten sich abermals die heidnischen Thüringer und riefen das wilde, raubgierige Sachsenvolk in das Land. Hetan fiel im Kampfe, und die ganze herzogliche Familie wurde im Jahre 716 ausgerottet. Und jetzt kam über Thüringen ein furchtbares Strafgericht. Mit Feuer und Schwert wüteten die Sachsen. Das ganze Land wurde zur Wüste. In Knechtschaft und Hungersnot schmachteten die Landesbewohner. Die Christen wurden auf das Grausamste verfolgt und flüchteten in Verstecke der Wälder. Manche wurden abtrünnig und kehrten zum Götzendienste zurück. Die Meisten beharrten jedoch im christlichen Glauben, und Viele starben den Martyrertod.[39])

In solchem Zustande fand der heilige Bonifatius Thüringen im Jahre 719. Die Todesgefahren nicht

achtend, denen er ausgesetzt war, zog er durch das Land, die zerstreuten Christen tröstend und im Glauben stärkend. Durch die Verhältnisse gezwungen, mußte er bald Thüringen verlassen, ohne die Hinterlassenschaft des heiligen Kilian wesentlich fördern zu können.

Im Jahre 721 änderten sich die verzweifelten Zustände. Karl Martell erschien an der Spitze eines Heeres, überwand die Sachsen in blutiger Schlacht und warf sie aus Thüringen hinaus. Abermals wurde das Land dem Frankenreiche unterworfen, und der Graf von Würzburg schaltete im Namen Karls.

Dem abgezogenen Sieger folgte Bonifatius auf dem Fuße. Mit größter Freude empfingen ihn die Christen. Die Heiden, durch namenloses Unglück geläutert, zeigten große Neigung für die Annahme der Heilslehren, umdrängten in dichten Scharen den Prediger Bonifatius, der eine große Menge Heiden taufte. Zu Hamelburg nahm er die Schenkung Hetans in Besitz und baute daselbst ein Kloster.[40])

Jetzt kam Bonifatius im Jahre 724 zum dritten Male nach Thüringen, in der Absicht, das von ihm erbaute Kloster mit einigen Mönchen zu besetzen, denen die Seelenleitung der Getauften und die weitere Verbreitung des Christentums obliegen sollte. Da traten ihm ganz unerwartete Schwierigkeiten entgegen. Zu seiner größten Überraschung und Betrübnis fand er nämlich giftiges Unkraut unter dem Weizen, den jungen

Weinberg des Herrn überwuchert vom Dorngestrüpp der Irrlehre, — eine ebenso merkwürdige, wie vielsagende Erscheinung, die beweist, daß die Geister der Finsternis niemals unthätig sind, zuweilen sogar durch Arbeitsamkeit und Eifer manche Diener des Lichtes beschämen. Während seiner zweijährigen Abwesenheit erhoben sich getaufte Heiden, die nach eigenen Erfindungen und germanischem Geschmack die christlichen Lehren verbesserten. Sie gewannen bald großen Anhang, weil diese ersten deutschen Ketzer die Strenge der christlichen Sittengesetze milderten durch die Erlaubnis, nach herkömmlichen heidnischen Gelüsten zu leben. Der Glaube allein und Christi Erlösungstod genügten zur Seligkeit, — ohne Zweifel eine gefällige Entdeckung findiger Barbarenköpfe. Die Befriedigung niederer Triebe und des Hanges zu üblichen Ausschweifungen der Walhallareligion verschloß nicht die Pforten des Himmelreiches. Diese Häresiearchen, welche behaupteten, Priester zu sein, brachten nach christlichem Kultus das Meßopfer dar, opferten jedoch zugleich den alten Göttern Stiere und Böcke und nahmen Teil an wüsten Gelagen der Götzenmahle. Nebenbei betrieben sie lebhafte Hetze gegen den heiligen Bonifatius, beschuldigten ihn der Irrlehre, regten die Gemüter wider ihn auf und zerklüfteten durch Hader die jungen Christengemeinden. „Einige falsche Christen," berichtet Othlo, „welche Drothwin, Bertheri, Canbereth und Hunred hießen,

hatten ihrer ketzerischen Verkehrtheit bereits großen Anhang verschafft. Sie waren unsittliche Menschen und Ehebrecher und erregten den heftigsten Streit gegen den Mann Gottes.“[41])

Bonifatius erkannte die große Gefahr für den Bestand der Christusreligion in Thüringen, und war zum Kampfe mit den vier Sektenhäuptern entschlossen. In öffentlicher Volksversammlung sollten die falschen Propheten entlarvt werden. Briefe des Papstes an einige Häuptlinge, sowie an das ganze Volk der Thüringer mochten in diesem schwierigen Unternehmen ihm dienlich sein; denn diese Schreiben, welche Bonifatius bei seinem letzten Aufenthalte in Rom empfangen hatte, gaben Zeugnis von der Sendung und den übertragenen Vollmachten des Heiligen.

Der Bischof hatte mit dem Grafen Bodogast, dem fränkischen Statthalter eine Zusammenkunft. Das Ergebnis dieser Unterredung war eine Einladung an die Häuptlinge zu einer großen Versammlung in Würzburg.

„Es handelt sich um die Wohlfahrt des Thüringerlandes,“ meldeten die gräflichen Boten.

Auch die vier Religionsstifter wurden vorgeladen.

„Vor dem Sendboten des Papstes und vor dem Volke sollt ihr beweisen, daß ihr keine Lügner und falschen Propheten seid,“ kündigten die Boten des Statthalters. „Erscheint ihr nicht auf dem Volksthing, dann

bekennt ihr euch schuldig und werdet des Landes verwiesen."

Der zehnte Juli des Jahres 724 war für die Versammlung bestimmt.

Die nächste Folge der angekündigten Tagfahrt war eine heftige Erregung der Menschen in ganz Thüringen. Die vier Sektenhäuptlinge verdoppelten ihre Schmähungen gegen Bonifatius und bemühten sich, an der Spitze zahlreicher und streitbarer Männer beim Thing zu erscheinen. Nicht minder thätig waren die Anhänger des Bischofs. Vorläufig stritten sie mit kräftigen Worten und schleuderten schwere Anklagen wider die argen Lügner und Verführer. Und da nach urdeutscher Sitte Streitigkeiten von Bedeutung häufig mit Schwerthieben geschlichtet wurden, so rüsteten beide Teile zum Kampfe.

In dieser allgemeinen Bewegung der Getauften blieben die Heiden nicht gleichgültig. Da es sich, nach des Grafen Versicherung, um Thüringens Wohlfahrt handelte, so wollten auch sie dabei sein. Auf wessen Seite das Recht gefunden wurde, dorthin wollten sie sich stellen, mit Schwert und Keule streiten für des Landes Heil.

Bei der heftigen Gemütsbewegung der Thüringer und ihrer Neigung zu Gewaltthätigkeiten, erschien die Versammlung gewagt und verhängnisvoll. Leicht konnten aus den religiösen Spaltungen innere Fehden und Kriege

hervorgehen, das kaum beruhigte Land abermals in schweres Unglück stürzen.

Der Heilige rüstete sich zum unvermeidlichen Kampfe mit starker Wehr, mit allzeit siegreichen Waffen, — mit Fasten und Gebet. Zu Würzburg hatte er mit seinen Mönchen das Gebäude neben der Kirche bezogen, von Herzog Hetan als Priesterwohnung erbaut. Die von den Sachsen verwüstete Kirche hatte Graf Bodogast wieder hergestellt und seinem Burgkaplan zur Feier des Gottesdienstes übergeben.

Am Tage vor dem Thing strömten von allen Seiten die Landesbewohner herbei, Männer und Frauen, Freie und Schalke. Die Frilinge erschienen bewaffnet bis an die Zähne, als gelte es, mit Schwertern und Spießen die Wahrheit zu beweisen. Sämtliche Blockhäuser, Hütten und Schuppen waren mit Gästen angefüllt. Die Stammesältesten und Häuptlinge genossen die Gastfreundschaft des Statthalters auf der Burg.

Dem Heiligen blieben die Gefahren des nächsten Tages nicht verborgen, dennoch bewahrte er seine gewöhnliche Ruhe, kein düsteres Gewölk ängstlicher Besorgnis überschattete sein friedvolles, ehrwürdiges Angesicht. Er wußte, daß menschliche Arglist, Gewalt und Bosheit nichts vermochten wider Gottes Ratschlüsse, und daß von oben Hilfe kam und Rettung. Infolge dieser Anschauungsweise genügte es ihm nicht, mit täglichem Flehen den Himmel zu bestürmen, er nötigte

auch durch fortgesetzte dringende Bitten die Klosterbewohner in England, durch Gebete sein Missionswerk zu unterstützen. Am Vorabend der Versammlung wiederholte er die gleiche Bitte in einem Briefe an den Abt Aldher, und dieses Schreiben gibt zugleich Zeugnis von der Gemütsstimmung, in der sich Bonifatius in jenen Stunden befand.

Am Tische des dürftig ausgestatteten Zimmers saß Gregor vor einem ausgebreiteten Pergamentblatt, den Schreibkiel in der Hand. Bonifatius stand ihm gegenüber und hob zu diktieren an.

„Dem ehrwürdigen Bruder und Abte Aldher Bonifatius, geringer Diener der Diener Gottes, seinen Gruß in Christus! An die Güte Euerer Liebden wende ich mich mit den tiefsten und innigsten Bitten meines Herzens, daß Ihr Euch würdigen möget, durch die Fürsprache in Eueren hochheiligen Gebeten unserer eingedenk zu sein, und in Eueren Bitten erflehen wollet, daß der gütige Herr, welcher die Ursache unserer Pilgerschaft ist, das Fahrzeug unserer Gebrechlichkeit in den Fluten der deutschen Sturmwetter nicht sinken lasse, sondern es durch seine schützende und leitende Rechte unversehrt erhalte und an das ruhige Gestade des himmlischen Jerusalem führe. Grüßt alle unsere in Gott überaus teueren Brüder Euerer heiligen Genossenschaft mit dem Kusse unserer Liebe und Ergebenheit. Wir ersuchen Euch, daß Ihr darauf bedacht sein

wollet, für die dem Götzendienst ergebenen deutschen Völker Fürbitte einzulegen und den Herrn, welcher für das Heil der ganzen Welt sein Blut vergoß und will, daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen, zu bitten, daß er sie zur Erkenntnis des Schöpfers und zum Schoße der Mutter Kirche geleite. Daß Euerer Glückseligkeit es wohl ergehe und durch heilige Erfolge in Christus voranschreite, ist unser eifriger Wunsch." [42])

Kaum hatte Bonifatius einen Brief unterzeichnet, der ebenso die bestehenden Gefahren, wie starke Zuversicht auf Gottes Hilfe ausdrückt, als seine Reisebegleiter, drei Mönche von Hamanaburg, mit dem Burgkaplan Norbert eintraten. Letzterer war gleichfalls Benediktiner und verriet seine gallische Abstammung durch ungewöhnliche Lebhaftigkeit. Der Bischof hieß die Eintretenden freundlich willkommen. Sofort entspann sich bewegte Unterhaltung über den kommenden Tag.

„Die vier Ketzerhäuptlinge sind vollzählig eingetroffen und mit ihnen vier Haufen Anhänger, alle gut bewaffnet und schlagfertig," berichtete Norbert. „In Wahrheit sagt schon Pomponius Mela von den Deutschen: »Jus in viribus habent, in der Stärke finden sie das Recht!« [43]) Demzufolge werden sie mit Schwert und Streitaxt die Wahrheit ihrer Ketzerei zu beweisen versuchen. Erringen sie den Sieg, dann ist auf unserer Seite die Irrlehre, weil nach germanischer Auffassung

der Stärkere immer recht hat. Die Sache ist bedenklich. Die Gemüter sind erhitzt und beide Teile zum Kampfe bereit."

Die Worte riefen Merkmale von Ängstlichkeit und Bangen auf die Gesichter der Mönche. Der Heilige bemerkte die Gemütsbewegung seiner Mitarbeiter und eilte, die Geängstigten zu beruhigen.

„Adjutorium nostrum in nomine Domini," — „unsere Hilfe ist im Namen des Herrn!" sprach er. „In Würzburg erstritt zwar der heilige Bischof Kilian mit seinen frommen Genossen die herrliche Krone des Martyriums, — dürfen wir gleichen Siegespreis hoffen? Nein, meine Brüder! Vorläufig sind wir dieses höchsten Ruhmes nicht würdig. Die vier Häresiarchen und deren Anhänger sind nicht berufen, uns die Pforten ewiger Wonne zu erschließen. Vor uns liegt vielmehr eine sehr lange Rennbahn heißer Kämpfe, schwerer Arbeiten und Mühsale, bis die Finsternis überwunden und allen deutschen Stämmen das Licht der göttlichen Wahrheit leuchtet."

Die Worte klangen prophetisch und wurden in diesem Sinne von den Mönchen aufgefaßt.

„Deo gratias!" sprachen sie, ihre Köpfe dankbar neigend.

„Die Ketzer haben sogar die Dämonen als Streitgenossen aufgerufen," berichtete Norbert. „Wie ein Christ mir heute nachmittag erzählte, brachten sie den

Götzen Opfer, mit schauerlichen Flüchen und Verwünschungen gegen Bonifatius verbunden. Zum Thing erscheint mit ihnen eine Zauberfrau, deren Machtsprüche den bösen Mann Bonifatius tot niederstrecken, sobald er den Mund öffnet wider Hunred und dessen Genossen. — Da ist der Teufel wieder einmal dumm gewesen, indem er vor den Augen seiner Gesippten Zeugnis gibt von seiner Ohnmacht."

„Dennoch muß zugestanden werden," sagte Forhthat, ein Benediktinermönch, der jüngst mit Eoban, Wigbert und Geppan aus England zur Unterstützung des heiligen Bonifatius kam, „daß Satan für sein Reich unermüdlich thätig und immer bei der Arbeit ist. Zur Vernichtung des Missionswerkes Kilians entflammte er wilden Haß und Mordwut der Heiden, — jetzt streut er Unkraut unter den Weizen und stiftet Ketzereien. Die letzte Teufelsthat halte ich für gefährlicher und den Seelen verderblicher, als die erste. Rohe Gewalt schafft Blutzeugen, — Irrlehren vergiften die Gemüter und öffnen Abgründe fast unheilbarer Verblendung. Die Geschichte der Arianer, Manichäer und anderer beweist dies."

„Einverstanden!" sprach mit ernstem Kopfnicken Bonifatius. „Bereits an der Wiege des Christentums in Deutschland erhebt die Ketzerei ihr ruchloses Haupt, — was allein kann hier retten, die Flut des Irrsals dämmen? Sobald irgendwo das Samenkorn des Wortes

Gottes in den Herzen Wurzel faßt, da kommt der Menschenfeind und säet Unkraut. Deshalb mußten schon die Apostel streiten gegen Irrlehrer. Eine lange Reihe von Glaubensspaltungen und Ketzereien entstand seit den Apostelzeiten. Welche Folgen müssen naturgemäß stete Angriffe der Höllenpforte auf die Offenbarungswahrheiten schließlich haben? In Thüringen sehen wir es vor Augen, — Verwirrungen und Zerklüftungen sind unvermeidlich. Des Menschen angeborene böse Neigungen verbinden sich mit dem Geiste der Finsternis bereitwilliger, als mit dem Geiste des Lichtes. Außerdem behaupten alle Sektierer, die Wahrheit zu lehren, viele versuchen es sogar, aus der Bibel ihre Lügen zu beweisen. Daher Streitigkeiten, heftige Zusammenstöße der Meinungen, Spaltungen, Abfall, Erlöschen des Lichtes, Triumph der Finsternis. Nochmals, — was allein kann die Wahrheit retten und erhalten bei solchen Gefahren? Einzig das Werk göttlicher Weisheit und Vorsehung, — die Stiftung eines unfehlbaren Lehramtes in der Kirche, das für alle Zeiten sicher entscheidet, was Irrtum und Wahrheit. Ein Träger dieser Unfehlbarkeit, ein sichtbares Oberhaupt der Kirche war notwendig, von dem alle geistliche Gewalt und Sendung ausgeht. Wo Petrus ist in seinen Amtsnachfolgern, den Päpsten, da ist die Kirche Gottes, da ist die von Christus gelehrte Wahrheit. So kann ich morgen vor die ersten deutschen

Ketzer hintreten mit den Vollmachten und Sendungsbriefen des Papstes, — dies entscheidet alles. Hätte ich nicht die Sendung des Kirchenoberhauptes, stünde ich mit dem Nachfolger des heiligen Petrus nicht in Glaubensgemeinschaft, — wie sollte ich Leute zum Schweigen bringen können, welche behaupten, die Wahrheit zu lehren? Und dies gilt für alle Länder und Zeiten. Unlösbare Verwirrungen und Spaltungen sind unvermeidlich ohne Schiedsspruch des unfehlbaren Lehramtes. Darum ging ich nach Rom, legte in die Hände des von Christus bestellten Felsenmannes mein Glaubensbekenntnis ab, beschwor unerschütterliches Festhalten am depositum fidei und empfing die kanonische Sendung. Jetzt kann ich mit Vertrauen auf Gottes Beistand den kommenden Dingen entgegen sehen."

„Deo gratias!" sprachen die Mönche.

„Was Deine Ehrwürdigkeit sagte von steten Angriffen der Lüge gegen die Wahrheit, das gilt auch für Neustrien," erklärte Norbert. „Jeden Augenblick taucht ein Ketzer auf, — manchmal ist es sogar ein Bischof, wie jener Aldebert, der sich auf besondere Offenbarungen Gottes beruft und das Volk in Irrtum führt. Neben anderem tollen Wahnwitz läßt er seine Fingernägel und Haare als heilige Reliquien verehren, weiht Bethäuser auf seinen Namen und spricht ohne Beichte alle Sünder ledig, weil er behauptet, alle verborgenen Dinge zu kennen." [44])

Merkmale des Unmutes spiegelten sich auf dem Angesichte des Heiligen.

„Solche traurigen Erscheinungen verschulden vielfach Sorglosigkeit und verweltlichter Sinn der neustrischen Bischöfe," entgegnete er im Tone des Mißfallens. „Seit fünfzig Jahren wurde keine Synode in Gallien gehalten. Wie sollen Korruption und Niedergang des Klerus verhütet werden ohne Konzilien und Synoden? Nicht umsonst fordert deren regelmäßige und häufige Wiederkehr unsere heilige Mutter, die Kirche. Wenn Satzungen und Strafen der Synoden die Lauen aufrütteln, die Eifrigen noch mehr begeistern, die Schuldigen und Pflichtvergessenen züchtigen, — wenn auf Synoden erfahrene, fromme und weise Hirten leitend, mahnend und belehrend ihre Stimme erheben, — dann erhält das Volk gewissenhafte Seelsorger und die Ketzerei findet keinen Boden. Bei meinem letzten Aufenthalte in Rom habe ich dem Papste diese traurigen Zustände in Gallien vorgetragen und ihn angefleht, mit väterlicher Strenge auf jährlichen Synoden zu bestehen, wie solche die kirchlichen Bestimmungen vorschreiben."[45])

Er hatte mit viel Wärme und Nachdruck gesprochen, und sein Eifer bewies, daß er den Gegenstand für außerordentlich wichtig hielt.

„Ich sage nicht zu viel mit der Behauptung," fing er wieder an, „daß im ganzen Frankenreiche, in Gallien wie in Deutschland, Verbreitung und Fortbestand der

unverfälschten Christuslehre von Kirchenversammlungen abhängen. Das Hirtenamt ist göttlicher Einsetzung und auch eine natürliche Notwendigkeit. Wie soll aber nach den bestehenden Verhältnissen der Papst sein oberstes Hirtenamt wirkungsvoll ausüben ohne Synoden und Konzilien? Wie ist die Aufrechthaltung kirchlicher Disciplin möglich im Klerus ohne Synoden? Und weil seit fünfzig Jahren in Westfranken, von Ostfranken gar nicht zu reden, keine Kirchenversammlungen gehalten wurden, darum ist die Disciplin tief erschüttert, untergraben. Woher so viele unwürdige Priester und Bischöfe? Woher das Waffengetöse in den Kirchen, der eitle Prunk, der verweltlichte Klerus? Woher die Verwilderung des Volkes in Gallien, das Sinken der Moral, das Hinsterben christlichen Sinnes, die wachsende Verrohung der Geister? Diese Übel entspringen nicht zuletzt aus der Vernachlässigung der Synoden. Dem Papste entgeht die Möglichkeit, in das Walten der Bischöfe bestimmend einzugreifen, und die Bischöfe versäumen ihre Pflicht, durch Synodalbeschlüsse ihren untergebenen Klerus zur gewissenhaften Erfüllung der Seelsorge anzuhalten. Andere Bischöfe wollen keine Synoden, weil sie selbstherrisch regieren möchten, weil sie Wünsche, Ratschläge, berechtigte Forderungen und Klagen der Synodalen scheuen. O meine Brüder," fuhr er im Tone tiefer Bekümmernis fort, „seht Ihr nicht, wie im westfränkischen Reiche, wo seit Jahr-

hunderten das Christentum besteht, die Herrschaft wilder Triebe einzureißen droht? Welche Eigenschaften befähigen zur bischöflichen Würde? Etwa Frömmigkeit, wissenschaftliche Bildung, geistlicher Beruf und Seeleneifer? Leider nicht! Tapfere Schwertmänner, rauhe Krieger, denen Kampf und Blutvergießen Freude ist, das sind die Erwählten. Mit Vorliebe setzen die Frankenfürsten ihre besten Streiter auf Hirtenstühle, belohnen ihre kriegslustigen Haudegen mit kirchlichen Einkünften. Wohin solche schwere Mißgriffe führen, verkünden laut genug die heillosen Zustände in Gallien. Vor zweihundert Jahren eroberte das deutsche Frankenvolk Gallien und ließ sich taufen, — dennoch sind die Franken im Leben und Streben keine Christen geworden in ihrer Gesamtheit. Seit vielen Jahren entfernen sie sich immer mehr von Jenem, der ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, und in demselben Verhältnisse erwachen in ihnen die alten heidnischen Leidenschaften. Schreitet die Entwickelung des urgermanischen Wesens ungestört weiter, dann versinkt das Christentum vollständig, der entweihte Altar Jesu Christi dampft vom Blute der Götzenopfer, und nach Verlauf der Jahre wird vom Evangelium nichts übrig sein, als die Erinnerung an dasselbe. Was allein kann die Auflösung verhindern, — was allein kann helfen und retten in diesen furchtbaren Gefahren? Einzig der feste Anschluß an das von Christus gestiftete oberste Hirten-

und Lehramt, die innige Glaubensgemeinschaft mit dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche. Werden die Franken durch regelmäßig wiederkehrende Kirchenversammlungen nicht auf diese Bahn geleitet, dann sind Zerfall und Untergang des Christentums im Frankenreiche zweifellos."

Nicht ohne bange Erregung waren die Mönche den Worten gefolgt, wobei sie eine Ahnung über das später offenkundig gewordene außerordentliche Organisationstalent des Heiligen beschlich.

„Deine Ehrwürdigkeit hat die gallischen Zustände nach der Wirklichkeit geschildert," sagte Norbert. „Möge es Dir gelingen, den mächtigen Beherrscher des Frankenreiches von den bestehenden Gefahren für das Christentum und von der Notwendigkeit der Synoden zu überzeugen."

„Dein guter Rat ist längst mein Entschluß," entgegnete Bonifatius. „Den Fürsten Karl werde ich bei unserer nächsten Zusammenkunft beschwören, gemeinsam mit unserer Mutter Kirche die Völker den Weg des Heiles zu führen."

Der Ruf eines Glöckleins schnitt die Unterhaltung entzwei. Der Bischof und die Mönche gingen zur Kirche, die Psalmen der Complet zu singen.

Am nächsten Morgen feierte Bonifatius die heilige Messe. Die geräumige Holzkirche war dicht mit Christen gefüllt, die sich erbauten an der Andacht des

heiligen Mannes. Auch der Graf Bodogast war mit zahlreichem Gefolge von der Burg niedergestiegen. Er kniete auf behängtem Schemel in der Nähe des Altares, und zwar in vollständiger Waffenrüstung. Auch die ihn umgebenden Mannen, eine auserlesene Schar tapferer Franken, trugen Stahlhelme, Kettenpanzer, Schwerter und Lanzen, und diese Kampfbereitschaft bewies, daß Bodogast Vorsichtsmaßregeln für notwendig hielt.

Auf dem weitgedehnten Platze vor der Kirche drängten sich Christen und Heiden, aber in streng geschiedenen Reihen. Die Heiden standen im Hintergrunde, trotzig blickende Männer in Waffen und vorwitzig gaffende Frauen. Ihre Glaubenssymbole und zugleich ihre Banner, Götzen-Figuren und -Bilder, überragten an hohen Schaften die Menge.[46]) Diese Idole, bei Kriegszügen den heiligen Hainen entnommen, gaben zu erkennen, daß auch die Heiden Waffenstreit voraussetzten und an demselben teilzunehmen gedachten.

An die Heiden schlossen sich zur Linken die Anhänger des heiligen Bonifatius. An ihrer Spitze und der Kirche zunächst standen einige angesehene Häuptlinge, die Vornehmsten des Thüringervolkes, deren Namen die Geschichte aufbewahrte; sie hießen Asulf, Goddaw, Wilberc, Gunthar und Alvold. Bei den Verwüstungen Thüringens durch die Sachsen leisteten diese Fünf an der Spitze ihrer Scharen tapferen Wider-

stand, und ihre heldenmütige Beharrlichkeit verhinderte die völlige Ausrottung des Christentums. Auch sie erschienen jetzt, gleich ihren Gesinnungsgenossen, in Kriegsrüstung, und ihre Haltung bewies, daß sie entschlossen seien, die Richtigkeit ihrer Überzeugung mit den Waffen zu beweisen.

Den Rechtgläubigen gegenüber, von ihnen durch einen mehrere Schritte breiten freien Raum geschieden, standen die Anhänger der vier Irrlehrer. Drothwin, Bertheri, Canbereth und Hunred, wie die Ketzerhäuptlinge hießen, waren augenscheinlich bemüht, schon durch die Seltsamkeit ihrer Tracht die Aufmerksamkeit für ihre Person und Bedeutung zu erregen. Ihr Anzug glich ihrer Lehre, eine phantastische Mischung von Christlichem und Heidnischem. Über dem knapp anliegenden Unterkleid der Landesbewohner trugen sie einen langen, faltigen Rock, offenbar die Nachahmung des Ordensgewandes der Benediktiner. Statt des Strickes, womit die Mönche ihre Lenden gürteten, hatten sie Lederriemen umgeschnallt, daran wuchtige Schwerter hingen, dazu bestimmt, durch kräftige Hiebe die Wahrheit ihrer Ketzerei darzuthun. Ihre Köpfe hatten sie glatt geschoren und nur schmale Haarstreifen stehen lassen, so daß ihre Tonsur jener der Mönche nahe kam. Aber Haltung und Gesichtsausdruck der Vier bildeten schreiende Gegensätze zum Habitus der Söhne des heiligen Benedikt. Keine Spur demütigen Sinnes und

ascetischer Lebensstrenge verriet das Äußere der vier Hünen. Ihre Gesichtszüge waren rauh, infolge übermäßigen Biergenusses stark gerötet, und der wilde Blick ihrer Augen verriet die ungebändigte Naturkraft und zügellose Leidenschaftlichkeit der Heiden.

In der Reihe der Vier stand die Zauberfrau, ein starkknochiges, hageres Weib von strammer Haltung. Sie trug die Kleidung der Alrunen oder weissagenden Götzenfrauen, deren Messer den Opfern die Gurgel durchschnitten. Statt des Messers hielt sie einen geschälten, mit Runen beschriebenen und mit geheimnisvollen Zauberfiguren bezeichneten Stab in der Hand. Die Anwendung dieses Stabes, verbunden mit betreffenden Zaubersprüchen, genügte nach heidnischem Aberglauben, den Menschen sofort in irgend eine Tiergestalt zu verwandeln oder zu töten. Demzufolge erwarteten die Irrlehrer und die Heiden, Bonifatius werde in ein Tier verwandelt oder tot umsinken, sobald die Zauberfrau ihren Stab nach ihm ausstreckte. Um den Kopf hatte sich das Weib einen Kranz von Eichenzweigen geschlungen, der zugleich ihr Haar zusammenhielt, das frei über Schultern und Nacken hinabfiel. Ihre unheimlich funkelnden Augen waren beständig auf den Eingang der Kirche gerichtet, durch den jetzt die Christen, nach Vollendung des Gottesdienstes, hervorkamen und sich mit ihren Glaubensgenossen vereinigten.

Das Gesumme der Menge verstummte, als unter dem Vortritt des Grafen und seiner Mannen der heilige Bonifatius und die Mönche erschienen. Den Bischof kleidete die Albe, ein langes, weißes Gewand, mit dem Cingulum umgürtet. Über der Albe glänzte die reich in Gold gestickte Stola, eine kunstvolle Arbeit englischer Klosterfrauen.[47]) Sobald die ehrwürdige Gestalt des Heiligen sichtbar wurde, fesselte sie aller Blicke. Selbst die Heiden verschlossen sich dem Eindrucke nicht, welchen der Anblick dieser hoheitsvollen Erscheinung, dieser hehren, im Wiederschein der eben vollzogenen innigen Vereinigung mit Gott leuchtenden Züge hervorbrachten. Die Mönche, in deren Mitte Bonifatius hervortrat, hatten über die rauhen Kutten weiße, leinene Chorhemde gezogen.

Bodogast schritt nach der Rednerbühne, zu der einige Stufen emporführten. Die Verflüchtigung der Schallwellen zu verhindern, war der Rednerstuhl mit einem Schalldeckel überdacht und mit einer Rückwand versehen, so daß auch mäßig starke Stimmen der Volksmenge verständlich wurden. Sogar auf die Ausschmückung der Bühne war der Mönche Schönheitssinn bedacht, indem Tannenzweige und Kränze von Eichenlaub die rohen Wände verdeckten.

„Ihr Männer des Thüringerlandes! Getreue des Frankenreiches!" rief Bodogast von der Bühne. „Ich habe euch zum heutigen Thing berufen, damit ihr

vernehmet aus dem Munde des ehrwürdigen Bischofs Bonifatius, des Sendboten des Vaters und Oberhauptes der Christenheit, was euch zum Heile und eurem Lande zur Wohlfahrt gereicht. Höret darum mit Aufmerksamkeit und erwäget mit Besonnenheit. Ihr wißt, die Thingstatt ist gefriedet. Bei schwerer Strafe an Leib und Leben wage es niemand, durch Lärmen oder Gewaltthat den friedsamen Verlauf des Things zu stören."

Nach diesen Worten verließ Bodogast die Bühne. An des Grafen Stelle erschien Norbert, der Burgkaplan, einige Pergamentstücke in der Hand.

„Fromme Christen, — ehrenhafte Heiden!" hob er an. „Genugsam ist euch allen bekannt, wie seit Jahren der ehrwürdige Gottesmann Winfried, jetzt Bonifatius genannt, gar eifrig bemüht war, den Bewohnern Thüringens die frohe Botschaft des zeitlichen und ewigen Heiles zu predigen. Durch die heilige Taufe hat er vielen Heiden die Pforten des Himmelreiches erschlossen. Die Christen, welche der grausigen Mordwut des Sachsenvolkes entgingen, hat er getröstet und mit Recht gerühmt ob ihrer bewiesenen Glaubenstreue. Darauf ging der apostolische Mann nach Rom, weil ihn der Papst, das von Gott eingesetzte Oberhaupt der Kirche, dahin berief. Zu Rom erzählte Bonifatius dem Papste vom Volke der Thüringer. Die schweren Nöte und Qualen schilderte er ihm,

welche die Christen und die Heiden erdulden mußten durch die grimmvollen Sachsen. Solches that dem Papste sehr viel leid; denn er ist Vater aller Christen und hat für sie ein Herz voll Liebe und treuer Minne. Wie nun der apostolische Mann Bonifatius dem Papste kund that den Heldensinn der Christen des Thüringerlandes, ihre Glaubensstärke und kühnen Mut, lieber zu sterben, als abtrünnig zu werden der Heilslehre, — hatte der Papst überaus große Freude. In der Wonne seines Herzens weihte er nicht bloß den ehrwürdigen Bonifatius zum Bischof und machte ihn zu seinem Sendboten, er schrieb auch zwei Briefe an das ganze Volk der Thüringer und an seine Stammeshäupter. Seht hier die Briefe!" — er entfaltete die Pergamentbogen, deren aufgedruckte Siegel von der Menge staunend betrachtet wurden. „Jetzt höret und merket! Jetzt lese ich euch vor, was der heilige Mann Gregorius, der Statthalter Gottes auf Erden, an euch geschrieben hat."

Während Norbert zum Vorlesen sich anschickte, fesselte hochgespannte Erwartung die versammelte Menge. Sogar auf dem finsteren Gesichte der Zauberfrau erschienen Merkmale des Vorwitzes, während die vier Sektenhäupter, ungewiß über ihre Behandlung durch den Papst, mißtrauisch auf den Benediktiner blickten und sich fester auf die Griffe ihrer langen Schwerter stützten.

Mit feierlich langsamer Stimme, fast jedes Wort betonend, hob Norbert zu lesen an:

„Gregorius, Knecht der Knechte Gottes, an das gesamte Volk der Thüringer! Unser Herr Jesus Christus, der Sohn Gottes und wahre Gott, ist vom Himmel herabgekommen, ist Mensch geworden, hat sich gewürdigt, für uns zu leiden und am Kreuze zu sterben, ist am dritten Tage, nachdem er begraben worden, von den Toten wieder auferstanden und ist in den Himmel aufgefahren. Seinen heiligen Jüngern hat er gesagt: Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und hat jenen, die an ihn glauben, das ewige Leben versprochen. Da wir also wünschen, daß ihr euch mit uns immerdar dort freuen möget, wo der Freude keine Ende, keine Trübsal und keine Bitterkeit, sondern nur fortwährende Herrlichkeit ist, so haben wir unseren Bruder, den hochwürdigsten Bischof Bonifatius, zu euch gesendet, um euch zu taufen, den Glauben Christi zu lehren und vom Irrtum auf den Weg des Heiles zu führen, damit ihr das ewige Leben erlanget. Gehorchet ihm deshalb in allem, ehret ihn wie euren Vater und neiget eure Herzen zu seiner Lehre; denn wir haben ihn nicht zur Erzielung irdischen Gewinnes, sondern zum Heile eurer Seelen zu euch gesendet. Liebet also Gott, den Herrn, und empfanget in seinem Namen die Taufe, weil der Herr, unser

Gott, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, denen bereitet hat, die ihn lieben. Lasset jetzt ab von bösen Werken und handelt recht, betet keine Götzen an und opfert kein Fleisch, weil Gott solche Dinge nicht annimmt, sondern richtet euch und handelt in allem nach dem, was euch unser Bruder Bonifatius lehrt, und ihr werdet gerettet sein, ihr sowohl, als auch eure Söhne immerdar. Errichtet ein Haus, wo der Bischof selbst, euer Vater, wohnen soll, und Kirchen, wo ihr beten sollt, damit Gott euere Sünden euch vergebe und das ewige Leben verleihe.“ [48])

Der Eindruck des päpstlichen Schreibens auf das lauschende Volk war ein überaus günstiger. Die Christen vernahmen freudig erregt die väterlich warmen Worte des Kirchenoberhauptes; den Heiden schmeichelte die innige Teilnahme und Sorge für ihr ewiges Heil. Nur die Häresiearchen standen finster und trotzig. Lobende Bemerkungen ihrer Anhänger auf den Papst erweckten ihren Ärger, ebenso erfüllte sie der Heiden sichtliche Geneigtheit für das Christentum mit Unruhe und Zorn.

„Jetzt höret den zweiten Brief des Vaters der Christenheit!“ rief Norbert. „Während der erste Brief gerichtet war an das gesamte Volk der Thüringer, an die Christen und die Heiden, ist dieses zweite Schreiben gerichtet an das christliche Volk, sowie an die ge-

nannten verdienstvollen, im Glauben starken und tapferen Männer."

Der Benediktiner las:

„Den hochedeln Männern, seinen Söhnen Asulf, Goddaw, Willerc, Gunthar und Alvold, sowie allen gottgefälligen, christgläubigen Thüringern, der Papst Gregorius! Als wir erfuhren die Standhaftigkeit eures in Christus hochherrlichen Glaubens, wie ihr den Heiden, welche euch drängten, die Götzen zu verehren, in vollkommenem Glauben geantwortet habt, daß ihr lieber glückselig sterben, als euren christlichen Glauben irgendwie verletzen wolltet, so erfüllte uns dies mit namenloser Freude. Mit überaus großem Frohlocken statteten wir unserem Gott und Erlöser, dem Spender aller Güter, den schuldigen Dank ab und wünschen, daß ihr durch seine begleitende Gnade zu noch Besserem und Vorzüglicherem voranschreiten möget. Zur Bekräftigung eures Glaubens seid mit gottesfürchtigem Sinn zugethan dem heiligen apostolischen Stuhle. Erheischt es das Werk der heiligen Religion, so suchet es bei dem erwähnten apostolischen Stuhle, der geistlichen Mutter aller Gläubigen, Trost und Beistand, wie es den Söhnen, welche Miterben eines Reiches sind, ihn bei dem königlichen Vater zu suchen geziemt. Auch wollen wir und ermahnen wir euch, daß ihr der Thätigkeit des gegenwärtigen vielgeliebten Bruders Bonifatius, welchen wir als geweihten Bischof im Predigtamte zu euch sandten und welcher zur

Anleitung eures Glaubens in den apostolischen Satzungen unterrichtet ist, zur Vervollständigung eurer Seligmachung im Herrn in jeglichem eure Zustimmung gebet.“ [49])

Das päpstliche Lob für die Glaubenstreuen, namentlich das Rühmen der genannten Stammeshäupter, weckte stürmischen Beifall. Die Christen schlugen ihre Waffen zusammen, die Heiden folgten ihrem Beispiele, und auch die Irregeleiteten vereinigten das Klirren ihrer Waffen mit dem ehernen Getöse.

„Heil dem Papste!“ riefen viele Stimmen. „Heil dem Vater der Christen!“

„Donars Strahl zerschmettere ihn!“ knirschte Humred.

„Fluch dem Lobredner des argen Bonifatius!“ stieß Bertheri grimmig hervor.

Der Bischof nahte der Rednerbühne. Der Lärm verstummte. Alle Blicke ruhten auf dem Mann, welchen das Oberhaupt der Christenheit als Lehrer und Vater empfohlen hatte.

„Jetzt gilt's!“ mahnte Drothwin die Zauberfrau. „Gebrauche Deine Macht! Wandle geschwind den Unhold in eine Kröte.“

„Strecke aus Deinen Stab wider den Arglistigen!“ drängte Canbereth. „Werfe ihn nieder, — töte ihn, bevor er den Mund aufthut wider uns!“

„Was zauderst Du?“ rief Bertheri, das Weib beim Arm fassend. „Zeige die Macht der Götter, — vernichte

ihren Feind! Donar und Wodan, Loki und Fro und alle Asen stehen Dir bei."

Die Zauberfrau that einige Schritte vorwärts und stand in drohender Haltung im freien Raum. Ihre Augen funkelten, dämonischer Wahnsinn entstellte abschreckend ihr Gesicht, während das Volk sie scharf beobachtete. Die Absicht Hunreds und seiner Genossen, an Bonifatius die Macht der Götter zu beweisen, war allgemein bekannt und allen, Christen und Heiden, das interessante Schauspiel geboten, den christlichen Sendboten im Kampfe mit den Mächten Walhallas zu sehen. Der Glaube an den Bund der Zauberfrauen mit den Asen und an die Wirkungen ihrer Sprüche ließ die Heiden für den Götterfeind das Schlimmste befürchten. Selbst jene Getauften, welche den heidnischen Wahnglauben noch nicht vollständig überwunden hatten, konnten sich banger Empfindungen nicht erwehren. Daher die äußerste Spannung und Erwartung der Menge.

Bonifatius hatte die Bühne erstiegen. Er gewahrte die Haltung des Volkes, sah die Zauberin, kannte deren böse Absicht, und trübes Lächeln glitt über sein Angesicht. In der Überzeugung, der heidnische Wahn werde sich selbst eine schwere Niederlage bereiten, unterbrach er mit keinem Wort des Weibes seltsames Thun.

Die Zauberfrau hatte mit ihrem Stabe wunderliche Figuren in die Luft gezeichnet und dazu Sprüche gemurmelt. Hiebei schritt sie langsam gegen die Bühne

vor, und immer häßlicher verzerrte düsterer Wahnwitz ihre Züge. Schon legte Bodogast seine Hand an den Schwertgriff, weil er besorgte, die Heidenfrau möchte sich plötzlich auf den Bischof stürzen und ihn mit dem Zauberstock niederschlagen. Jetzt blieb sie stehen und streckte ihren Stab aus.

„Wodans Schwert spalte Dich!" kreischte sie. „Donars Hammer zermalme Dich! Lokis Flammen verzehren Dich!"

Allein die höchsten Götter vollzogen nicht die Beschwörung der Zauberfrau. Bonifatius stand unversehrt auf der Bühne. Dies gewahrten mit großem Befremden die Heiden. Die Christen lächelten und dann unterbrach ihr schallendes Gelächter die Stille. Die Zauberin blickte um sich, wie jemand, der aus schweren Träumen erwacht. Die lachenden Gesichter ernüchterten sie vollständig, dunkle Röte der Scham oder des Zornes bedeckte ihr Gesicht, sie warf den Stab zu Boden und verschwand eilig in der Menge, geleitet von Lachen und Hohnrufen der Zuschauer. Der Glaube der Heiden an ihre Macht war gänzlich vernichtet, der Glaube an das Walten der Götter tief erschüttert.

„Jetzt habt ihr's mit eigenen Augen gesehen, daß die Zauberfrauen und ihre Götter Betrüger und Lügner sind!" riefen die Christen den Heiden zu. „Meidet die argen Wichte! Kommt zu uns, — kommt zu uns!

Betet den einzigen wahren Gott an, — verachtet die Wahnfratzen!"

„Der Christengott ist der wahre Gott!" bestätigten viele Heiden. „Unsere Götter sind ohnmächtig vor ihm, — wir sahen es!"

„Heil unserem Gott! Ruhm und Ehre dem wahren Gott!" riefen die Christen.

So flogen Ausrufungen hinüber und herüber, und wachsendes Stimmengetöse stieg empor aus der bewegten Menge. Da klang eine Schelle in den Lärm. Der Tumult wich lautloser Stille; denn alle sahen die Winke des heiligen Mannes, der zu sprechen wünschte.

In der folgenden Rede überging Bonifatius den feindlichen Angriff der Zauberfrau und die Niederlage des Götzenwahnes mit Stillschweigen. Dagegen fesselten die ruhige Sicherheit, die milde Hoheit des Heiligen, sowie seine nachdrucksvolle und warme Redeweise das lauschende Volk.

„Meine lieben Brüder und Schwestern!" hob der Bischof an. „Vernehmet mit Aufmerksamkeit meine Worte, die hervorkommen aus wohlwollendem Herzen. Aus den beiden Schreiben habt ihr vernommen, daß mich das Oberhaupt der heiligen katholischen und apostolischen Kirche zu euch gesandt hat. Ich soll euch unterweisen in der Heilslehre und euch leiten auf dem Wege, der zum ewigen, glückseligen Leben führt. Das ist, wie ihr gehört habt, der Wille und das Gebot des

Statthalters Gottes auf Erden. Seit zwei Jahren weilte ich nicht mehr unter euch, und während dieser Zeit kam der Feind eures ewigen Heiles und streute Unkraut unter den Samen des göttlichen Wortes. Es erhoben sich böse Menschen, welche Gott nicht kennen und die Wahrheit hassen. Spaltungen brachten sie unter euch und rissen manche los von der Gemeinschaft der auserwählten Kinder Gottes. Daß solche Irrlehrer sich erheben werden, sagte unser Herr Jesus Christus voraus mit den Worten: »Es werden falsche Propheten aufstehen und viele in Irrtum führen.« Und eben darum hat der göttliche Welterlöser ein unfehlbares Lehramt und ein oberstes Haupt eingesetzt, welches die ganze Kirche auf Erden regiert. Dieses oberste Kirchenhaupt ist der Papst, der Nachfolger des heiligen Apostels Petrus auf dem Bischofsstuhle zu Rom. Entstehen irgendwo Irrlehren, so werden durch den Papst und seine Sendboten alle jene von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, welche hartnäckig in den Irrlehren beharren. Geschähe dieses nicht, bliebe das Unkraut unter dem Weizen, das heißt, die Ketzer unter den Rechtgläubigen, dann müßte die Wahrheit von der Lüge vergiftet werden. Die Gemeinschaft der Gläubigen, die Einheit der Kirche würden gespalten, zersplittert, und schließlich würde die gesamte Christenheit zum Tummelplatz von Streitigkeiten, Irrmeinungen und Wahngebilden. Also hinweg mit dem Unkraut

von dem Weizen! Hinaus mit unverbesserlichen, starrsinnigen Ketzern aus der Kirche! Darum soll auch ich im Namen des Papstes alle jene von der Kirchengemeinschaft ausschließen, die so unglücklich und verblendet sind, hartnäckig den Lügenpropheten anzuhängen. Die gemeinten Irrlehrer stehen hier vor euch, — sie heißen Bertheri, Hunred, Canbereth und Drothwin. Getrieben vom Teufel, der ein Menschenfeind ist vom Anbeginn, haben diese vier Lügenpropheten sich erhoben, um die Christengemeinde des Thüringerlandes von der Quelle der Wahrheit und des ewigen Lebens abzuwenden."

Hier wurde der Bischof durch vierfache Zurufe rauher Stimmen unterbrochen.

Die klägliche Niederlage der Zauberfrau hatte die ebenso rohen, wie abergläubischen Ketzerhäupter nicht wenig verblüfft; denn sie waren in diesem Punkte festgläubige Heiden und zweifelten nicht an des Weibes Zaubermacht. Nebenbei hatten sie den dürftigen Inhalt der Walhallareligion durch christliche Zusätze vermehrt und das Ganze in einen schauerlichen Brei zusammengerührt. Nichtsdestoweniger verfuhren sie wählerisch; was ihnen vom Christentum gefiel, benutzten sie, was ihnen nicht gefiel, warfen sie weg, — und hierin glichen diese vier germanischen Künstler den Irrlehrern aller Zeiten und Nationen. Wären die Vier im Besitze der Bibel und Lesekunst gewesen, ohne Zweifel hätten sie, gleich jenem deutschen Religionsverbesserer weit späterer

Zeiten, die heiligen Schriften gleichfalls nach Geschmack und Gutdünken gesichtet, unbehagliche Teile derselben gestrichen. Auch die Vier empfanden gegen gute Werke starken Widerwillen. Den Satz: „Der Glaube allein macht selig", — stellten sie zwar nicht auf, aber sie huldigten unbeschränkter Genußsucht und fanden die von den Göttern gebilligten Schwelgereien, Trinkgelage und blutigen Streithändel ihrer Neigung angemessen und auch den Gelüsten der Germanen. Bodenlose Unwissenheit befähigte sie nicht zur systematischen Bearbeitung des religiösen Stoffes, dennoch verstanden sie es, sich Leuten zu empfehlen, die ebenso unwissend waren, wie sie. Außerdem gehörten die Vier zu jenen unbegreiflichen Menschen, die sich wohl anfänglich ihrer Lügen bewußt sind, durch fortgesetztes Lügen aber schließlich selbst ihre Erfindungen für Wahrheit halten. — Solche verwirrte Köpfe und Religionsverbesserer scheinen damals in Deutschland und Gallien nicht selten gewesen zu sein, wie aus einem Briefe des Papstes Zacharias an den heiligen Bonifatius hervorgeht. „Nach den uns gemachten Mitteilungen," schreibt der Papst, „hat Deine Brüderlichkeit auch falsche Priester vorgefunden, Irrgläubige unter dem Namen von Bischöfen oder Priestern, welche niemals die Weihen empfangen haben, das Volk täuschen, den Kirchendienst verunstalten und verwirren, und die Betrüger, Landstreicher, Ehebrecher, Mörder, Wollüstlinge, Knabenschänder,

Gottesläſterer und Heuchler ſind. Dahin gehören ferner viele tonſurierte Sklaven, die ihren Herren entlaufen ſind, die, nachdem ſie ſich aus Sklaven des Teufels in Diener Chriſti umgeſtaltet haben, ohne Biſchof und nach eigener Willkür leben und dabei ihre Landsleute zu Verteidigern haben, weil ſie den laſterhaften Sitten derſelben nicht ſteuern.“ [50])

Zur Geſellſchaft dieſer verworfenen Menſchen gehörten auch die vier Widerſacher des heiligen Bonifatius in Thüringen. Obwohl ihnen jetzt die Gefahr eines allgemeinen Abfalls ihrer Anhänger nicht entging, ſo verließ ſie doch keinen Augenblick der Mut und die Entſchloſſenheit, bis zum Äußerſten ihre Sache zu verteidigen. Aufmerkſam und lauernd folgten ſie der Rede des Heiligen, während ihre zornſprühenden Augen Ströme verhaltenen Grimmes über den Verhaßten ausgoſſen und ihre Hände krampfhaft die Schwertgriffe umſpannt hielten. Kaum hatte ſie Bonifatius perſönlich angegriffen, da ſchnaubten ſie vor Wut und ſtießen grimmvolle Laute hervor.

„Das lügſt Du!“ ſchrie Hunred. „Wir ſind nicht vom Teufel getrieben.“

„Du giftbiſſiger Fuchs, — wir ſind keine Lügenpropheten!“ brüllte Drothwin. „Beſſere Leute ſind wir, als Du, argliſtiger Lügenſager.“

Der ungeſtüme Anfall der wilden Männer erſchütterte keinen Augenblick die beſonnene Haltung des

Heidenapostels, und seine milde Verkehrsweise mit den Unholden gewann ihm noch mehr die Herzen der Zuhörer.

„Wenn ihr nicht vom Teufel getrieben und keine Lügenpropheten seid," sprach er in ernster Ruhe, „dann zeigt mir und dem hier versammelten Volke, wer euch gesandt hat. Ich und alle rechtgläubigen Bischöfe und Priester lehren, predigen und spenden die heiligen Sakramente, weil uns hiezu das Oberhaupt der Kirche, der Papst, die notwendigen Vollmachten gab. Jede geistliche Gewalt kommt ja von Gott durch den Papst. Nun sagt uns doch, wer gab euch Vollmacht und Auftrag, das Wort Gottes zu predigen und zu taufen?"

„Wir brauchen keinen Papst!" rief Canbereth. „Gott selber hat uns geheißen, das Evangelium zu predigen, zu taufen und Messe zu halten."

„Wollt ihr nicht so gefällig sein, die Worte zu sagen, die Gott zu euch gesprochen?" bat der Heilige.

„Du fragst wie ein dummer Klotz," schalt Bertheri. „Gott hat gar nicht zu uns geredet mit Worten, er hat einen Brief an uns geschrieben und selben vom Himmel geworfen."

Die Mönche lächelten und die Christen. Die Heiden und die Irregeleiteten nahmen den Brief ernst; denn in jener Zeit fielen häufig Briefe vom Himmel und wurden regelmäßig von solchen gefunden, die besonderer Offenbarungen und des Auftrages sich rühmten,

die Kirchenlehre zu verbessern.[51]) Diese himmlischen Aufträge des achten Jahrhunderts an religiöse Schwärmer und Kirchenfeinde waren späteren Zeiten zu umständlich, und im neunzehnten Jahrhundert befähigt schon der wissenschaftliche Lehrstuhl zur Verbesserung der Christusreligion, berechtigt sogar zur Predigt der Gottesleugnung.

„Wollt ihr uns nicht den Brief Gottes zeigen?" fragte Bonifatius.

„Wir haben ihn verloren."

„Habt ihr ihn gelesen?"

Zögerndes Schweigen der Vier.

„Wer von euch will so gütig sein, und diesen Brief hier lesen?" sprach der Bischof, ein beschriebenes Pergamentblatt hervorziehend.

Die Vier standen unbeweglich.

„Nun, weshalb sträubt ihr euch, diesen Brief zu lesen?"

„Wir können nicht lesen," platzte Drothwin heraus.

Die Christen lachten und die Heiden.

„Da ihr des Lesens unkundig seid," fuhr der Heilige fort, „so hättet ihr auch den Brief Gottes nicht lesen können. Außerdem scheint ihr gar nicht zu wissen, daß Gott keine Briefe schreibt, sondern zu den Menschen redet durch auserwählte Männer, zuerst durch die Patriarchen, dann durch die Propheten, zuletzt durch Jesus Christus, seinen eingebornen Sohn. Seit sieben-

hundert Jahren und für alle künftigen Zeiten redet Gott durch das in seiner Kirche eingesetzte Lehramt, — nicht anders. Darum schreibt der heilige Apostel Paulus: Wenn ein Engel vom Himmel herabkäme und ein anderes Evangelium predigte, als ich und die übrigen Apostel, der sei im Bann. Und Jesus Christus sagte von seinen Aposteln und deren Nachfolgern: »Wer euch hört, der hört mich.« Und von seiner Kirche sagte er: »Wer meine Kirche nicht hört, den sollst du halten für einen Heiden und öffentlichen Frevler!« Sohin schreibt Gott keine Briefe, sondern er redet zu den Menschen durch seine Kirche. Der Kirche Mund ist Gottes Mund. Aus allen diesen Umständen und Gründen geht augenscheinlich hervor, daß ihr Unwahrheit geredet habt, wenn ihr sagt, Gott habe euch einen Brief geschrieben."

Die Vier schwiegen; ihre Anhänger schüttelten befremdet die Köpfe.

„Ihr habt auch das heilige Sakrament der Taufe gespendet?"

„Jawohl! Taufen können wir ebenso gut und noch besser, als Du," versicherte Hunred.

„Wollt ihr uns nicht sagen, in wessen Namen ihr tauft?"

„Wir taufen in nomine patria et filia et spiritu sancta!" antwortete mit wichtiger und gelehrter Miene Bertheri.

Die Mönche lächelten.

„Eure Taufformel ist ebenso falsch, wie eure ganze Lehre," sprach in ernstem Tadel der Bischof. „Kurz vor seiner Himmelfahrt sprach Jesus Christus, der göttliche Welterlöser, zu seinen Aposteln und Jüngern folgende Worte: »Nun gehet hin in alle Welt, lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!« Das ist die richtige Taufformel. Ihr jedoch taufet nicht so, wie Christus geboten, ihr taufet nicht im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, — sondern ihr tauft, wie ihr eben bekannt habt, im Namen des Vaterlandes und der Tochter und der heiligen Geist."

Die Christen brachen in schallendes Gelächter aus, in das auch die Heiden und selbst die Anhänger der vier Religionsverbesserer einstimmten.

„Vielleicht wäre eure grobe Unwissenheit zu entschuldigen," fuhr Bonifatius fort, „allein ihr habt schwere Frevel begangen und andere dazu verleitet. Ihr habt das heiligste Meßopfer nachgeäfft und zugleich den Götzen, dem Wodan, dem Donar und anderen Wahngebilden Opfer von Stieren und Pferden gebracht. Ihr habt ausschweifende Götzenmahle gehalten und euch dabei mit anderen im Unflat der Sünde gewälzt. Und dennoch wollt ihr Christen und Diener des wahren Gottes sein? Kennt ihr nicht das erste Gebot Gottes, welches heißt: Du sollst an einen Gott glauben und Dir kein geschnitztes Bild machen, dasselbe

anzubeten? Wißt ihr nicht, daß Gott im Alten Bunde die Todesstrafe über jene verhängte, welche den Götzen opferten?"

„Wir haben nicht den Göttern geopfert, — das ist nicht wahr!" rief Drothwin.

„Wir haben Stiere und Pferde für uns geschlachtet, — lustig wollten wir sein und zechen," behauptete Canbereth, zur größten Verwunderung seiner Anhänger.

„Das ist nicht wahr!" riefen viele Christen. „Den Götzen habt ihr geopfert, — wir sahen es."

Die Vier antworteten mit Flüchen und Schmähungen, und blieben hartnäckig bei ihrer Behauptung. Selbst von ihren Anhängern wurden sie der Feigheit beschuldigt und Lügner gescholten, so daß heftiger Wortstreit und großer Tumult entstand, bis die Schelle und die Winke des Heiligen die Ruhe wieder herstellten.

„Meine Brüder, zanket und streitet nicht, — es läßt sich ja alles im Frieden schlichten!" rief im Tone der Bitte Bonifatius. Jetzt rede ich zuerst mit euch, meine unglücklichen Brüder und Schwestern, die ihr noch von Finsternis und Grauen des Götzendienstes umfangen seid," wandte er sich an die Heiden. „Im Namen des wahren Gottes, dessen unwürdiger Knecht ich bin, — im Namen des von Gott eingesetzten Oberhauptes der heiligen katholischen Kirche, dessen treuer Sendbote ich bin, lade ich euch ein, die Nacht heid-

nischen Wahnes zu verlassen und einzutreten in das Reich des Lichtes, der Wahrheit und eures ewigen Heiles. Nach weiser Fügung des hohen Himmelsherrn ist jetzt für euch die Stunde gekommen, abzuschütteln die Knechtschaft teuflischer Götzen. Seit Jahrhunderten schmachteten eure Vorfahren in heilloser Geistessklaverei, schauerlichen Abgründen wüster Leidenschaften und grausiger Finsternis. Dem Blendwerk des Teufels, den Götzen, haben sie Opfer gebracht, — Opfer von Tieren und Menschen. Preisgegeben waren sie scheußlichen Hexen, die ihre Leiber zerfraßen und ihre Seelen erfüllten mit Schreckbildern. In beständiger Furcht lebten sie vor den Nachstellungen böser Kobolde, arger Riesen und Zwerge. Bethört durch des Teufels Arglist, rissen sie von der Brust jammernder Mütter schuldlose Säuglinge und warfen sie in den Rachen gieriger Dämonen. Im Banne schauderhafter Sitten und Bräuche vergossen sie Ströme von Menschenblut in wilden Fehden, mordeten sie sich gegenseitig in der Sklaverei der Blutrache. O meine Brüder, wo finde ich Worte, all die Greuel, all das Elend aufzuzählen, unter dem ihr und eure Vorfahren geschmachtet und gelitten habt! Jetzt bitte und beschwöre ich euch, habet doch Erbarmen mit euch und euren Kindern!“ rief er in herzlich dringendem Flehen. „Verlasset ohne Weile die Plagen des Heidentums und tretet ein in den Frieden des Reiches Gottes! Zerbrechet die Sklavenketten des Götzenwahnes und

werdet aus hörigen Knechten der Dämonen freie und glückliche Kinder des wahren Gottes! Vertauschet die ewigen, schauerlichen Höllenqualen der Heiden mit den ewigen himmlischen Seligkeiten frommer Christen, welche Gott allen bereitet hat, die ihn lieben und ihm dienen in Treue! Heute verschließet eure Ohren nicht der Stimme Gottes, die euch ruft! Heute nehmet an seine Barmherzigkeit, damit euch verschone sein schreckliches Strafgericht, weil ihr seine Liebe und Gnade verschmäht habt. Gedenket jener bösen Zeit, die über euer Land kam durch die heidnischen Sachsen, weil Thüringen sich weigerte, die Heilsbotschaft anzunehmen und weil es die Christen verfolgte! Bedenket eures Landes Wohlfahrt, besinnet euch auf euer ewiges Heil! O meine Brüder, ich flehe und bitte, säumet nicht und eilet in die Arme eures himmlischen Vaters, die er heute euch öffnet! Flüchtet unter seine allmächtige Hut und er wird euch schirmen gegen alle Feinde, beglücken wird er euch zeitlich und ewig."

Weniger die nachdrucksvollen und dringenden Worte, als die hinreißende Liebesglut und die erhabene Erscheinung des Heiligen brachten auf die Heiden überwältigende Eindrücke hervor. Hiezu kam jene geheimnisvolle Macht der ganz außerordentlichen Persönlichkeit des Apostels der Deutschen, die ihn befähigte, gleichsam im Fluge die germanischen Stämme für das Christentum zu gewinnen. Bonifatius wirkte keine Wunder

gleich anderen Glaubensboten, aber seine Gebete und seine Predigten erwiesen sich wunderbar durch Erfolge, die menschliche Kräfte übersteigen. Er offenbarte sich als Werkzeug jener göttlichen Allmacht, welche die Herzen der Menschen lenkt und den freien Willen bestimmt. Dies zeigte sich auch auf dem Thing zu Würzburg. Kaum hatte er seine Rede geschlossen, als unter der heidnischen Menge stürmische Begeisterung losbrach. Sie schlugen die Waffen zusammen, schwangen blitzende Streitäxte, und mit diesen Äußerungen wilder Freude vermischte sich brausendes Stimmengetöse und dröhnende Zurufe. Und die zahlreichen Götzenbilder, welche bisher auf hohen Schaften über der Menge schwebten, sanken zu Boden.

Bonifatius stand auf der Bühne und hob seine Blicke dankend zum Himmel.

Endlich schwieg der Lärm. Ein Häuptling trat hervor und blieb inmitten des freien Raumes stehen.

„Heiliger Mann, wir danken für alles, was Dein Gott zu uns durch Dich geredet hat!“ rief er. „Wir wollen nicht zum anderen Male den Zorn des mächtig waltenden Christengottes verdienen, — nein, wir wollen seiner Einladung folgen und eintreten in sein Reich. Die Götter und ihren schweren Knechtsdienst wollen wir verlassen, aller Unholde ledig, und im Christentum freie Menschen werden, auf daß wir der Hölle entrinnen und das glückselige Himmelsleben erlangen.

Komme darum zu uns, heiliger Mann, und weise uns nach dem Willen Deines Gottes."

„Preis und Dank und Ruhm sei Dir ewiglich, Du gütiger und barmherziger Gott!" rief Bonifatius, in überwallender freudiger Gemütsbewegung die Arme ausbreitend und himmelwärts schauend. „Auch euch danke ich, meine lieben Brüder und Schwestern, weil ihr guten Willens seid, weil ihr verlangt, einzugehen in das Reich unseres Herrn Jesu Christi. Ja, ich werde zu euch kommen und nicht säumen! Ich und meine Mitarbeiter werden bei euch bleiben und nicht von hinnen gehen, bis ihr unterrichtet und durch das heilige Sakrament der Taufe Erben des ewigen Lebens geworden seid."

Er schwieg einige Augenblicke, dann wandte er sich an die Irregeführten, und Trauer überschattete sein Angesicht.

„Jetzt rede ich zu euch, meine unglücklichen Brüder, die ihr durch die Arglist der alten Lügenschlange verführt worden seid!" hob er an. „Will jemand der heiligen katholischen Kirche angehören, dann muß er glauben, was die katholische Kirche lehrt und sich bemühen, nach diesen Glaubenslehren zu leben. Wer solchen Lehren anhängt, die nicht von Gott geoffenbart, sondern von trügerischen Menschen erdacht sind, der kann nicht Mitglied der katholischen Kirche sein. Beharrt er starrsinnig in der falschen Lehre, so muß er ausgeschlossen werden von der Gemeinschaft der Heiligen.

Abgeschnitten wird er, gleich einem faulen Gliede, vom Leibe Christi und hat keinen Anteil am Reiche Gottes auf Erden, welches die katholische Kirche ist. Ihr selbst werdet erkannt haben, daß diese vier Männer keine Glaubensboten Gottes und auch nicht gesandt sind vom Oberhaupte der Christenheit. Nicht jenes Evangelium haben sie euch gepredigt, das Jesus Christus seiner Kirche für alle Zeiten anvertraute, — nein, sie haben ihre eigenen Erfindungen euch gelehrt, und auf Wege euch gelockt, die zum Verderben führen. Hiebei sind diese vier trugvollen Männer dermaßen unwissend, daß sie nicht einmal die Taufformel kennen, und so gewissenlos, daß sie dem wahren Gott und den falschen Göttern zugleich opfern und wähnen, man könne Gott und dem Teufel dienen. Demzufolge bitte und ermahne ich euch, meine verirrten Brüder, verlasset den Irrwahn der Ketzerei! Reuevoll kehret zurück in die Gemeinschaft der heiligen katholischen Kirche. Ihr habt gehört, was der Papst in seinem Briefe an das Thüringervolk geschrieben hat. Höret es noch einmal!" — er nahm das Schreiben und las: „»Handelt in allem nach dem, was euch unser Bruder Bonifatius lehrt, und ihr werdet gerettet sein, ihr sowohl, als auch eure Söhne immerdar.« — O meine Brüder, befolget ohne Weile diese väterliche Mahnung des Statthalters Gottes auf Erden! Verlasset eure bösen Verführer, tretet hier auf die rechte Seite, schließt euch der Gemeinschaft rechtgläubiger

Christen an! Fliehet aus der Finsternis der Irrlehre in das Licht der Wahrheit. Eilet, säumet nicht, entrinnet der Verdammnis und rettet eure Seelen!"

„Folget dem heiligen Mann, — kommt zu uns!" riefen und winkten die Christen. „Macht uns Freude, — kommt zu uns!"

Unter den Sektierern entstand eine lebhafte Bewegung.

„Was, — ihr wollt ausreißen? Abtrünnige wollt ihr werden?" schrieen die vier Ketzerhäuptlinge. „Stehet fest, — haltet ein, — zurück, — zurück!"

Allein die Bewegung geriet nicht ins Stocken. Die Abgefallenen strömten hinüber zu den Rechtgläubigen und wurden mit Jubelgeschrei empfangen. Nach wenigen Augenblicken standen die Vier allein, verlacht und verspottet von den Heiden.

„Verhärtet eure Herzen nicht!" rief ihnen Bonifatius zu. „Entsaget eurer Irrlehre! Bekennet euch zum alleinseligmachenden Glauben der katholischen Kirche."

„Nein, — nichts da!" riefen ergrimmt die Vier. „Wir beugen uns nicht vor Deinen Drohungen, — wir hassen den Papst!"

An den wilden Blicken und Gebärden der Häresiarchen erkannte Bonifatius, daß alle Bemühungen vergeblich seien.

„Da ihr bösen Willens beharret im Irrglauben, so vernehmet euren Spruch!" rief in strafender Strenge

der Heilige. „Kraft der mir vom Statthalter Gottes auf Erden übertragenen Gewalt, schließe ich die hartnäckigen Ketzerlehrer Bertheri, Canbereth, Drothwin und Hunred aus der Gemeinschaft der katholischen Kirche aus und übergebe sie dem Gerichte Gottes.“ [52])

„Deo gratias!“ antworteten die Mönche.

„Recht geschieht ihnen!“ riefen die Christen, durch Beifallklatschen und Waffengetöse ihre freudige Übereinstimmung mit dem Spruche ausdrückend.

Schmähend verließen die Ausgestoßenen die Thingstätte.

Den seeleneifrigen Bischof drängte es, unter die versammelte Menge das Wort Gottes auszustreuen. In sich versenkt stand er auf der Bühne und hob dann zu predigen an. Diese von der Geschichte aufbewahrte Rede des Apostels der Deutschen ist in religiöser und kulturhistorischer Beziehung gleich beachtenswert.

„Geliebteste, höret und begreifet!“ hob er an. „Darin besteht das Wort des Glaubens, welches wir predigen, daß wir glauben an Gott, den allmächtigen Vater, und an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, und an den heiligen Geist, an einen einzigen allmächtigen Gott in der Einheit und der Dreifaltigkeit. Gott ist dreifaltig in den Personen und Namen, er ist einzig in der Göttlichkeit der Hoheit und Macht.

„Darin besteht das Wort des Glaubens, welches wir predigen, daß wir unterscheiden zwischen dem Guten

und dem Bösen, — zwischen dem Frommen und dem Gottlosen, — zwischen der Gerechtigkeit und der Ungerechtigkeit, das heißt, zwischen den Hauptsünden und den vorzüglichsten Lehren und Geboten Gottes.

„Zu den Hauptsünden gehört vorab die Gotteslästerung, welche besteht in der Verehrung der Götzen. Als Gotteslästerungen müssen gelten sämtliche Opfer und Zeichendeutungen der Heiden, dahin gehören die Opfer bei den Leichnamen oder auf den Gräbern derselben, oder die Wahrsagungen, oder die Abwehrmittel, oder was sie auf den Felsen, an den Quellen und an den Bäumen dem Wodan, dem Donar oder anderen Göttern, welche insgesamt böse Geister sind, opfern und viele andere Dinge, die sämtlich als Gotteslästerungen von den Christen zu meiden und zu verabscheuen sind.

„Zu den Hauptsünden gehören ferner Todschlag, Ehebruch und Unzucht, welche entweder — — — —.[53]) Ebenso müssen Diebstahl, Raub, falsches Zeugnis, Meineid, Verleumdung, Habsucht, Stolz, Neid, Haß, eitle Ruhmsucht und Trunkenheit als Hauptsünden betrachtet werden. Diese sind es, welche die Menschen zum Untergang und in das Verderben bringen. Dies ist die Bosheit, welche der heilige Apostel Petrus abzuwerfen befiehlt, wenn er sagt: So leget denn ab alle Bosheit, jeglichen Trug und Heuchelei und Neid und alle Verleumdungssucht. Von solchen Dingen sagt der

Apostel Paulus: Die solches thun, sind des Todes würdig, und nicht allein jene, die solches thun, sondern auch, die denen Beifall geben, welche es thun. Dies sind Werke des Satans, welchen die Christen in der Taufe entsagen. Diese Werke wird Satan am Tage unseres Dahinscheidens an uns suchen, findet er sie, so nimmt er uns als ihm verfallen in Anspruch. Nackt und weinend und jammernd werden wir alsdann von ihm zu den Pforten der Hölle und zu den ewigen Strafen gezogen, wo nie durch den Tod das peinvolle Leben endet, — wo das in Schwefelflammen auflodernde Feuer für die zitternden und jammernden Seelen unerträglich ist und niemals aufhört, — wo die Augen derjenigen, welche hier die Leuchte des Herrn, nämlich das heilige Evangelium, mit den Augen des Herzens nicht sehen wollten, ewige Finsternis ohne Licht erdulden, — wo die Ohren, welche hier die Vorschriften des Lebens im Evangelium Christi nicht hören wollten, nur Stöhnen und Seufzen hören werden, — wo die, welche hier den hungernden und dürstenden Armen nicht Speise und Trank geben wollten, auf ewig hungern und dürsten, — wo von denen, welche hier nicht an ihren Tod denken wollten, stets der Tod gewünscht wird, ohne ihn erlangen zu können. Überhaupt wird dort jedes Übel gefunden und nichts Gutes gesehen werden, dort, wo nach den Worten Jesu Christi das Feuer nicht erlischt und der Wurm nicht stirbt.

„Das sind, Geliebteste, die Hauptsünden und deren Strafen, — hütet euch vor ihnen!

„Nun höret die Gebote, die wir beobachten sollen.

„Die Gebote Gottes sind der wahre Glaube und ein unbeflecktes Leben, der wahre Glaube aber ist nur der katholische, wie ich euch schon erklärt habe. Ferner die Liebe Gottes, nach welcher wir Gott den Herrn aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele und aus allen Kräften lieben sollen, sodann unseren Nächsten, wie uns selbst. Wie aber liebt man Gott? Dies lehrt Jesus Christus mit den Worten: Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, welcher mich liebt. Weitere Gebote Gottes sind Friedfertigkeit, Wohlthätigkeit, Geduld, Demut, Enthaltsamkeit, Bescheidenheit, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Werke der Barmherzigkeit aber sind: Dem Hungrigen Speise und dem Dürstenden Trank geben, den Nackten bekleiden, die Kranken und die Gefangenen besuchen und ihnen beistehen, die Gäste aufnehmen, die Toten begraben, gerecht urteilen und die Gerechtigkeit preisen, die Ungerechtigkeit verabscheuen und nicht verüben, Witwen und Waisen unterstützen, Almosen an die Armen austeilen, den Trübsal Leidenden Trost zusprechen, stets zu Gott an jedem Orte seiner Herrschaft beten. Für alle, welche dies thun und erfüllen, ist das ewige Reich bereitet. Zu ihnen wird der Erlöser der Welt am Tage des Gerichtes sprechen: Kommt, ihr Gesegnete meines Vaters, besitzet

das Reich, welches seit Grundlegung der Welt euch bereitet ist! Alsdann werden die Gerechten leuchten gleich Sonnen im Reiche ihres Vaters, wo Licht ist ohne Finsternis und Leben ohne Tod, — wo ewiges Frohlocken und Freude ohne Ende ist, — wo größere und bessere geistige Güter zu finden sind, als die menschliche Zunge auszudrücken vermag; denn es steht geschrieben: Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, in keines Menschen Herz ist gekommen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben. Amen.“ [54])

Diese ernsten Wahrheiten, von einem Manne vorgetragen, der leuchtete in heiliger Begeisterung und dessen Worte dieselbe Glut entzündeten, mit der sie aus dem innersten Geistesleben hervorbrachen, hatten die Zuhörer dermaßen ergriffen, daß noch immer tiefe Stille herrschte, nachdem Bonifatius von der Bühne herabgestiegen war. Jetzt unterbrach die Stimme des Grafen die feierliche Stille.

„Ihr Männer des Thüringerlandes!“ rief er. „Was euch zur Wohlfahrt gereicht, habt ihr gehört. Folgt der Stimme eures guten Hirten, des ehrwürdigen Bischofs Bonifatius, und gehet den Weg, den er euch weist. Dieser Weg führt zu eurem zeitlichen und ewigen Heil, das ich in Huld und Liebe euch wünsche. Das Volksthing hat ein Ende. Wandert friedlich heimwärts!“

„Unter Waffengetöse und den stürmischen Rufen: „Heil dem Bischofe Bonifatius! Preis dem heiligen

Mann!“ — löste sich die Volksversammlung auf und allmählich verschwanden ihre Gruppen nach verschiedenen Richtungen. Den Ort, wo die Heiden gestanden, bezeichneten zertretene Götzenbilder.

Infolge dieser denkwürdigen Versammlung erlosch die Spaltung durch die Irrlehrer, und der Heiden bemächtigte sich ein unwiderstehlicher Drang zur Annahme des Christentums. Predigend durchzog Bonifatius mit seinen Mönchen das Land und taufte die Heiden in solcher Menge, daß über ganz Thüringen das Licht der christlichen Wahrheit sich verbreitete. Allenthalben wurden die Altäre und Häuser der Götzen zerstört, der grausige Kultus des Heidentums eingestellt. Von glaubenseifrigen Männern empfing Bonifatius reiche Schenkungen an Land, welche ihm die Erbauung von Gotteshäusern und Klöstern ermöglichten. „Alsbald wurden Kirchen hergestellt,“ berichtet Willibald, „und an einem Orte, der Orthorp heißt, ein Kloster erbaut, worin überaus heilige Männer nach apostolischer Sitte mit ihren eigenen Händen durch emsige Arbeit ihre Nahrung und Kleidung erwarben.“ [55])

An der Hand der katholischen Kirche beschritt das Thüringervolk die Bahn christlicher Kultur.

Nach längerem Aufenthalte unterbrach der Apostel der Deutschen seine Wirksamkeit in Thüringen und eilte nach Hessen.

10. Die Versöhnung.

In den Reisetagen Abbots nach Hamanaburg, um sich von der Existenz des „strahlenden Morgensternes“ zu überzeugen, herrschte unter den weiblichen Bewohnern des Frilingshofes Waifara nicht geringe Bestürzung. Abbots häufige Zusammenkünfte mit seinen Gesippten wurden ruchbar und auch deren Zweck. Wolfram trug die Kunde von dem nahe bevorstehenden feindlichen Überfall in Gunildens Vaterhaus.

„Kein Tag vergeht ohne Kriegsrat Abbots und seiner Gesippten,“ erzählte der junge Mann. „Bald sitzen sie zusammen in Abbotheim, bald in Maden, bald in Gäsmera, wo Abbots Sippschaften hausen. Gar zahlreich sind Abbots Schwertmagen und alle ergrimmt ob der Schmach ihres Gesippten. Bei Wodan haben sie geschworen, den Schimpf zu rächen durch Mord und Brand. Der Erwart — Götzenpriester — von Gäsmera brachte in Donars Heiligtum Opfer und erhielt von Gott den Spruch, daß er Beistand und Sieg verleihen wolle. Auch die Zauberfrau hetzt und schürt

das Feuer wider den Götterfeind. Sie sagt den Leuten, der Waifarbaum müsse mit der Wurzel ausgerissen werden, nichts davon dürfe am Leben bleiben. Darüber freuen sich Abbot und seine ganze Sippschaft, weil sie Waifars Eigen an Land und Leuten als Schwertbeute betrachten. Schon wetzen sie Messer und Schwerter, sie schärfen Speere und Spieße; denn in acht Tagen soll die Blut- und Brandfehde anheben."

Während Bilitrude und Gunilde nicht ohne Zeichen des Schreckens die Kunde vernahmen, saß Waifar in trotziger Ruhe. Zuweilen fuhren Blitze aus seinen Augen, oder verächtliches Lächeln glitt über sein rauhes Gesicht.

„Das wird ein hübsches Todschlagen und Brennen zum Ergötzen der Götter," sprach er im Tone des Spottes. „Wodan erfreut das Morden und Loki das Brennen, und auch Donar hat seinen Beistand zugesagt, — wahrscheinlich wird er auf Wetterwolken heranfahren und seinen Feuerhammer nach uns schleudern. Was jedoch die Götter freut, muß ich hassen; denn ich bin ja ein Götterfeind."

„Scherze nicht, Waifar, die Sache steht schlimm für uns!" sagte Bilitrude bekümmert. „Unsere Gesippten mögen uns wohl beistehen im Mordstreite, aber gegen Abbots Gesippte sind sie wie einer gegen fünfzig. Darum müssen wir unterliegen und alle zusammen sterben."

„Sterben?“ wiederholte Waifar grimmig lächelnd. „Das Sterben steht noch dahin. Abbot wird nur mich totschlagen, dagegen Dich und Gunilde als beste Schwertbeute heimführen.“

„Mich soll er nicht lebend erreichen,“ rief Gunilde mit flammenden Augen. „Nach deutscher Frauen Weise will ich im Kampfe stehen und sterben, oder siegen.“

„So gefällst Du mir, Gunilde!“ rühmte Waifar. „Daß mein Weib gleichen Sinnes, weiß ich.“

„Was sich von selbst versteht, bedarf keiner ausdrücklichen Versicherung,“ erwiderte Bilitrude. „Aber unsere wehrlosen Kinder, — wenn ich an sie denke, will mir das Herz bluten.“

„Wehre dem Gram, — treibe ihn von hinnen!“ versetzte Waifar. „Weshalb sich grämen über Dinge, die man nicht ändern kann? Über Dinge, die seit grauer Vorzeit Brauch sind in deutschen Landen? Kampf und Blutvergießen sind deutscher Männer Lust und Freude. Auch mich soll das Streiten ergötzen, vorab die Gelegenheit, dem Abbot den Schädel einzuschlagen. Ha, — ihr Wichte, kommt nur heran, — ihr sollt euch wundern!“

„Klug wäre es aber doch und ratsam, die Willensmeinung Deiner Gesippten zu erforschen und sich zu rüsten,“ sagte Wolfram.

„Zum Kampfe bin ich immer gerüstet, — an der Hilfsbereitschaft unserer Gesippten zweifle ich nicht,“

erwiderte Waifar. „Viele sind es zwar nicht, doch alle tapfere Lanzen."

„Natürlich werde ich in dieser Fehde ebenso an Deiner Seite kämpfen, wie in den Kriegen des Helden Karl," sagte Wolfram.

„Dachte mir's nicht anders und danke Dir!" entgegnete Waifar. „Doch jetzt zur Bärenhetze!" rief er aufspringend und verließ mit Wolfram, in Begleitung einiger Schalke und gewaltiger Hunde den Hof.

Unaussprechlich bittere Erfahrungen machte Waifar am nächsten Tage. Wolframs Vorstellungen hatten ihn bestimmt, des Beistandes seiner Sippschaft sich zu versichern. Am frühen Morgen stieg er zu Pferde und ritt nach den Wohnsitzen der Frilinge. Insgesamt verweigerten sie ihm Hilfe in der ausbrechenden Fehde.

„Das Recht steht auf Abbots Seite," sagten sie. „Du hast ihn beschimpft durch Verweigerung Deiner Tochter, obwohl er für sie mehr als den herkömmlichen Preis zahlen wollte. Greift er nun zum Schwert, um die zugefügte Schmach zu rächen, so handelt er nach Sitte und Brauch des freien Mannes. Bist Du zu schwach, der Feinde Überzahl im Streite zu bestehen, dann versöhne Dich mit Abbot, gib ihm Gunilde und das Morden hebt nicht an."

So sprachen sie alle, bedienten sich fast derselben Worte, und Waifar entging es nicht, daß sie nach

gemeinsamer Übereinkunft handelten. Für alle hatte er auch die gleiche Erwiderung.

„Das sind leere Ausflüchte!“ sprach er. „Vor wenigen Tagen habt ihr mein Thun gutgeheißen, — jetzt habt ihr den Sinn geändert, weil ihr die feindliche Übermacht fürchtet. Einzig darum verweigert ihr Beistand und Schwerthilfe. So werde ich allein kämpfen, einer gegen hundert. Falle ich im Streite, dann sterbe ich in Ehren, — zur Schande meiner feigen Sippschaft.“

Gegen Abend kehrte er heim, finster und trotzig, und noch wortkarger, als gewöhnlich.

Schwere Tage kamen für den verlassenen Mann. Den sicheren Untergang seiner Familie vorausfehend, saß er stundenlang brütend in der Halle, und ihm gegenüber Wolfram, dessen treue Anhänglichkeit den einzigen lichten Punkt in dem schwarzen Verhängnis bildete.

Wir bewaffnen nicht bloß die Liten, sondern auch die Schalke, — Not bricht Eisen,“ sagte Wolfram. „Schalke sind zwar keine wehrfähigen Leute, dennoch mögen sie Abbots Gesippte im Kampfe bestehen, die gewohnt sind, thatlos am Herde zu liegen. Und wir, die Brust an Brust im Schlachtengewühl mit tapferen Sachsen und Bayern gerungen, wir sollten zagen ob feindlicher Übermacht? Darum fasse Mut!“

„An Mut gebricht es mir nicht, aber der Gedanke an mein Weib, an meine Kinder zerfrißt mir das

Herz," entgegnete bekümmert der Friling. „Was hilft es, viele Feinde erschlagen zu haben, sinkt man schließlich, aus tausend Wunden blutend, sterbend nieder auf Leichenhaufen!"

Wolfram konnte die Größe der Gefahr nicht leugnen und schwieg.

Wieder saß in finsterem Grübeln Waifar in der Halle. Die Hunde schlugen an, es nahte ein Fremder. Sonst eilte er, den Gast willkommen zu heißen, heute blieb er sitzen. Das Gebot der Sitte galt ihm nichts mehr. Alles war ihm gleichgültig, kein Interesse erreichte ihn unter der Wucht verzehrenden Grames. Er beachtete nicht den schweren Tritt des nahenden Fremden, der jetzt unter den Eingang zur Halle trat. Da schüttelte ihn der Klang einer bekannten Stimme auf.

„Waifar, hollah! Wo steckst Du?"

Der Gerufene richtete sich empor, maßloses Staunen in den Zügen. Langsam trat er dem Gaste entgegen, immer noch im Zweifel, ob keine Sinnestäuschung den Feind ihm vorspiegele.

„Gelt, Du traust Deinen Augen nicht, weil Du mich vor Dir siehst?" rief Abbot in heiterer Laune. „Vermeintest, mich an der Spitze meiner Sippschaft wieder zu sehen, gerüstet zu Schwerthieben und Lanzenstößen — und jetzt siehst Du mich als Deinen friedlich gesinnten Gast wieder. Dennoch ist es so. Aus der Fehde kann nichts werden, hab dies meinen Gesippten

schon gemeldet, weil ich dem heiligen Mann versprochen habe, nicht einzufallen mit Brand und Mord in Deine Mark, — Du weißt, ich halte mein Wort. Sollst alles hören, wie es kam, — vorläufig aber stille meinen Durst."

Nach diesen Worten lehnte er den Schild an die Wand, hob den Stahlhelm vom Kopfe und gürtete das Schwert ab.

Waifar winkte nach dem Herd, wo es sich hastig zu regen begann. Dann betrachtete er Abbot, wie jemand, der einen Vorgang nicht zu fassen vermag, und vor Überraschung kaum Worte findet.

„Ich heiße Dich willkommen, — obwohl ich Deine Rede nicht begreife," sagte er langsam und zweifelnd. „Was ist das für ein heiliger Mann, von dem Du sprichst? Was hast Du ihm gelobt und warum? Löse mir das Rätsel!"

Abbot setzte den Bierkrug an den Mund und trank in langen Zügen.

„Ah, — so trefflich hat mir's lange nicht geschmeckt!" und er wischte behaglich den Mund. „Jetzt höre, Du sollst eine Wundermär vernehmen!"

Er begann, den Gegenstand der Wette mit Trutmund, seinen Ritt nach Hamanaburg, sowie sein Begegnen mit Addula und Bonifatius zu erzählen.

„Nun weißt Du," schloß er, „warum sich die Fehde in Frieden gewandelt. Der heilige Mann hat

den Krieg gebannt und mir gesagt, der Christengott verdamme den Haß und gebiete Verzeihung den Feinden. Weil ich aber zum Christengotte gelangen will, darum trete ich den Haß mit Füßen, bin Dir traut und vergebe den Schimpf."

Waifars düsteres Gesicht war immer heller geworden, und die letzte Bemerkung Abbots machte dasselbe erglühen, — selbst dieser unbeugsame und trotzige Charakter empfand die Wirkung der feurigen Kohlen, welche der Apostel auf das Haupt des Feindes zu sammeln mahnt.

„Du bist ein edelsinniger Mann, — ich danke Dir!" sprach er, Abbots Hand warm drückend. „Den Christengott kenne ich längst, und weil er Versöhnung heischt, darum bitte ich, vergib mir den Unglimpf, verzeihe meine harte Rede und trage mir nichts nach!"

„Gewiß nicht! Die Feindschaft ist abgethan, — bin ja deshalb herübergekommen, Dir zu sagen, daß ich Dir traut und hold bin. Vor drei Tagen kehrte ich aus Hamanaburg zurück, und jetzt ritt ich in aller Frühe herüber, weil es mich in der Seele juckte und verdroß, mit einem Manne schief zu stehen, den ich achte, dem ich hold bin."

„Deine redliche Geradheit beschämt mich fast," entgegnete Waifar. „Dermaßen hat mich Dein Edelsinn bezwungen, daß ich Dir jetzt keinen Wunsch versagen könnte."

„Du zielst auf Gunilde," versetzte lächelnd der Freier. „Nein, Waifar — nichts für ungut, — aber Dein alter Bescheid soll gelten, weil ich weiß, daß er im Sinne Deiner Tochter gegeben wurde. Gunilde haßt den Frauenverkäufer Abbot und liebt den stattlichen Wolfram. Willst Du mir einen Gefallen thun, so gib Deine Tochter dem tapferen Wolfram, obschon er sie nicht bezahlen kann."

„Du verlangst nichts Geringes, dennoch soll Dein Wort gelten," sprach Waifar.

„Wo ist Gunilde? Ich hätte ihr manches zu sagen!"

„Rufe mein Weib und meine Tochter!" gebot Waifar dem aufwartenden Seneschalk.

Nach wenigen Augenblicken betraten die Frauen die Halle. Ihre Überraschung beim Anblick des Todfeindes war unbeschreiblich. Zögernden Schrittes nahten sie dem Tische des Vordergrundes.

„Ich grüße euch und biete Heil!" sprach Abbot, sich erhebend. „Blicke nicht unhold, Gunilde; denn ich komme nicht als Freier," scherzte er. „Von Deinen starken Armen erzählten lange meine Rippen und beklagten mein unglimpfliches Freien. Darum nichts weiter vom Freien. Aber Grüße, herzinnige und viele tausend, bringe ich Dir von Addula. Du mußt nämlich wissen, ich war in Hamanaburg," — und er wiederholte umständlich seine Geschichte. Sogar Trut-

munds Behauptung verschwieg er nicht, Gunilde sei Addula gegenüber, wie ein glimmendes Öllicht gegen den strahlenden Morgenstern, — ein Urteil, das stolzes Lächeln auf Gunildens Gesicht lockte.

Die Frauen waren mit gespannter Aufmerksamkeit und großer Verwunderung der Erzählung gefolgt. Ihre Freude über die wundersame Wendung der Dinge und die beigelegte drohende Fehde war außerordentlich.

„Abbot, hochsinniger Mann, Du hast Bergeslast von mir genommen!“ sagte Bilitrude. „Die Nächte her floh der Schlaf meine Lagerstätte. Tag und Nacht quälte mich das bald anhebende Brennen, Verwüsten und Morden. Nun muß der ingrimmige Wodan entweichen, und Fro, der holde Friedensgott, waltet siegreich. Dank und Heil dem Fro!“

„Du redest wider die Wahrheit,“ entgegnete Abbot. „Du hast doch gehört, daß wir dem Christengott den Frieden verdanken, nicht dem Fro. Wenn Du dem wahren Gott gefallen und Christ werden willst, hat der heilige Mann zu mir gesagt, dann mußt Du den Schimpf verzeihen und die arge Blutfehde bleiben lassen. Also hat der Christengott Frieden gestiftet, nicht Fro.“

„Abbot hat recht!“ bestätigte Waifar. „Fro unterliegt ja immer dem Wodan, wenn's gilt, zwischen Krieg und Frieden zu entscheiden. Nur der allmächtige Gott der Christen lenkte durch seinen Knecht Bonifatius den Sinn Abbots zum Frieden.“

„Will's meinen!" rief dieser. „Wer gesehen hat, wie ganz unsagbar schön der Christengott die Leute verwandelt, den zieht es mit großer Macht hin zu ihm."

„Ist Addula wirklich gar so schön geworden?" forschte Gunilde. „Hat sie etwa ein anderes Gesicht, eine andere Gestalt?"

„Ganz verwandelt ist sie, ein strahlender Morgenstern!" versicherte Abbot. „Man kann zwar nicht sagen, daß ihr der Christengott ein anderes Gesicht und eine andere Gestalt gab, — dennoch ist sie gänzlich verwandelt. Sie geht und steht und blickt und redet viel anders, wie vordem. Ihre Augen blicken nicht mehr wild und trotzig, sondern sanft und licht. Ihre Rede ist nicht mehr hart und herbe, sondern mild und gütig. Ihre Haltung ist nicht mehr ungebärdig und steif, wie eine knorrige Eiche, sondern biegsam und geschmeidig, wie ein schlanker, frühlingsgrüner, junger Lerchenbaum. Ihr Mund zieht sich nicht mehr derb und bissig zusammen, sondern minniges, holdes Lächeln umspielt ihre Lippen. Und dies Alles zusammen macht sie nicht so wundersam schön, sondern etwas Anderes, das ich in Worte nicht fassen kann. Es ist, als ob sie ein Lichtwesen angezogen hätte, das strahlt, wie der Morgenstern."

Gunilde lächelte. Bilitrude bewegte staunend das Haupt.

„Was Du erzählst," sagte sie, „höre ich wohl, kann es aber nicht verstehen."

„Ich begreife Abbot sehr gut," sprach Waifar. „Oft bewunderte ich die Anmut und Hoheit der Christenfrauen. Die christliche Lehre verwandelt den Menschen nicht bloß innerlich, sondern auch äußerlich."

„Jetzt fragt es sich," lenkte Abbot vom Gegenstande ab, „wie fangen wir es an, dem wahren Gott das Land zu öffnen? Du bist zwar gleichen Sinnes, wie ich, das hab' ich schon gemerkt. Doch gar viele Leute sind dem Christengott abgeneigt, wollen nichts von ihm wissen und bei den Göttern bleiben."

„Weil Donars Erwart und die Zauberfrau Wanna fortgesetzt ihre trügerischen Künste aufführen und die Leute verhetzen," entgegnete Waifar. „Dennoch wüßte ich einen Weg, der zum Ziele führt."

Er zögerte und schwieg.

„Wie meinst Du?" drängte Abbot. „Mir kannst Du vertrauen, — unser Trachten geht ja den gleichen Weg."

„Der heilige Mann hat Dir gesagt, er wolle kommen und Donars Eiche niederwerfen," hob Waifar an. „Könnte er solches in der Kraft seines Gottes, dann lägen mit Donar sämtliche Götter am Boden, der siegreiche Christengott allein würde in ganz Hessen walten."

„Das habe ich dem heiligen Mann auch gesagt," unterbrach ihn Abbot. „Mit Donars Riesenbaum stürzen alle Götterbäume, die heiligen Haine versinken, die Altäre brechen zusammen. Wie aber soll Bonifatius

mit Donar streiten? Wer den heiligen Baum verletzt, muß sterben, — heißt ein Gesetz unseres Landes. Also kann Bonifatius zum Kampfe mit Donar nicht ausziehen."

„Darin liegt die Schwierigkeit," bestätigte Waifar kopfnickend. „Dennoch wüßte ich zum Kampfplatz einen Weg, — ich will ihn Dir zeigen, — merke auf! — — Die Christen behaupten, Donar sei kein Gott, sondern eine ohnmächtige, geschnitzte Fratze, die weder höre, noch sehe. Dem Donar gleichen Wodan, Fro und sämtliche Götter, — sagen die Christen. Die Götter, denen wir opfern, um ihren Zorn zu bändigen und ihre Huld zu gewinnen, die wir anbeten und fürchten, sind nichtsnutzige Wahnpuppen, ohne Verstand und Stärke, — sagen die Christen. Ihr Gott allein ist der wahre Gott, er allein ist allmächtig, der einzige Herr der Welt, sagen die Christen. Nicht einmal die mächtigsten Götter, wie Donar und Wodan und Loki, wagen den Kampf mit dem Christengott, weil sie im Streite mit ihm unterliegen würden, — sagen die Christen. Dies Alles will Bonifatius beweisen. Er will vor den Augen des ganzen Hessenvolkes streiten mit Donar, — und Donar möge sämtliche Asen Walhallas aufbieten zum Kampfe mit dem Knechte des allein wahren Gottes. Aber das Hessenvolk hat nicht den Mut, den Streit aller seiner Götter mit dem einzigen Gott des Bonifatius zu gestatten, weil es die

Niederlage jener fürchtet, denen es als höchsten Herren huldigt, — sagen die Christen. — — Solche Reden der Christen bringen wir unter die Leute. Wir sagen unseren Gesippten: Mit Unrecht schelten und verachten die Christen unsere Götter. Die Asen sind nicht feige, nicht ohnmächtig, nicht kampfesscheu, — nein! Donar wird mit seinem Blitzhammer den frechen Gottesknecht Bonifatius niederschmettern, — Wodans Schwert spaltet ihn, sobald er es wagt, den heiligen Baum zu berühren. Also möge der hochgemutete Bonifatius herankommen, sein Gott möge streiten wider unsere Götter, damit offenkundig werden die argen Reden der Christenleute, damit jedermann schaue die Macht der waltenden Asen. — Solches sagen wir unseren Gesippten in allen Marken, und diese werden die Reden weiter sagen, so daß bald im ganzen Hessenlande die Leute davon sprechen. Was wird die Folge sein? Das Volk wird rufen: Es soll gelten! Bonifatius und sein Gott sollen streiten mit Donar und den Asen. Er soll den heiligen Baum, darin der mächtige Donnergott wohnt, niederwerfen, so er dies vermag. Zeigen wird es sich, daß unsere Götter keine blinden, ohnmächtigen Wahnpuppen, sondern Zerschmetterer des argen Lügners Bonifatius sind. — — Diese Reden werden umgehen im Hessenvolk, und wir selber wollen derlei Reden auf die Beine helfen. Sind die Leute unruhig geworden, gleich Ameisen, deren Haufen man umrührt, dann sprengen wir

aus: Ein Tag muß bestimmt werden zum Streite zwischen den Asen und dem Christengott, — solches heischt die Ehre unserer Götter und auch unsere Ehre, dieweilen wir keine Anbeter von toten Klötzen sein wollen. Unsere Götter werden siegen und ihre Ehre wahren. — Sothaner Vorschlag wird allen Hessen gar wohl gefallen, weil sie nicht für Anbeter von Wahnpuppen gelten wollen, weil sie von Donar gerechte Strafe für den bösen Mann Bonifatius erwarten, und weil sie mit großer Begier das Schauspiel des Götterkampfes betrachten möchten. Ist unser Gerstenfeld so weit in die Halme geschossen, dann sprengen wir aus, es müsse Botschaft an den Bonifatius geschickt werden, die solle ihm sagen, jetzt möge er kommen und streiten mit Donar, wenn er dazu den Mut habe und kein frecher Schwätzer sei. — — Das ist mein Weg! Wie gefällt er Dir?"

„Horch, Waifar, Du bist ein kluger Mann! Auf solchem Wege werden nicht bloß die Götter, sondern alle Hessenleute herausgefordert. Dein Plan ist vortrefflich, — er muß gelingen!"

Beide saßen noch eine Weile beratend und betrachteten die Angelegenheit von verschiedenen Seiten. Mit dem Versprechen, vorsichtig und emsig die Sache zu betreiben, schieden sie voneinander.

Nach Verlauf einiger Wochen entstand unter den Gauleuten eine Bewegung, die sich immer weiter ver-

breitete und zur Aufregung entwickelte. Bei allen Zusammenkünften der Frilinge war der bevorstehende Götterstreit einziger Gegenstand lebhafter Unterhaltung. Manche Heiden erhoben zwar Widerspruch gegen die Schädigung des heiligen Baumes, sie verlangten an Bonifatius den Vollzug der gesetzlichen Todesstrafe ob solchen Frevels. Aber diese Ansicht drang nicht durch.

„Der christliche Fremdling will nicht den heiligen Baum schädigen," hieß es, „kämpfen will er mit Donar. So mag sich der Gott zum Streite stellen, er strafe seinen Herausforderer und zeige, daß er keine ohnmächtige Wahnpuppe ist. Wir wollen Zeugen sein, uns ergötzen am Götterstreit."

Zur Abwendung des gefährlichen Anschlages bot die Zauberfrau ihren ganzen Einfluß auf. Jeden Tag brachten ihr Wodans Raben Kunde von dem Zorn der Götter, ob des geplanten Frevels an Donars Heiligtum.

„Der Christenfreund Waifar hat die Missethat angezettelt," behauptete Wanna. „Der Unhold verachtet die Asen, glaubt nicht an Walhalla und möchte das ganze Hessenvolk dem Christengott überliefern. Darum werden die Götter den Wicht strafen. Wartet nur, — bald werdet ihr sehen, wie der stolze Friling Waifar als Kröte in den Sumpf springt!" verkündete die Zauberfrau.

Es geschah jedoch das Gegenteil, — die Strafe ereilte Wanna.

Eines Morgens fanden Leute, welche die Zauberfrau beraten wollten, in deren Blockhaus zerfetzte, blutige Kleider und einen zerfleischten Totenschädel, — die einzigen Überreste Wannas. In sinnloser Berauschung hatte sie unterlassen, am Abend die Thüre zu schließen. So drangen nächtlicherweile grimmige Bärtiere in die Hütte, zerrissen und fraßen das Weib. Die Kunde hievon verbreitete Schrecken unter allen, die an Wannas Zaubermacht glaubten und jetzt den Wahn erkannten. Dagegen förderte der Zauberfrau schaudervoller Ausgang nicht wenig die Bewegung zu Gunsten des Christentums.

11. Donars Eiche.

Der entscheidende Tag, ob das Hessenvolk im finsteren Bann der Götzen weiter schmachten, oder das Licht der christlichen Wahrheit herrschen sollte, war herangekommen.

Nach seiner Rückkehr aus Thüringen hatte Bonifatius für sein kühnes Unternehmen und gefahrvolles Wagnis einen Herbsttag gewählt, an dem Donars Hauptfest gefeiert wurde. In großer Menge pflegten die Heiden aus allen Gauen herbeizuströmen, ihrem höchsten Gott Opfer zu bringen und sich bei dem Götzenfeste durch übliche Tänze und Schwelgereien zu belustigen.

Der Ort dieser rohen und barbarischen Festlichkeiten war ein düsterer Urwald, dessen riesige Eichen die Wände eines Berges bedeckten, während seinen Gipfel Donars heiliger Baum krönte. Dieser Berg hatte die Form eines stumpfen Kegels und überragte die umliegenden Höhen, so daß Donars Heiligtum weithin das Land beherrschte. Am Fuße des Berges dehnten sich baumlose und buschfreie Mattenflächen, auf

denen das Hessenvolk seine Götzenmahle feierte, während von der Spitze des Berges die Rauchsäulen der Opferfeuer emporstiegen. Jetzt war der Zudrang der Heiden noch größer, als gewöhnlich. Viele hatte die Neugierde herbeigelockt, den Christengott mit dem mächtigen, blitzeschleudernden Donar kämpfen zu sehen. Nach ihren Erwartungen und Vorstellungen zog Donar auf schweren Wetterwolken heran, in Sturm und Donnergetöse, um die tollkühnen Christenleute mit seinem Hammer niederzuschmettern. Ein Schauspiel erwarteten sie, das ihrem Glauben von der furchtbaren Macht des höchsten Gottes entsprach. Während die weitaus größte Mehrheit der Heiden an eine Verteidigung Donars gegen seine Feinde nicht dachte, weil sie ihn für stark genug hielten, sich selbst zu schirmen, kamen nicht wenige in der Absicht, die Verletzung des Heiligtums zu verhindern und Bonifatius zu erschlagen.

Außer den Heiden erschienen auch die Christen aus der Umgegend von Hamanaburg. Den Sieg des wahren Gottes wollten sie schauen und sich ergötzen an Donars Niederlage.

Unweit des Nationalheiligtums lag der Hauptort des Volkes der Hessen, die langgestreckte Mark oder Dorfschaft Maden. Die einflußreichsten Frilinge Madens waren Abbots Gesippte und für den Götterkampf gewonnen. Sämtliche Gehöfte und Hütten des Ortes

waren mit Gästen überfüllt und alle in größter Erwartung über die kommenden Dinge des nächsten Tages. Nebenbei wurde tapfer gezecht, Donars Heil aus umfangreichen Humpen und Büffelhörnern getrunken, mit rauschendem Wortschwall des Gottes Macht gepriesen und von Einbildungskräftigen die grausige Niederlage des Christengottes geschildert. Daher durch die ganze Mark viel Lärm und Getöse am Vorabend des für die Götter verhängnisvollen Tages.

Gerade dort, wo die mächtigsten Häuptlinge des Landes um den Stammesältesten sich versammelt hatten, herrschte verhältnismäßig Stille. Über dem weitläufigen Gehöft, das mit seinen Blockhäusern, Scheunen, Stallungen und Schuppen eine gedehnte Fläche einnahm, lag es fast wie aristokratische Vornehmheit. Wildes Getöse und Geschrei wurde nicht vernommen, wohl aber verhaltenes Summen vieler Stimmen in der großen Halle, zuweilen kräftig tönende Worte eines Redners und flüchtiges Beifallklatschen. In der Halle saßen an langen Tischreihen etwa hundert Männer, deren hünenhafte Gestalten undeutlich hervortraten in dem matten Lichtschein kupferner Ampeln, die vom Deckengebälk niederhingen. Die plumpen Tische bogen sich fast unter der Last von Speisen und Getränken, womit sie bestellt waren. Vom Herde ging durch die Halle ein Strom von Gerüchen bratenden und schmorenden Fleisches, und diese vermischten sich mit den

Gerüchen von Bier und Met, so daß, in Verbindung mit dem Rauche, der nur langsam durch die Öffnungen der Wände und des Daches abzog, ein Dunstkreis entstand, darin nur urdeutsche Lungen ausdauern und die Söhne der Wildnis sich behaglich fühlen konnten. Den Vorsitz beim Gelage führte der Hausherr und Stammesälteste Humbold, ein kräftiger Greis, dessen starke Gestalt die Last der Jahre nicht zu beugen vermochte. Seine redliche Biederkeit, seine erprobte Klugheit, sowie sein Reichtum an Schalken, Viehherden, Land und Wald, und nicht zuletzt seine verzweigte Sippschaft, begründeten sein hohes Ansehen. Er saß an seinem gewöhnlichen Platze in einem Lehnstuhl, der auf einer Bodenerhöhung stand. An ihn reihten sich seine Gesippten, unter diesen Abbot, der heute wieder, dem Götterstreite zu Ehren, sein reichverbrämtes Oberkleid und seine Pelzmütze trug. Nachdem die Ansprüche des Magens und der erste Durst befriedigt waren, unterhielten sich die Gäste mit solchem Eifer über das kommende große Ereignis, daß sogar das Trinken vernachlässigt wurde. Erhob sich ein Sprecher zur Äußerung seiner Ansicht, so verstummte die Unterhaltung und alle lauschten aufmerksam. Auch Widerspruch wurde laut, der jedoch niemals in heftigen Wortstreit überging, weil die Gemüter tiefer Ernst und ahnungsvolles Vorgefühl über die folgenschwere Bedeutung des nächsten Tages beherrschten. Bei diesem Austausch der

Meinungen öffneten sich manche interessante Einblicke in deutsches Leben und Götzenwesen.

„Männer, paßt auf, ich will euch frank und frei mein Bedünken sagen!“ rief eine rauhe Stimme durch die Halle, während sich die Gestalt eines Häuptlings erhob, der im Geruche des weisen Mannes stand. „Unserer Asen mächtigster ist Donar, das wißt ihr. Alle Götter, die holdgesinnt walten, sind ihm versippt. Ohne Donar und seine Sippschaft kann die Welt gar nicht bestehen. Wenn die Zeit der Thursen kommt und die Winterriesen das Land überfallen, dann stirbt unter ihrer Macht die ganze Natur. Die Herrschaft der Thursen schlägt alles in Tod und Starrheit. Bestände das grausige Walten der Winterriesen nur zwei Jahre, dann müßten die Menschen insgesamt verhungern und elend zu Grunde gehen. Wer ist es nun, der mit feurigem Streithammer die Thursen aus dem Lande schlägt? Donar ist's. Wenn er auf seinem Donnerwagen heranfährt und vor ihm her die Stürme brausen, dann flüchten die Winterriesen. Jetzt kann der Erntegott Fro, ungeschoren von den grimmigen Thursen, auf goldborstigem Eber über das Ackerfeld reiten. Auch Ostara und Ertha, die milden Frühlingsgöttinnen, dürfen erscheinen, in ihrem Geleite Sonnenschein und warmer Regen. Auf ihrem heiligen Wagen fahren sie durch die Fluren, und wohin sie kommen, wächst fröhlich die Saat, und bald grüßen wogende Halme die holdge-

sinnten Götter. Der starre Todesbann, in welchen die Thursen die Erde geschlagen, hat ein Ende. Überall sproßt und grünt das Leben. Die Menschen müssen nicht Hungers sterben, und weiter geht der Weltlauf. — Jetzt frage ich euch, wer hat die Mächte des Todes vertrieben? Wer hat mit starker Hand den Gott der Freude und Fruchtbarkeit in das Land geführt? War es nicht Donar?"

„Ja, — ja, — es ist so!" riefen viele Stimmen. „Bertram hat recht! Ohne Donars mächtiges Walten käme der Welt Untergang."

„Männer, hört weiter!" fuhr Bertram fort. „Wer verschafft unserem Gemeinwesen Bestand und verhütet den Einsturz aller Dinge? Wieder ist es Donar. Sein Hammerwurf begrenzt das Eigentum und feit die Habe an Land und Wald und Weide gegen Eingriffe arger Menschen. Sein Hammer weiht und segnet die Ehe und verhängt Todesstrafe über jedes Weib, das Treue und Sitte gebrochen. Wie sein Hammer die Natur dem Leben öffnet, so ordnet er auch und regelt den Fortbestand der Menschheit durch die Ehe und durch das Recht des Besitzes. Wohin kämen die Menschen ohne Ehe und ohne Eigen? Alle Zucht und Ordnung müßte schwinden, und aus der Menschheit würde eine Herde von Säuen und Wildebern."

„Das ist wahr!" riefen die Tischgenossen. „Zucht muß sein, Recht und Ordnung!"

„Männer, darum sage ich, Donars Herrschaft muß fortbestehen!“ schloß Bertram. „Der Fremdling, der morgen Donar befehden will, ist unser Feind.“

Vielseitiger Beifall.

Abbot winkte Trutmund, der ihm gegenüber saß.

„Stehe ein für den Christengott!“ rief er ihm zu.

Trutmund schickte sich an, der Aufforderung zu folgen, da kam ein anderer ihm zuvor.

„Männer, um Donars Herrschaft soll uns nicht bange sein!“ rief dieser Anwalt der Götter. „Allerdings kommt einmal für die Götter das Ende ihres Waltens, wie uns die heiligen Runen weissagen. Bis zu jener Zeit mag es noch lange sein, wenigstens ist sie jetzt noch nicht da. Jener Zeit gehen ja schreckliche Zeichen voran, so daß jeder merken kann, was kommt. Brüder kämpfen gegen Brüder, der eine mordet den anderen. Die Gesippten verletzen die Familienbande, hart und schwer wird die Zeit, der Ehebruch sehr häufig, die Schilde halten nicht mehr, Wind und Sturm brechen herein, kein Mensch schont des anderen, wild und grausig ist das Zeitalter. Alsdann zerbrechen die Stützen der Erde, die Sonne verfinstert sich, die heiteren Sterne verschwinden am Himmel, furchtbare Feuersglut verzehrt alles, und bis zum Himmel empor steigen die Flammen. — Solches melden vom Weltende die heiligen Runen. Wie gesagt, bis dahin mag es noch lange sein. Vorläufig steht noch fest die Erde, und

ebenso fest steht Donars Herrschaft. Darum werdet ihr morgen sehen, wie Donars Zorn die Christenleute verzehrt."

Allgemeines Kopfnicken und beifälliges Summen der Stimmen.

Da erhob sich Trutmund. Sofort ruhten alle Blicke erwartungsvoll auf dem Christen, der es gewagt, sich der Macht angestammter Götter zu entziehen.

„Männer, laßt auch mich ein Wort reden!" hob er an. „Der Friling hat uns erzählt, was die Weissagungen der Runen vom Ende der Welt und der Götter melden. Hört jetzt, was die Runen weiter sagen. Die Erde, darauf vormals die Götter herrschten, sagen die Runen, steigt viel schöner und gar prächtig aus der Verwüstung wieder empor. Es wird eine ganz neue Erde. Jene Mächte, die ehedem waltende Götter gewesen, erinnern sich der Geheimnisse des höchsten Wesens. Die goldenen Tafeln, sagen die Runen, darauf die Geheimnisse des höchsten Wesens geschrieben stehen, waren verloren und wurden wieder gefunden.[56]) Jetzt erscheint Balder, der gütige Gottessohn. Ein neues Reich und Zeitalter bricht an. Die Übel verschwinden, gute Menschen bewohnen himmlische Sitze und genießen Freude und Wonne. Zuletzt kommt jener Allmächtige, der alles lenkt, um das große Gericht zu halten. Jeglichen Streit schlichtet er und erteilt Gesetze des heiligen Friedens, der ewig währt.[57]) — So lauten die

Weissagungen der Runen," fuhr Trutmund fort, „und teilweise haben sich dieselben schon erfüllt. Das höchste Wesen, dem alle Macht übergeben ist im Himmel und auf Erden, der Friedensbringer und Segenspender, der Balder der Runen, ist in Menschengestalt erschienen und wurde als Kind zu Bethlehem von der reinen Jungfrau Maria geboren. Er heißt Jesus Christus. Seine Allmacht und seine Gottheit bewies er durch viele große Wunderthaten und durch seine Lehren. Gar viel anders lauten diese Lehren des höchsten Wesens, als die Satzungen unserer Asen. Es sind jene Geheimnisse des höchsten Wesens, die geschrieben standen von Anfang der Zeiten auf goldenen Tafeln, welche der Menschheit verloren gingen und die Gottes Sohn vom Himmel brachte. Wodan und Donar üben Rache an ihren Feinden und drängen die Leute zu Mord und Blutrache. Jesus Christus hingegen lehrt: »Ihr sollt jene lieben, die euch hassen, und jenen Gutes thun, die euch verfolgen, damit ihr Kinder eures Vaters seid, der im Himmel ist, und der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse.« Und weil er den Haß verbietet, die Rache, die blutige Fehde und jegliche Verwüstung, darum wird er Friedensfürst geheißen. Befolgen die Leute die Gebote und Satzungen des göttlichen Friedensfürsten, dann liegt Wodans Mordschwert begraben und Donars Streithammer rostet. Was die Runen geweissagt, erfüllt sich, — in Frieden und Wonne leben die Men-

schen. Darum haben die Engel gesungen bei der Niederkunft des höchsten Wesens auf die Erde: »Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind!« Und der Weltheiland selber hat gesagt: »Meinen Frieden gebe ich euch, den die Welt nicht geben kann.« Was dieser Frieden bedeutet, welche Seelenruhe und süße Wonne er enthält, können nur jene verstehen und empfinden, die abgeworfen haben das eiserne Joch der Götter und die leben im himmlischen Reiche des Friedensfürsten. Männer, die Lehren und Satzungen des Christengottes sind alle wundersam, aber ich kann sie euch nicht herzählen, weil mir bis jetzt nur weniges davon im Kopfe hängen geblieben ist, was der ehrwürdige Bischof Bonifatius und seine Mönche uns Christenleuten lehren und weisen. Ihr müßt sie selber hören. Aber bitten möcht' ich euch noch, ja nicht zu glauben, daß mit dem Ende der Asen auch das Recht, die Ordnung und Wahrheit zu Ende gehen, — im Gegenteil! Jegliches wird viel besser, die Ordnung und die Menschenrechte und auch die Ehe, darin es keine Nebenfrauen geben darf. In Glück und Frieden und in Gottes allmächtiger Hut leben alle, die guten Willens sind, — hat der heilige Mann Bonifatius gepredigt, — wahr ist's!"

Auf Trütmunds Rede, die ebensowohl eine Verurteilung des Götzenwesens, wie eine Empfehlung des Christentums enthielt, folgte tiefes Schweigen. Die

Zuhörer, meistenteils von schwerer Fassungskraft, überlegten das Vernommene. Die geschickte Verwebung der Göttersage, namentlich Balders, des huldvollen Gottessohnes, mit dem Welterlöser, dem menschgewordenen Sohne des wahren Gottes, gefiel sichtlich den Heiden. Im Ausdruck ihrer Mienen spiegelte sich der Wunsch, Jesus möchte der längst verheißene und erwartete Friedensgott sein. Ohne Zweifel klang in der Baldersage die Uroffenbarung oder das Protoevangelium wieder, wie die Theologen Gottes Verheißung des Welterlösers an die Stammeltern nennen. Hiebei ist es merkwürdig, wie diese Verheißung aus dem Herzen Asiens nach dem hohen Norden Europas ihren Weg fand und in der deutschen Göttersage in eigentümlichen Formen der Edda erhalten blieb. Als sich die Völker von der Wiege der Menschheit über die Erde verbreiteten, trugen sie augenscheinlich Bruchstücke der Uroffenbarung mit sich, und so bestätigt zugleich die Edda die biblische Wahrheit von der gemeinsamen Herkunft aller Menschen von den Stammeltern Adam und Eva. Und jetzt verriet das Sinnen und die frohe Überraschung der Hessen, daß sie des verheißenen Erlösers gedachten und mit Sehnsucht ihn erwarteten. Viele behaupteten freudig erregt, Jesus Christus sei der Gottessohn, welchen die Runen weissagten. Andere zweifelten oder widersprachen, so daß eine bewegte Unterhaltung entstand.

„Männer, hört mein Dafürhalten!“ rief Bertram. „Wie euch bekannt, ist Balder Wodans Sohn. Weil er ein Friedensgott ist, darum haßt ihn der böse Loki. Balder fand durch des argen Loki listigen Anschlag den Tod. Bis zum Weltende muß er in der Unterwelt bleiben, konnte also bis jetzt nicht geboren werden; denn bis zum Weltuntergang mag es noch lange währen. Außerdem kann der christliche Gottessohn schon darum nicht der verheißene Wonnegott Balder sein, weil der Christengott unhold ist den Asen. Niemals wird Balder seinen Vater Wodan und dessen Gesippten Donar befehden, was doch morgen Bonifatius thun will im Namen seines Gottes. Also hat Trutmund unrecht, den christlichen Gottessohn als den verheißenen Balder uns vorzustellen.“

„Dies habe ich nicht gethan!“ erwiderte Trutmund. „Ich behauptete nicht, der Sohn des wahren Gottes sei Balder, der Sohn Wodans, — ich wollte vielmehr sagen, Jesus Christus, die zweite Person in der Gottheit, sei der Friedensfürst, Segenspender und Welterlöser, wie ihn die Runen weissagen.“

„Ja, — ja, so hat er's gemeint, — so hab' ich's verstanden!“ bestätigte Abbot.

Es drohte heftiger Wortstreit zwischen Abbots Gesippten und Bertrams Gesinnungsgenossen. Da erhob sich Humbold. Sofort verstummte der Lärm.

„Meine trauten Gäste, — laßt auch mich reden!“ hob der Greis an. „Es ist ganz überflüssig, darüber zu rechten, ob Jesus Christus der versprochene Balder ist oder nicht. Auf den Namen kommt es nicht an, die Hauptsache ist das Wesen. Hieße auch Loki nicht Loki, sondern Balder, dennoch wäre er ein böses, dem Menschen feindliches Wesen. Streitet also nicht wegen der Namen. Von der Christen Lehren und Satzungen wußte ich bislang gar nichts, wollte auch nichts davon wissen. Da kommt mein Gesippter Abbot und erzählt Wunderdinge von Hamanaburg. Jetzt wurde ich neugierig und ritt vorlängst nach Hamanaburg, um die Christenleute auszuhorchen. Dort wurde ich von den Mönchen gastfreundlich aufgenommen und recht glimpflich beherbergt. Auf alle meine Fragen gaben sie redliche Antwort. Sie sagten, es gäbe nur einen einzigen wahren Gott, alle Götter, die wir anbeten, seien Gebilde aus Menschenhänden, die weder sehen, noch hören, noch reden, noch irgendwie helfen könnten. Ihr Gott aber sei ein allmächtiges, allwissendes und heiliges Wesen, das nur aus sich selbst da sei von Ewigkeit, das Himmel und Erde und alle Dinge erschaffen habe, aus dem Nichts. Dieser eine wahre Gott sei dreifaltig in den Personen, die heißen Vater, Sohn und Geist. Diese drei Personen seien ein Gott, mehrere Götter gäbe es nicht. Die zweite Person, nämlich der Sohn, habe die menschliche Natur angenommen, um

die Menschheit, welche in Sündenschuld verstrickt sei, durch sein Leiden und Sterben zu erlösen; denn Gott selber könne nicht leiden und sterben. Der Sohn Gottes habe sich Jesus Christus genannt, sei dreiunddreißig Jahre auf Erden gewandelt, habe davon die letzten drei Jahre hindurch gelehrt, habe Gesippte und Freunde um sich gesammelt und dieselben Jünger und Apostel geheißen, und diesen habe er die Weiterführung und Verkündigung seiner Satzungen für alle Zeiten übertragen. Noch vieles andere sagten mir die Mönche, was ich zum Teil nicht begriffen habe. Ganz gut jedoch verstand ich ihre Rede, Jesus Christus sei der wahre Gott und im Namen dieses Gottes wolle der heilige Mann Bonifatius zu Donars Heiligenforst kommen, um zu streiten mit Donar. Das soll morgen geschehen. Wie ich höre, ist Bonifatius schon in der Mark Waifara und Waifars Gast. Zanken wir also heute nicht, — warten wir bis morgen. Sind unsere Götter mächtig und Donar der höchste Gott, dann wird Bonifatius im Streite unterliegen. Ist aber der Christengott der allein wahre und einzige Gott, dann stürzen unsere Götter in den Staub. Wer Recht behält im Kampfe, auf dessen Seite treten wir, — das ist deutscher Männer Art und mein Dafürhalten."

„Es soll gelten!" riefen Humbolds Gäste, dessen kluger Vorschlag allgemeine Billigung fand.

Aber nicht in sämtlichen Gehöften und Hütten Madens verlief die Besprechung des Gegenstandes in so ruhiger und vernünftiger Weise. In manchen Hallen fielen Drohworte gegen Bonifatius. Eifrige Verehrer der Götzen, die es liebten, in deren Dienst rohe Genußsucht und wilde Leidenschaften zu befriedigen, haßten den friedfertigen Christengott und dessen Sendboten. Diese grimmvollen Heiden schwuren Bonifatius den Tod. Schon hatten sie ihr Mordmesser gewetzt, um den Götterfeind niederzustechen, sobald er Donars heiligen Baum verletzte.

Mit dem Morgengrauen des nächsten Tages verließen die Hessen Gäsmera und Maden und zogen nach Donars heiligem Haine. Das ganze Hessenvolk schien gegenwärtig zu sein, so massenhaft war der Zudrang.[58]) In banger Scheu, welche der Glaube an die Gegenwart des höchsten Gottes einflößte, stiegen die Heiden die bewaldeten Bergwände empor. Ihren rauhen Sitten entgegen, lärmten und schrieen und jauchzten sie nicht, wie sie bei Zusammenkünften zu thun pflegten. Sogar die Wildesten von ihnen wagten kaum ein lautes Wort im Heiligenhain zu sprechen, darin sämtliche Bäume geweiht und Wohnungen verschiedener Götter waren. Mit der Gottesidee, allen Menschen angeboren und vielleicht durch den Hauch eingepflanzt, womit der Schöpfer den Erdenleib beseelte, weshalb auch die rohesten Völker von Gottes Dasein wissen, scheint sogar

ein Taktgefühl verbunden zu sein, wie man sich in Gegenwart des höchsten Wesens zu verhalten habe. Daher die Zurückhaltung und Scheu dem Allerhöchsten gegenüber von seiten wilder Barbaren, denen Anstandsregeln ebenso unbekannt, wie Empfindungen der Furcht.

Sobald die Emporgestiegenen den Gipfel des Berges erreichten, gelangten sie zu einer baumfreien Fläche, durch Menschenhand geebnet, einer ungeheueren Plattform ähnlich, welche den ganzen Raum der stumpfen Kegelspitze einnahm und groß genug, viele tausend Menschen zu fassen. Inmitten der Freiung erhob sich Donars Eiche, ein Riesenbaum, dessen gewaltigen Stamm zehn Männer nicht zu umspannen vermochten. Dieser Stamm trug einen Wald weitgestreckter Äste, die ihre Zweige zum verschlungenen Dickicht zusammenschoben, undurchdringlich den Sonnenstrahlen, so daß im Inneren des Riesenbaumes geheimnisvoller Dämmer herrschte. Das mächtige Wurzelwerk sprang am Boden teilweise hervor und bildete durch seine Formen und seltsamen Verknorrungen winzige dunkle Höhlen, darin Zwerge, Wichteln und Kobolde hausten. Infolge der Besprengungen mit Opferblut war der Fuß des Stammes mit schwarzer Blutkruste überzogen, ein Anblick des Grauens, bei dem Gedanken, daß auch Menschenblut verkrustet war. Wie zahlreich damals noch Menschenopfer unter dem Messer der Götzenpriester verbluteten, erhellt aus einem Briefe des Papstes Gregors III. an

den heiligen Bonifatius, vom Jahre 732. „Ferner hast Du mitgeteilt," schreibt der Papst, „daß in jenen Gegenden unter anderen Verbrechen auch dieses vorkomme, daß manche von den Gläubigen ihre Sklaven den Heiden verkaufen, um sie den Götzen zu opfern. Wir mahnen Dich, Bruder, dies streng zu untersagen und ferner nicht geschehen zu lassen; denn Schandthat ist es und Gottlosigkeit; lege demnach jenen, welche dieselbe begehen, gleiche Buße auf, wie dem Mörder." [59])

An den untersten Zweigen der Eiche hingen verwelkte Kränze, farbige Stoffstreife und mancherlei Sinnbilder, mit denen bei öffentlichen Festen Donars heiliger Baum geschmückt zu werden pflegte. Nebeneinander gelegte große Steine bezeichneten rings um die Eiche einen Kreis. Diesen umfriedeten Raum durfte bei Götzenfesten nur der Erwart betreten. Wenige Schritte von der Eiche entfernt lag Donars Haus, eine geräumige, von Baumstämmen gebildete Halle, deren vordere Seite offen war. An der Rückwand erschien der holzgeschnitzte Götze und zwar, im Gegensatze zu allen übrigen Göttern, die stehend dargestellt wurden, in sitzender Haltung, hiedurch seine Oberhoheit unter den Asen auszudrücken. Auf dem Kopfe trug er eine Krone von zwölf Sternen, den Sinnbildern der zwölf Himmelszeichen, umgeben. In der Linken hielt er zackige Blitze, in der Rechten seinen Herrscherstab. Ein langer, umgürteter Rock kleidete ihn. Sein Gesicht, dessen Aus-

druck den wohlthätigen Bezwinger der grimmigen Thursen bezeichnen sollte, hatte der urdeutsche Künstler als grimassenschneidende Fratze dargestellt.[60])

Inmitten der Halle stand der Opferaltar, ein riesiger Steinwürfel, über dem an Ketten der eiserne Kessel hing, darin die Opfersuppe gekocht wurde. An den Wänden hingen Messer und Äxte, zum Schlachten und Zerteilen der Opfer. Auf umlaufenden Gesimsen grinsten zahlreiche menschliche Totenschädel, ebenso viele Überreste jener Unglücklichen, welche den Götzen geschlachtet wurden.

Dichtgedrängt umstanden die Heiden Donars Eiche. Kein lautes Wort unterbrach die herrschende Stille. Sogar das Geflüster der Frauen verstummte, wenn durch die Krone des Riesenbaumes geheimnisvolles Rauschen ging. Was im Gezweige sich regte, waren Äußerungen Donars. Daher scheue Blicke nach oben und banges Erwarten des Kommenden. Ausgeschlossen von dieser abergläubischen Furcht waren die wenigen Christen. Auch sie verhielten sich zwar ruhig, aus Rücksicht für die religiösen Gefühle der Heiden, allein ihre Haltung und ihr Mienenspiel verrieten durch keine Merkmale, daß sie im geringsten unter dem Zwange heidnischen Wahnes standen. In ihrem Gesichtsausdruck spiegelte sich vielmehr die frohe Zuversicht, der heilige Mann Bonifatius werde heute den mächtigsten Abgott überwinden und das ganze Hessenland dem Christentum öffnen.

Bemerkbar trat ein Haufen von Männern hervor, die sich in der Nähe der Eiche gruppiert hatten. Finsterer Trotz und verhaltener Grimm lagen auf ihren Zügen, Unheil und Mordgedanken verkündeten ihre wilden Blicke. Sie hatten geschworen, Bonifatius zu töten, sobald er es wagte, den heiligen Baum zu verletzen. Bei ihnen stand der Erwart von Gäsmera, Donars Priester, kenntlich durch langen, weißen Linnenrock, Zipfelmütze, nackte Füße und wallenden Bart. Im Flüsterton verkehrte er mit den Verschworenen und so oft dies geschah, blitzten noch grimmiger und entschlossener die Augen der Mordgesellen.

Nach langem Harren verkündete endlich eine Bewegung in der Menge das Nahen des heiligen Bonifatius. Bahnbrechend gingen ihm zwei Geharnischte voraus, Waifar und Wolfram. Über den Köpfen der gedrängten Masse schwebte dräuend ein fliegendes Drachentier, den scharf bezahnten Rachen geöffnet, die gräulichen Krallen ausstreckend. Der Drache saß auf der Helmspitze Waifars, der heute seine Kettenrüstung trug, eine gediegene fränkische Arbeit. Willig öffnete das Volk eine Gasse, neugierig den kühnen Mann betrachtend, welcher mit dem gewaltigen Donnergott zu kämpfen wagte.

Als Bonifatius den umfriedeten Raum betrat, regte es sich in dem bisher starren Walde von Spießen und ragenden Lanzen, und an verschiedenen Punkten

klirrten die Waffen. Das Waffengerassel bedeutete leichtverständliches Drohen jener Heiden, welche entschlossen waren, die Beschädigung des heiligen Baumes zu verhindern. Dem Bischofe und seinen Begleitern, zwei Mönche und drei Laienbrüder, entging nicht die Gefährlichkeit des Unternehmens. Ringsum starrten Spieße und Speere, blitzten Schwerter und Streitäxte, getragen von wildblickenden Männern, deren rauhe Gesichter aufwallenden Zorn verrieten, sobald sie den Feind ihres höchsten Gottes erspähten. Dumpfes Murren ging durch die Reihen, und dort, wo die verbündeten Mordgesellen standen, vermischte sich mit dräuendem Grollen immer lauteres Waffengeräusch. Es bedurfte nur leisen Anstoßes, um die verhaltene Wut vieler Heiden zu entfesseln und grausiges Gemetzel hervorzurufen.

In dieser bedenklichen Lage zeigte Bonifatius bewunderungswürdige Ruhe. Die sichtliche Lebensgefahr schreckte ihn nicht. Sein Verhalten glich jenem eines Menschen, der unerschütterlich auf des Allmächtigen Schutz und Beistand vertraut. Er hatte flüchtig die gewaltige Eiche betrachtet und wandte sich jetzt an die versammelte Menge. Sobald er zu sprechen anhob, sein Angesicht in heiliger Begeisterung zu leuchten begann, und seine ohnehin ehrwürdige Gestalt in hehre Würde und Hoheit sich kleidete, da flüchteten die treibenden Geister der Finsternis und auf den Zügen der Heiden erschienen Merkmale der Überraschung und des Staunens.

„Meine lieben Brüder und Schwestern!“ hob er mit weithin schallender Stimme an. „Ich grüße und segne euch alle im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, — im Namen des allein wahren Gottes, des Schöpfers aller Dinge im Himmel und auf Erden! Ich komme zu euch im Namen des barmherzigen Gottes, der euch erretten will aus der Finsternis heillosen Irrwahnes, der euch führen will in das Reich eures zeitlichen Glückes und eurer ewigen Seligkeit. Ich komme zu euch im Namen des allmächtigen Gottes, der allein Herr und Gebieter ist über sämtliche Dinge und Wesen des Weltalls. Im Namen des allmächtigen Gottes, vor dem auch die bösen Geister zittern, auf dessen Wink selbst jene Dämonen hinabfahren in den Abgrund, die Wodan beseelten und Donar, eure stärksten Götter. Heute wird euch der dreieinige und dreifache Gott zeigen, daß er allein wahrer Gott ist, dem auch ihr zu gehorchen und zu dienen verpflichtet seid. Betrachtet diesen Riesenbaum, darin nach eurem Glauben der mächtige Gott Donar wohnt! Können Menschenhände diese Eiche niederwerfen? Gewiß nicht in kurzer Frist. Es bedarf großer Anstrengung und langer Zeit, diesen ungeheueren Baum zu fällen. Und ich sage euch, im Augenblick wird der Riese zusammenbrechen, — niedergeworfen durch den Allmächtigen, der auch ihn, wie alle Dinge und Wesen, in das Dasein gerufen. Daran sollt ihr erkennen,

daß nur ein Gott und Herr ist, gegen dessen Unendlichkeit Donar und Wodan und Fro und alle vermeinten Götter zusammen nur leere, ohnmächtige Schattenbilder sind. Wohlan, meine Brüder und Schwestern, sehet und höret, was jetzt geschieht, auf daß ihr klar erkennet die Ohnmacht und Nichtigkeit jener, die ihr bisher angebetet habt, — auf daß ihr erfahret, es sei nur ein Gott, dreifaltig in den Personen und einig im Wesen!"

Nach diesen Worten nahm er die dargereichte Axt und hieb in eine vorspringende Wurzel. Niemand wehrte es ihm. Auch hier wirkten Rede und Persönlichkeit des Heiligen wunderbar. Auf jedem Gesichte lag scheue Spannung, zagende Überraschung, und selbst die Verschworenen rührten kein Glied zur Ausführung des verabredeten Mordplanes. Wie in starren Bann geschlagen, standen die grimmigsten Heiden, gleichsam erdrückt und gelähmt von dem Anblick des Außerordentlichen.

Dreimal hatte Bonifatius auf die Wurzel geschlagen; jetzt übergab er die Axt einem Laienbruder.

„Unterziehet euch dem Werke, meine Söhne, im Namen Gottes, bis er selbst die Axt an die Wurzel legt!" sprach er.

Die drei Laienbrüder hieben kräftig in die Wurzeln, die Spähne flogen, der Waldriese schien jedoch der Erdmännchen zu spotten und ihrer schwächlichen Werkzeuge.

Die Heiden standen stumm und regungslos. Bald hoben sie ihre Blicke nach der Baumkrone, bald nach dem Himmel, ob nicht Donar in Wetterwolken heranfahre, um seine Verächter zu strafen. Nirgends erspähten sie Merkmale des nahenden Rächers, und jetzt erschütterte jeder Axthieb weniger die Eiche, als den Glauben der Heiden an Donars Macht.

Bonifatius war auf die Kniee gesunken und betete. Die Hessen staunten über sein himmelwärts gerichtetes, von glühender Andacht und heißem Fehen übergossenes Angesicht, darin zwei Augen übernatürliche Lichter ausstrahlten.

Nach wenigen Minuten erhob sich der Heilige. In demselben Augenblick rauschte es durch die Lüfte. Die Zweige und Äste der Eiche kamen in Bewegung. Das Rauschen wuchs an zu heftigem Brausen. Von Donars Eiche flogen einzelne Blätter. Die Heiden gafften und lauschten und wichen erschrocken zurück. Die Axthiebe verhallten und die Laienbrüder mieden auf des Heiligen Gebot die Nähe des Baumes. Das vorübergehende Luftgetöse schien nur ein mahnender Wink, ein Vorbote des Kommenden gewesen zu sein; denn völlige Windstille war eingetreten. Aber es lag in der Atmosphäre wie beängstigende Schwüle, wie das Herannahen eines furchtbaren Ereignisses, und das ganze Hessenvolk stand unter dem niederdrückenden Einflusse

dieser unheimlichen Spannung; denn schweigsam harrte die Menge, voll Angst und Bangen. Da zog es heran, wie fernes Donnerrollen. Dumpfes Brausen fuhr über die umliegenden Berge, und plötzlich ergriff ein furchtbarer Wirbelsturm mit solcher Gewalt die Eiche, daß ihre gewaltigen Äste krachten und weithin ihre Zweige flogen. Die Heidenfrauen schrieen laut auf, selbst auf den Gesichtern der Männer malte sich Entsetzen; denn bis zur alles zermalmenden Wut steigerte sich die schreckliche Empörung der Lüfte. Der Wirbelsturm faßte die Eiche, drehte sie im Kreise, und der Waldriese, mit seinem ungeheueren Wurzelwerk aus dem Boden gerissen, stürzte mit Donnerkrachen auf Donars Haus, das er vollständig zermalmte. Mit dem heiligen Baume stürzten zugleich viele Heiden zu Boden, wo sie zitternd auf ihrem Angesicht liegen blieben.[61])

Der Orkan war ebenso schnell vorübergebraust, wie er kam. Die frühere Luftstille trat wieder ein, und vom klaren Himmel goß die Sonne ihre Strahlen auf die Menschenmenge, welche die Hand des Allmächtigen geschaut hatte, — daher Furcht und Schrecken auf jedem Gesichte. Die Mönche, von den Erweisen göttlicher Barmherzigkeit mit freudiger Begeisterung erfüllt, stimmten den Psalm an: „Lobpreiset alle Nationen den Herrn! Rühmet ihn alle Völker! Denn fest steht über uns sein Erbarmen, und ewig währt die Treue des Herrn!“

Wieder trat Bonifatius vor das Volk der Hessen, um es einzuladen zum Eintritt in das Reich Gottes.

„Meine lieben Brüder und Schwestern, höret und beherziget meine Worte!“ rief er im Tone dringender Vorstellung. „Ihr habt gesehen, wie der einzige, allein wahre Gott mit dem Hauche seines Mundes den Riesenbaum niederwarf. Donar und Wodan und Fro und alle Geister der Finsternis konnten nicht widerstehen dem allmächtigen Gott. Darum sollt ihr niemand anbeten, als den Herrn der Welt, den Schöpfer aller Dinge. Demzufolge bitte und beschwöre ich euch, verlasset die grausige Nacht des Heidentums, gehet ein in das Reich des Lichtes und der Wahrheit. Nicht länger sollt ihr seufzen unter der Knechtschaft schauerlichen Götzenwahnes, — nicht länger sollt ihr gequält sein durch böse Kobolde, Zwerge, Riesen, Hexen und andere Unholde des Aberglaubens. Nicht länger sollt ihr den Götzen Tiere und Menschen opfern, nicht länger durch wüste Laster, durch abscheuliche Sitten und Frevel dem Teufel dienstbar sein. Nein, freie Kinder Gottes sollt ihr werden, — frei durch die Wahrheit und glücklich durch tugendhaftes Leben, das heißt, durch Denken, Streben und Handeln nach dem Willen Gottes. Wie über dem Lande Thüringen das Licht des Evangeliums aufgegangen ist, so auch soll es leuchten im Hessenlande. Gerne bin ich bereit, euch den Weg zu zeigen, der zu Gott führt, — den Weg zu eurer zeitlichen Wohlfahrt

und zu eurer ewigen Seligkeit. — Jetzt frage ich euch, seid ihr entschlossen, den falschen Götzen abzusagen und dem wahren Gott allein zu dienen?"

Die Frage entzündete eine stürmische Bewegung.

„Der Christengott ist der wahre Gott!" rief es tausendstimmig. „Er allein ist mächtig und siegreich, — ihm wollen wir pflichtig sein!"

„Ins Feuer mit den Wahnpuppen!" rief Waifar mit Donnerstimme.

„Ins Feuer mit den Trugfratzen!" schrie Abbot.

„Ins Feuer, — ins Feuer!" wiederhallte es tausendfach. [62])

Endlich schwieg der Lärm. Humbold, der Stammesälteste, trat vor, in der Absicht, seiner bevorzugten Stellung gemäß, im Namen des Volkes zu sprechen.

„Heiliger Mann Bonifatius!" fing er an. „Du hast uns die Schuppen von den Augen genommen, — jetzt sehen wir! Recht hast Du, von der Finsternis des Götterdienstes zu reden. Wir saßen in der Finsternis und konnten nicht sehen, weil wir kein Licht hatten. Du hast uns das Licht gebracht, welches vom Himmel des wahren Gottes leuchtet, — jetzt sehen wir. Dein Gott ist der allein wahre und mächtige Gott; denn er hat Donar und mit ihm alle Götter vor unsern Augen zu Boden geworfen. Wie man aber dem Christengott dient und was er lehrt, wissen wir nicht. Darum glaube ich, in der Meinung sämtlicher Hessen zu reden,

wenn ich sage, komme zu uns, durchwandere alle Marken und Gaue, unterweise uns, damit auch im Hessenlande Licht werde, wie in Thüringen. — Männer," wandte er sich an die Menge, „ist euch das recht?"

„Ja, — recht!" rief das ganze Volk. „Der heilige Mann soll uns lehren und weisen!"

So geschah es. In den folgenden Monaten gab es für Bonifatius und seine Mönche anstrengende Arbeiten. Begierig lauschten die Heiden den Worten der Glaubensboten, die ausgestreute Saat fiel auf fruchtbares Erdreich, und immer weiter verbreiteten sich die Lichtstrahlen der göttlichen Wahrheit. Zuweilen stiegen in den Marken dicke Rauchsäulen empor aus ansehnlichen Scheiterhaufen, die von Götzenfiguren aus Holz und Lappen geschichtet waren. Auch die grausigen Opfersteine, darauf seit vielen Jahrhunderten Tiere und Menschen unter den Messern der Erwarte und Alrunen verbluteten, sanken in Trümmer. Gleiches Schicksal erreichte die Götterhäuser, jedoch nicht alle. Auf Rat und Weisung des Papstes Gregorius des Großen, hatte dereinst der heilige Augustin, der Angelsachsen Apostel, nicht alle Götzentempel Englands zerstört, sondern manche durch Erteilung der Weihe für die christliche Gottesverehrung geheiligt. In gleichem Sinne verfuhr der Apostel der Deutschen. Hervorragende Götterhäuser weihte er für den christlichen Kultus. Aus dem Holze der Eiche Donars baute er an derselben Stelle

ein Kirchlein, wo Donars Haus gestanden, und weihte es zu Ehren des heiligen Apostels Petrus.[63]) Die stille Klause der Zauberfrau Wanna, in dem einsamen Bergkessel gelegen, dessen Örtlichkeit zu beschaulichen Betrachtungen einlud, erfuhr gleiche Umwandlung. Bonifatius errichtete dort eine Kapelle, weihte Donars Quelle dem Dienste Gottes und taufte daselbst die Heiden jener Mark. So knüpfte der Heilige allenthalben an vorgefundene Gesichtspunkte und bevorzugte Orte an. Indem er Göttern geheiligte Stätten zum Dienste Gottes umschuf, förderte er durch dieses kluge Verfahren die Verbreitung und Sicherung des Christentums. Der Papst billigte diese Handlungsweise des Apostels der Deutschen und allgemein wurde deren Zweckmäßigkeit anerkannt. „Die Germanen hatten vorher in ihren Hainen und Tempeln Geister und Dämonen verehrt," schreibt der Utrechter Biograph, „Bonifatius aber, der in seinen Händen die Sichel trug, vertilgte von Grund aus sämtliche Waldgötter der Heiden. Weil es jedoch keineswegs genügt, wenn man nur niederreißt und ausreutet und nicht zugleich aufbaut und pflanzt, und es ebensowenig genügt, wenn man nur das Böse entfernt und nicht zugleich auch den Grund zum Guten legt, so errichtete der vom Geiste Gottes erfüllte Mann an den Orten, von welchen er die Spuckgestalten vertrieben hatte, berühmte Klöster, ausgezeichnete Kirchen und Altäre für das göttliche Opfer und sorgte dafür, daß dort,

wo vorher die Eingeborenen Götzen verehrten, fortan der Name des lebendigen Gottes angerufen wurde.“ [64])

Abbots Burawald erlangte sogar durch Bonifatius geschichtliche Bedeutung.

Im folgenden Jahre, gleich nach der Taufe der Eingesessenen der Marken Abbotheim und Waifara segnete der Heilige den Ehebund zwischen Abbot und Addula, Wolfram und Gunilde. Das Glück der beiden Paare wurde wesentlich erhöht durch die vorausgegangene Unterweisung in den Heilslehren, dann durch die Taufe und die Aufnahme in das Reich Gottes. Nicht allein der „strahlende Morgenstern“ verbreitete lichten Schein durch Anmut und Schönheit, sondern auch Waifars Tochter, deren stolzes und derbes Wesen sehr gemildert wurde durch den willig aufgenommenen Geist des Christentums.

Den Frilingshof Abbotheim fand Addula anziehend verändert. Den schmutzigen, urdeutschen Freiherrnsitz hatte Abbot niederreißen und an dessen Stelle, unter Leitung eines baukundigen Benediktinermönches, ein stattliches Wohnhaus errichten lassen. Dasselbe hatte nicht bloß „eingesperrte Herde“, sondern auch einige Stuben und Kammern, mit weißgetünchten Wänden, über deren Sauberkeit Abbot ängstlich wachte.

„Für meine Addula, die ganz rein und strahlend ist, muß auch die Heimstätte blank sein,“ wiederholte er häufig.

Auch Schränke, Kästen, Tische und Stühle mußten ihm die Laienbrüder für sein neues Christenhaus anfertigen.

In ungleich wichtigerer Beziehung sorgte der vom christlichen Geiste beherrschte Abbot dadurch für die Reinlichkeit seines Hauses, daß er den sittlichen Unrat heidnischer Frilinge entfernte. Addula durfte nicht ebenso gekränkt werden, wie vormals der fromme Jüngling Gregor.

So wurde Addula bei ihrem Einzuge in das Gehöft angenehm überrascht.

Das Hochzeitsmahl, an dem auch der heilige Bonifatius teilnahm, verlief ohne die herkömmlichen Schwelgereien und heidnischen Ausschweifungen. Die Trinkhörner kreisten nicht, die Aufforderung zum Leeren der Humpen und das Zutrinken unterblieben, es gab keine Berauschten. Die Neugetauften machten dem Christennamen Ehre durch Mäßigkeit und löbliches Verhalten.

In unmittelbarer Nähe des „strahlenden Morgensterns" glänzte Abbots Gesicht von Glück und Wonne. Er lächelte beständig und in so hohem Grade beherrschte ihn das Freudengefühl, daß er durch Speise und Trank kein Bedürfnis zu befriedigen hatte. Diese glückliche Stimmung steigerte sich noch, wenn sein Blick mit besonderem Ausdruck auf dem Bischofe ruhte und sein Mienenspiel geheime Absichten verriet, die ihm außer-

ordentliches Vergnügen bereiteten. Gegen Ende des Mahles erhob er sich, und seine ebenso feierlichen wie freudig erregten Züge verkündeten im voraus den Tischgenossen eine große Überraschung.

„Ehrwürdiger Bischof!" fing er an. „Ich habe Dir eine hochwichtige Sache zu melden. Als ich noch ein thörichter, blinder Heide war, da handelte ich auch verkehrt und blind. Zu meinen vielen bösen Streichen, die mir Gottes Barmherzigkeit insgesamt verziehen und durch die heilige Taufe abgewaschen hat, worüber ich gar froh und glücklich bin, — also zu meinen bösen Streichen gehörte auch mein Vorhaben, Waifars Tochter Gunilde nach heidnischer Sitte gewaltsam zu freien. Weil aber die starke Gunilde den Raub verhinderte, so wollte ich sie von ihrem Vater um so hohen Preis kaufen, wie noch keiner für eine Jungfrau geboten wurde. Um es kurz zu sagen, — meinen herrlichen Burawald bot ich dem Friling für seine Tochter. Dennoch gab mir Waifar um solchen Preis Gunilde nicht, jetzt freut mich das über alle Maßen. Weil nun Gott, der so gütig und barmherzig ist, mich auf den Weg des Glückes geführt und in sein Reich mich aufgenommen hat, so möchte ich dankbar sein. Ich will nämlich meinen Burawald Dir schenken, ehrwürdiger Bischof! Dort sollst Du auf dem Berggipfel, wo Freias Altar gestanden, dem wahren Gott ein Haus und Dir ein Kloster bauen, wie in Hamanaburg. Hört es alle,

meine trauten Gäste, und seid Zeugen, daß ich meinen Burawald hiemit dem heiligen Manne Bonifatius schenke für alle Zeiten!"

„Wohlgethan! Wir bezeugen Deine Schenkung," riefen die Tischgenossen.

„Mit Dank nehme ich Dein Geschenk an, edler Friling!" erwiderte Bonifatius. „Die gute Absicht, welche Dich hiebei leitete, ist Gott wohlgefällig. Der Allmächtige möge Dir reichlich vergelten, und Dich, Dein Weib, Deine Nachkommen und Dein ganzes Hauswesen segnen. Mich selbst freut Deine hochherzige Gabe ungemein, und ich preise Gott, dessen Gnade Dein Herz lenkte. Auf dem Buraberg, der sich so majestätisch über die Landschaft erhebt, will ich dem Herrn, unserem Gott eine Kirche bauen, und seinen Dienern, den Söhnen des heiligen Benedikt ein Kloster."

Bonifatius erfüllte sein Versprechen, jedoch in weit größerem Maßstabe. Abbots Stiftung legte nämlich den Grund zum Bistum Buraburg, das Bonifatius siebenzehn Jahre später errichtete. Im Jahre 742 erfolgte die Bestätigung durch den Papst Zacharias, der jedoch nicht unterließ, seine Bedenken gegen den Bischofssitz in jener Wildnis auszusprechen.

„Durch den Inhalt Deiner Zeilen haben wir erfahren," schreibt der Papst, „daß Du dort an verschiedenen Orten drei Bischöfe bestellt hast, die demselben

Volke, welches Gott, unser Herr, durch Deine Heiligkeit zu sich zu versammeln sich gewürdigt hat, vorstehen sollen. Zugleich hast Du begehrt, daß durch die Machtvollkommenheit unseres Stuhles die bischöflichen Sitze daselbst bestätigt werden mögen. Deine heilige Brüderlichkeit wolle indessen reiflich überlegen und nach genauer Betrachtung entscheiden, ob dies zuträglich ist, oder ob die Orte und die Volkshaufen sich als solche erweisen, daß sie Bischöfe zu haben verdienen; denn Du erinnerst Dich wohl, Geliebtester, daß uns in den heiligen Kirchengesetzen vorgeschrieben wird, keineswegs für Flecken und kleine Städte Bischöfe zu bestellen, damit der bischöfliche Name nicht verliere an Achtung. Durch Deine überaus aufrichtigen und uns werten Zeilen aufgefordert, wollen wir indessen ohne Verzug zugeben, was Du verlangt hast, und setzen durch apostolische Machtvollkommenheit fest, daß dort bischöfliche Sitze bestehen, welche Bischöfe in fortlaufender Reihe verdienen und den Völkern vorgesetzt sein mögen, nämlich einer in der Veste, welche Wirtzeburg heißt, ein zweiter an dem Orte, welcher Buraburg genannt wird, und ein dritter an dem Orte, welcher Erphesfurt heißt, und zwar so, daß es niemand erlaubt sein soll, auf irgend eine Weise zu verletzen, was von uns beschlossen worden ist, und was wir durch die Machtvollkommenheit des seligen Apostels Petrus als feststehend erklärt haben." [65])

Die Errichtung der Bistümer in Hessen und Thüringen entschied den Sieg des Christentums. Mit dem Götzendienst schwand die urdeutsche Barbarei, und das Licht der Christusreligion verdrängte Nacht und Greuel des Walhallaglaubens. Es begann für die Söhne der Wildnis jene Kulturentwicklung, welche die getrennten deutschen Stämme durch Glaubenseinheit zum mächtigen Volke zusammenschloß, das gewaltig wurde in seiner Kraft, hervorragend durch seine Leistungen auf allen Gebieten der Gewerbe, der Künste, des Wissens, und bewunderungswürdig durch Großthaten seines religiösen Heldenmutes.

Anmerkungen.

[1]) Dr. Ph. Külb, Sämtliche Schriften des heiligen Bonifatius. B. I., S. 23. Erster Brief.

[2]) Ad obsessas antea Hessorum metas cum consensu Caroli ducis rediit. Willib. Vita S. Bon. VIII, 22.

[3]) Grimm, Deutsche Mythologie, II, 1035. — De eo, quod credunt, quia feminæ lunam commendent, quod possint corda hominum tollere juxta paganos. Indicul. superstit. et pagan. Liptin. 30.

[4]) Diod. Sic. lib. V, cap. 28, — in hoc artus, in hæc corpora, quæ miramur, excrescunt. Tacit. Germ. XX.

[5]) De fontibus sacrificiorum. Ind. superst. et pag. Liptin. 11. — Grimm, Deutsche Myth. I, 549.

[6]) De auguriis vel avium, vel equorum, vel boum stercore, vel sternutatione. Ib. 13.

[7]) De phylacteriis et ligaturis. Ind. Liptin. 10. — Vgl. Kirchner, Thors Donnerk. und stein. Opfergeräte des germanischen Heidentums.

[8]) Siebenundachtzigster Brief. Cnf. Eckhart, Francia orient. LXXII, § 126.

[9]) Si indulseris ebrietati, suggerendo quantum concupiscunt, haud minus facile vitiis, quam armis vincentur. Tacit. Germ. XXXIII.

[10]) Si coquus, qui juniorem habet, occiditur, 40 solid. componatur. Lex Alamannœum, Tit. 79, § 5.

[11]) Si alicujus seniscalcus, qui servus est et Dominus ejus 12 vassos (servos) infra domum habet, occisus fuerit, 40 solid. componatur. L. A. T. 79, § 3.

[12]) Si mariscalcus, qui super 12 caballos est. — L. A. T. 79, § 4.

[13]) Si quis in vaccaritia legitima, ubi sunt 12 vaccæ vel amplius, taurum ex ea involaverit. L. A. T. 79, § 3.

[14]) Si pastor porcorum, qui habet in grege quadraginta porcos. L. A. T. 79, § 1.

[15]) Legitimus pastor ovium, si 80 capita in grege habet domini sui. L. A. T. 79, § 2.

[16]) In omni domo nudi ac sordidi. — Dominum ac servum nullis educationis deliciis dignoscas. Inter eadem pecora, in eadem humo degunt. Tacit. Germ. XX.

[17]) Zwölfter Brief, bei Külb, B. I, S. 27.

[18]) De simulacris de pannis factis. Indic. Liptin. 27.

[19]) J. Grimm, Deutsche Mythologie, I, 56. De simulacro de consparsa farina. Indic. Liptin. 26. Die Mehlteiggötzen widerstanden hartnäckig allen Vernichtungsversuchen durch die Kirche und bestehen heute noch in anderer Bedeutung in den Heidewecken Westfalens, in den Martinshörnern am Rhein, in den Öhrli der Schweiz, in den Osterwölfen Pommerns, im Weihnachtseber Schwedens, sogar der christlich kultivierte Osterhase wurde im deutschen Heidentum geboren.

[20]) Occidere (servum) solent, non disciplina et severitate, sed impetu et ira, ut inimicum, nisi quod impune. Tacit. Germ. XXV.

[21]) „Auch begleitet eine unbedeutende Sendung kleiner Geschenke dieses Schreiben, und zwar sind es drei sehr

mäßige, aber mit aller Ergebenheit unseres Sinns dargereichte Gaben an Weihrauch, Pfeffer und Zimmt. XXXV. Brief.

[22]) Siebenunddreißigster Brief, bei Külb, B. I, S. 97.

[23]) Uxorem ducturus 300 solid. de parentibus ejus. Lex Saxonum, Tit. 6.

[24]) Si quis liber uxorem alterius contra legem tulerit, reddat eam, et cum 80 solid. componat. Si autem reddere noluerit, cum 400 solid. componat eam. Lex Alamannorum, Tit. 51, § 1.

[25]) Hæc dignitas, hæ vires, magno semper electorum juvenum globo circumdari, in pace decus, in bello præsidium. Nec solum in sua gente cuique, sed apud finitimas quoque civitates id nomen, ea gloria est, si numero ac virtute comitatus emineat. Tacit. Germ. XIII.

[26]) De sacrilegio ad sepulchra mortuorum. Indiculus Liptin. 1.

[27]) Arnkiel, Cimbrische Heidenreligion, S. 344 f.

[28]) Nec alius feminis quam viris habitus, nisi quod feminæ sæpius lineis amictibus velantur eosque purpura variant, — nudæ brachia ac lacertos. Tacit. Germ. XVII.

[29]) Strabo lib. IV. — „Sie tragen Fingerringe, um Hände und Arme goldene Bänder, und um den Hals dicke Ringe; auch zu den Panzern wird Gold gebraucht.“ Diodor. v. Sic. V. 28.

[30]) Ignavos, et imbelles, et corpore infames, cœno ac palude, injecta insuper crate, mergunt. Tacit. Germ. XII.

[31]) Multique superstites bellorum, infamiam laqueo finierunt. Tacit. Germ. VI.

[32]) Liudger, Vita S. Gregorii, a. Mab. III. — Gregor blieb der unzertrennliche Gefährte des Apostels der Deutschen und vollendete als Abt von Utrecht das Werk des heiligen Bonifatius, die vollständige Bekehrung der Friesen zum Christentum. Die katholische Kirche zählt den Abt Gregor zu ihren Heiligen.

[33]) Othlo, Vita s. Bonif. Lib. II, Cap. XIX. Nach Othlos Bericht hatte Adalger seine Landgüter dem heiligen Bonifatius übergeben als Stiftung zu Ehren des heiligen Martin.

[34]) Die im Gegensatz zur christlichen Sitte tendenziös gerühmte Keuschheit der Germanen ist in der vielfach angenommenen Allgemeinheit unhaltbar vor der Geschichte. Die niedere Kulturstufe der Walhallagläubigen bezüglich der Sittenreinheit erhellt klar aus dem Kapitulare Pipins vom Jahre 753, sowie aus dem Bußbuche des heiligen Bonifatius, welche mit Strafen und Bußen haarsträubende Sittlichkeitsvergehen ahnden.

[35]) Der heilige Bonifatius ließ sich aus England nicht bloß Bücher, Meßgewänder und andere zum Gottesdienste notwendigen Gegenstände schicken, sondern auch Glocken. „Wenn es Euch keine Mühe macht," schrieb er an den Abt von St. Paul, im Bistum Durham, „so übersendet uns eine Glocke, die uns großer Trost auf unserer Wanderschaft sein wird." Epist. XXXVII.

[36]) Othlo, Vita St. Bonif. Lib. I, Cap. XXV.

[37]) Nam sine patrocinio Principis Francorum nec populum regere, nec presbyteros vel diaconos, monachos vel ancillas Dei defendere possum, nec ipsos paganorum ritus et sacrilegia idolorum in Germania sine illius mandato et timore prohibere valeo. Epist. XII.

[38]) Acta Sanct. Antverp. Junii. Tom. I.

[39]) In tanta paupertate invenerunt populum illum, ut vix ibi ullus haberet unde viveret. Nam tota illa regio

in confinio paganorum rebellium posita, illo tempore incensa erat, et hostili manu vastata. Liudger in vita St. Gregorii, cap. V. a. Mab. III, II, p. 292.

[40]) Othlo, Vit. S. Bonif. Lib. I, XII.

[41]) Ibid. XXIII.

[42]) Epist. C.

[43]) Jus in viribus habent, adeo ne latrocinii quidem pudeant. Pomp. Mela, de situ orbis, V, 3.

[44]) Epist. LXVII.

[45]) Die Bemühungen des heiligen Bonifatius nach dieser Richtung hatten die besten Erfolge. Nicht bloß in Neustrien oder Westfranken wurden nach Anordnung des Papstes, unter Vorsitz des heiligen Bonifatius, jährlich Synoden gehalten, sondern auch in Deutschland. Im Jahre 735 schrieb Papst Gregor III. an die Bischöfe Bayerns und Alemanniens; „Der katholische Ausspruch der heiligen Väter befiehlt, daß zum Heile des christlichen Volkes zweimal im Jahre sollen Synoden gehalten werden. Wir halten es darum für angemessen, zu Eurer Kenntnis zu bringen, daß Ihr unseren Bruder und Mitbischof Bonifatius, welcher unsere Stelle vertritt, um des Namens Christi willen mit gebührender und schuldiger Ehre aufnehmet, und wenn er Euch bescheidet zur Abhaltung von Kirchenversammlungen an einem bestimmten Orte, Euch bereit finden lassen sollt, damit Ihr am Tage der Ankunft Christi Jesu mit der Frucht des guten Werkes vor seinem Richterstuhl stehen und sagen könnt: Siehe uns und unsere Kinder, welche du uns gegeben hast, Herr, wir haben keines von ihnen verloren." Epist. LXV. Die Beobachtung der alten Kirchenverordnung bezüglich der Synoden wäre auch im neunzehnten Jahrhundert in vielen Beziehungen heilsam.

[46]) Effigiesque et signa quædam detracta lucis in prœlium ferunt. Tacit. Germ. VII.

[47]) „Für die Geschenke, nämlich für die Meßgewänder, welche Du geschickt hast, sagen wir Dank und bitten den allmächtigen Gott, daß er Dir den Lohn ewiger Vergeltung mit den Engeln und Erzengeln in Himmelshöhen vorbehalten möge," schrieb Bonifatius an die englische Äbtissin Bugga. Epist. XXXII.

[48]) Epist. VII.

[49]) Epist. VIII.

[50]) Epist. LXXXII.

[51]) Concil. roman. a. 745, Sess. II.

[52]) „Sie wurden durch die wahrhafte Entgegnung seines Wortes beschämt und entgingen nicht dem ihnen gebührenden Spruche der Vergeltung; denn sie wurden mit dem Banne belegt und aus der Kirche ausgeschlossen." Othlo, Leben des heiligen Bonifatius. Buch I, Kap. XXIII.

[53]) Bonifatius nennt hier im deutschen Heidentum übliche Sittlichkeitsvergehen von solcher Abscheulichkeit, daß ihre Bezeichnung unterbleiben muß, — abermals ein Beweis, wie historisch unhaltbar die herkömmlichen Phrasen sind von „urdeutscher Keuschheit und Gesittung", womit moderne Verächter des Christentums die Walhallareligion zu verherrlichen streben.

[54]) Külb, Sämtliche Schriften des heiligen Bonifatius, B. II, S. 127 f.

[55]) Willib. Vita S. Bonif. VIII, 24.

[56]) Et ibi reminiscentur de magnis rebus gestis, et de celsissimi Dei antiquis mysteriis. Ibi postea mirabiles aureæ tabulæ in gramine reperientur, quas in principio temporum possederant. Edda, 51—55.

[57]) Balderus redibit, mala omnia cessabunt. Ibi probi homines habitabunt, et per sæcula cuncta gaudio fruentur. Tum veniet potens ille ad magnum judicium, qui omnia regit; fert hic sententias et causas dirimit, sacra fata statuit, quæ semper durabunt. Ib.

[58]) Im Vergleiche zur Volkszahl späterer Zeiten hausten in deutschen Urwäldern sehr wenige Menschen. Nach dem Berichte des Geschichtsschreibers jener Zeit, Gregors von Tours, bestand das ganze Lombardenvolk, welches Oberitalien eroberte, abgesehen von Frauen und Wehrlosen, nur aus 4000 streitbaren Männern. Greg. Turon. hist. Franc. L. IV. c. 41. Nach demselben Geschichtsschreiber betrug der deutsche Volksstamm der Franken, welche Gallien unterwarfen, kaum 5000 Krieger, von denen sich 3000 mit Clodwig taufen ließen. Ib. L. II, c. 31. Die Bevölkerung des Hessenlandes war sicher nicht stärker.

[59]) Epist. XXX.

[60]) Arnkiel, Cimbrische Heidenreligion. S. 87.

[61]) „Als er den Baum zu fällen begann, war eine große Heidenmenge zugegen, welche den Feind ihrer Götter im Innern auf das eifrigste verwünschte; als jedoch ein geringer Teil des Baumes durchhauen war, wurde plötzlich die ungeheure Masse der Eiche durch einen göttlichen Sturm von oben herab erschüttert, sie stürzte mit abgebrochener Krone der Äste nieder, und barst wie durch Fügung des höchsten Willens in vier Teile, und es zeigten sich vier Stämme von ungeheuerer Größe und gleicher Länge." Willibald, VIII, 22.

[62]) „Als die Heiden, welche verkehrten Sinnes zusammengekommen waren, dies sahen, legten sie alle Bosheit ab und glaubten." Othlo, I, 22.

[63]) „Darauf erbaute der heiligste Bischof, nachdem er mit den Brüdern Rat gepflogen, aus dem Stoffe des oben genannten Baumes ein Bethaus und weihte es zu Ehren des heiligen Apostels Petrus.“ Willibald VIII, 23.

[64]) — vir iste spiritu Dei plenus, in locis, a quibus supradictas vanitates expulerat, illico monasteria inclita et basilicas eximias, altaria quoque divinis sacrificiis construxit; ibique invocari statuit nomen Dei vivi, ubi mortua idola ab indigenis eatenus colebantur. Act. SS. Antverp. Juni, Tom I, p. 477 s.

[65]) Epist. LII.

Inhalt.

	Seite
Die Zauberfrau	3
Der Frilingshof	34
Frauenkauf und Frauenraub	59
Ein urdeutsches Begräbnis	70
Urdeutsches Freien	99
Der erste Lichtstrahl	130
Die Wette	156
Der Apostel der Deutschen	182
Kampf und Sieg in Thüringen	196
Die Versöhnung	249
Donars Eiche	266
Anmerkungen	300

